7
7
4

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

5L

LEO FROBENIUS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S 77/7027

VERÖFFENTLICHUNGEN

DES

FORSCHUNGSINSTITUTES

FÜR

KULTURMORPHOLOGIE

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

50/2890 x1

ERLEBTE ERDTEILE

ERGEBNISSE EINES DEUTSCHEN FORSCHERLEBENS

VON

LEO FROBENIUS

Bd. I. AUSFAHRT: Von der Völkerkunde zum Kulturproblem.

Bd. II. ERSCHLOSSENE RÄUME: Das Problem Ozeanien.

Bd. III. VOM SCHREIBTISCH ZUM ÄQUATOR: Planmäßige Durchwanderung Afrikas.

Bd. IV. PAIDEUMA: Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre. 3. bedeutend erweiterte Auflage.

Bd. V. DAS STERBENDE AFRIKA: Die Seele eines Erdteils. 1. vollständige Ausgabe.

Bd. VI. MONUMENTA AFRICANA: Der Geist eines Erdteils.

Bd. VII. MONUMENTA TERRARUM: Der Geist über den Erdteilen. 2. Auflage der „Festlandkultur".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

PAIDEUMA

UMRISSE EINER KULTUR- UND SEELENLEHRE

VON

LEO FROBENIUS

3. BEDEUTEND ERWEITERTE AUFLAGE

1928
FRANKFURTER SOCIETÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H.
ABTEILUNG BUCHVERLAG * FRANKFURT AM MAIN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1928 by Frankfurter Societäts-Druckerei
G. m. b. H. • Frankfurt a. M.

Diese Schrift widme ich den Lehrern als den dazu berufenen Hütern und Hegern der Keime allen Kultur- und Seelenlebens. Leo Frobenius

„Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen." Goethe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die dritte Ausreise

dieses Buches begleiten die besten Wünsche des Autors, der sich wiederum zu bedanken hat für das rege Interesse, mit dem Lehrer wie Schüler seinen Anregungen folgten.

Frankfurt a. M., 25. Januar 1928.

Frobenius.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Paideumatische Schriften.

Mit diesem Bande beginnt die Reihe meiner „gesammelten paideumatischen Schriften". Sie fängt mit einer bedeutend erweiterten zweiten Auflage des Paideuma an und bringt im Anhang einen Vortrag und Abdruck der Einleitung in den „Atlas africanus".

Bei dieser Gelegenheit bereitet es mir eine große Freude, denen, die mir bei der Ausgabe dieses Werkes an die Hand gingen, herzlich zu danken. Erst dem Verlage, dann eigentlich allen Mitarbeitern und Freunden vom Institut, vor allem Frau S. v. Hoerner, die sich mit Hingabe der Korrektur widmete, Frau E. Verweyen, die als philosophisch geschulter Revisor fungierte, und Herrn v. Wilm, unserem Kartographen.

Frankfurt, 13. März 1925.

Frobenius.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

INHALT

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN . 19

NACH DER JAHRHUNDERTWENDE (1925). Jahrhundertwende — Der Prozeß der „Scheidung" der Kulturen — Der einzelne und die Gesamtheit — Vom Materialismus zur Metaphysik — Das Institut für Kulturmorphologie und seine Aufgaben . . . . . 21—31

PAIDEUMA

EINLEITUNG

1. PERSÖNLICHES. Mechanistische und intuitive Forschung (1920) . . . . . 35—56

I. PAIDEUMATISCHE STUDIEN

2. DIE ANDERN UND WIR (1921) . 59—66

3. DICHTEN (1920) . . . . . 67—85

4. ERLEBEN (1920) . . . . . 87—109

5. WISSEN (1920) . . . . . 111—124

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

II. DAS PAIDEUMA DES INDIVIDUUMS

6. DER PAIDEUMATISCHE STUFENBAU (1920). . . . . 127—141

7. DAS PAIDEUMA IN DER DÄMONISCHEN WELT DES KINDESALTERS (1920) 143—151

8. DAS PAIDEUMA ALS DAS „IDEAL" IM JÜNGLINGSALTER (1920) . . . 153—161

9. DAS PAIDEUMA ALS DIE „TATSACHEN" IM MANNESALTER (1920) . . . 163—172

10. PAIDEUMATISCHE EXTREME (1920) 173—180

11. ENTWICKLUNG DES PAIDEUMA (1920) 181—201

III. DAS PAIDEUMA DER VÖLKER

12. SEELENRAUM UND LEBENSRAUM (Orient und Okzident). (1920) . . 205—220

13. DER LEBENSRAUM (Die Umwelt). (1920) 221—230

14. DIMENSION UND INTENSITÄT (1925) 231—240

15. DER WECHSEL DER UMWELT (1925) 241—252

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

16. DER AUSDRUCK DER UMWELT (1923) 253—263

17. POLARITÄT, SEXUALITÄT UND PAIDEUMA (1924) . . . . . 265—274

18. KULTUREN UND VOLK (1925) 275—285

19. INTUITION (1925) . . . . . 287—303

20. STIL UND ZUCHT (1925) . . 305—328

21. FORMEN UND PERIODEN (1920) 329—351

22. DAS PAIDEUMATISCHE WERK (1920) 353—362

ZUM SCHLUSS . . . . . 363—366

ANHANG

VORTRAG, gehalten am ersten Sitzungsabend des Institutes für Kulturmorphologie, 18. Oktober 1920 . . . . . 369—400

KARTEN ALS SINNBILDER DER KULTURBEWEGUNG. Einführung in den Atlas africanus und in das Verständnis der kinematischen Karte (1922) . . . . . 401—452

Eine Sinndeutung der paideumatischen Begriffe wird im Anhang der „Monumenta Terrarum" geboten werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ABBILDUNGEN

Abb. 1. Kartographische Darstellung der Kulturverschiebung aus dem kaschitischen Meeresbecken (des Indischen Ozeans) über das kontinentale Brückengebiet Westasiens in das Mittelmeer . . nach 248

„ 2. Kartographischer Vergleich zwischen der Verbreitung der Wüsten und der großen Sprachgruppen . . . nach 254

„ 3. Schematische Darstellung der Wesenheit des männlichen und weiblichen Prinzips . . . . . nach 272

„ 4. Kartographische Darstellung der Verbreitung und Umbildung der Kultur vom Mythos zum Materialismus . nach 300

„ 5. Formen der Doppelglocke . . . 434

„ 6. Vom Pfahlbett zum Pfahlhaus . . 434

Tabelle der Grundlagen des Paideuma nach 352

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nach der Jahrhundertwende.

(1925.)

Jahrhundertwende. — Der Prozess der „Scheidung" der Kulturen. — Der einzelne und die Gesamtheit. — Vom Materialismus zur Metaphysik. — Das Institut für Kulturmorphologie und seine Aufgaben.

Es ist dem reiferen menschlichen Bewußtsein ein Bedürfnis, Raum und Zeit aus ihrer Schrankenlosigkeit zu lösen und in übersichtliche Abschnitte zu gliedern. Wir rechnen nach Stunden, Wochen, Jahren, Menschenaltern und Jahrhunderten. Wie die Entstehung der Abschnitte auch immer vor sich ging, sie wurden zuletzt doch zu konstruierten und mehr intellektuell als naturgemäß gefügten Angelegenheiten des Verstandes. Und unser Verstand gerät gar leicht in Konflikt mit unserem natürlich gesunden Gefühl.

Jahrhundert!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Muß diese Vorstellung unbedingt mit Zahlen in Verbindung gebracht werden, die zwei Nullen am Ende haben? Ich glaube nicht. Wenn wir vom „Jahrhundert der Aufklärung" sprechen, sehen wir nicht die Begrenzung eines Zeitraumes durch Zahlen, sondern vielmehr Ausfüllung und Charakterisierung derselben durch einen bestimmten Gehalt vor uns.

So auch können wir von einem Jahrhundert des Materialismus und der Maschine sprechen, von einem „vorigen". Und als der große Bruch in der europäischen Kultur vor sich ging und die überschätzte Maschinerie der mechanistisch geformten statt intuitiv erfüllten Weltwirtschaft zerschlagen wurde, da können wir wohl von einer Jahrhundertwende sprechen und sagen: das vorige Jahrhundert endete mit dem Jahre 1914.

Wer in unserem Sinne die Spaltung der Zeit und des Kulturraumes im Jahre 1914 an charakterisierenden Symptomen beobachtet hat, muß verstehen, was es heißt, wenn ich sage, daß das Paideuma der Völker in der mächtigen Erschütterung der Gemüter überall da, wo es unter verzerrte Formen zurückgedrängt war, in seiner

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Natürlichkeit aufbrach und das Unnatürliche fortstieß. Denn wie es eine Seele des Menschen geben muß, muß es eine solche der Völker geben, und ebenso können wir (siehe nachstehendes) von einem Paideuma der Völker sprechen.

Das Männliche schied sich vom Weiblichen.

Die westlichen weiblichen Kulturen und die östlichen männlichen Kulturen (siehe das nachfolgende „Paideuma" Kap. 18) zeigten nun die Entelechie des eigenen „Schicksals". Die westlichen Kulturen verharrten in der Tendenz zur Dimensionalität, die östlichen gingen im Vollzug rhythmischer Kehre zur Intensität über. Die beiden großen Kulturformen des Ostens entwickelten sich nach ihrem raumbedingten Charakter: die Kultur des eurasiatischen Beckens, mit dem tonangebenden Rußland, in stürmischem Vulkanismus (vergleiche hierüber die Ausführung im 16. Kapitel), die deutsche in schwerfälliger Ueberwindung der ganzen Summe übernommener westeuropäischer, also seiner Natur fremder, Ausdrucksformen. Die russische Kultur gibt sich heute schon, wie sie ist, wie sie als Innerasien zugehörig immer war, immer sein wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die deutsche Kultur aber trat ein in das schwere Ringen, das nach langer Zeit kultureller Verschleierung immer mit dem erwachenden Streben nach Selbsterkenntnis und Wiedergewinnung der Eigenform verbunden ist.

Dieses Ringen ist im Aeußeren (Staatsstruktur usw.) nicht auf der Bewußtseinsfläche zu erkennen. Das ist natürlich. Le Bon sagt treffend, daß die Ideen den Institutionen vorangehen, daß erstere aber letztere bedingen und nicht umgekehrt.

Auf der Gemütsfläche der deutschen Kultur muß aber ein ungeheueres Brodeln und Gären stattfinden, denn allerorts springen vollendete Gedanken auf, die, da sie als solche bewußt sind, nach Kantscher Lehre im Unbewußten Lebenssinn gewonnen haben müssen.

Dieses ein Bild des Ganzen.

Das einzelne, und wenn es dem Großen gegenüber auch noch so bedeutungslos und klein erscheinen muß, wird, wenn es organisch und lebensfähig ist, der Schwingungstendenz des Ganzen folgen. Die gewaltige Erschütterung, wie sie die große Masse eines Volkes wie das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unsrige erheben macht, erweckt auch im Sein des einzelnen Umbildungen von lebensentscheidender Bedeutung.

Das persönliche Erlebnis, das mir zuteil wurde, fand seinen Ausdruck in dem spontan niedergeschriebenen, in Bd. III „Erlebte Erdteile", S. 453 bis 465 wiedergegebenen Aktenstücke. Die Blickrichtung aus dem in Europa gelagerten Selbstverständlichen auf die zumal in Afrika durchlebte Umwelt schlug um. Alles intuitiv erlebte Fremde ward Stein und Mörtel zu einer neuen Synthese des Heimischen. Das Subjekt der Betrachtung ward zum Objekt. Das „Ich" der Vergangenheit ward zu einem „Er" des „Ich" der Gegenwart.

Selten ist es dem Menschen gegeben, die bedeutenden Schicksalsstunden des eigenen Lebens so bewußt erkennen zu können.

Im einzelnen muß sich das Schicksal des Ganzen wiederholen.

Die schon räumlich erkennbare, in der fast einheitlichen Kritik der ganzen Umwelt aber noch deutlicher zum Ausdruck kommende, annähernd zehn Jahre hindurch währende Abschließung Deutschlands, die Zusammenpressung, Abschnü-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rung, Einkreisung zwang unser Volk aus der weltumspannenden Dimensionalität, aus der Ausdehnung in die Weite zur Intensität, zur Versenkung, Vertiefung (vergleiche Kapitel 14). Der Drang zur Ausdehnung, der Rationalismus, Mechanismus und Materialismus des XIX. Jahrhunderts hatte eine Eroberung der Erdoberfläche als Raum zur Folge, die in solcher Geschwindigkeit eine technische Oberflächenerscheinung bleiben mußte. Die neuen Räume wurden technisch erobert und Europa unterstellt, nicht aber innerlich erworben, durchlebt und seelisch verbunden, so daß eine blut- und atemlose Zivilisation das Charakteristikum dieser neuen Eroberung wurde. Diese mußte kommen, nachdem der Mensch sich als „Subjekt" der Umwelt erklärt hatte.

Nachdem die Beziehung zum Uebersinnlichen abgebrochen war.

Nachdem die Pietät auf den Kehrichthaufen einer mechanistischen Kulturgeschichte geworfen war.

Und wir Deutschen haben vor dem Weltkrieg in gleichem Kurs gegen den Sinn unseres eigenen Ich „Kultur"-Schiffahrt getrieben.

Bis wir eben vom Mitgenuß dieses, wegen

solchen leichten und bequemen Lebens erfreulichen, Oberflächenerwerbs ausgeschlossen wurden.

Woraufhin denn aus der eingepreßten Menge ein Neues aufstieg, ein tiefes Sehnen zur innerlichen Versenkung, ein gewaltiger Wille zur Idealität der Metaphysik.

Solches erlebte auch ich, und in dem Vortrage, den ich unter dem Titel „Orient und Okzident" am 25. Februar 1916 in der Asiatischen Gesellschaft in Berlin hielt, kam dies in der Gegenüberstellung der weiblichen und männlichen Kulturen zum Ausdruck. Denn ich erhob darin Anspruch auf Anerkennung der Priorität der auf der Gemütsfläche aufsteigenden Ideale und forderte daran anschließend eine ernste Untersuchung der Frage: „Was ist deutsch?"

Die neue Einstellung forderte Neuordnung. Das Archiv, was auch immer es vordem war, bedeutete jetzt nur noch Stoffliches, die Leistung der Expeditionen mit den Tagebüchern, Fragebogenberichten und Tatsachensammlungen war nichts mehr als stofflich Ergänzendes. Gegenüber dem, was die neue Zeit als bedeutsam, als Leben, als Blutwärme von mir forderte, war alles das

doch nur Baumaterial, Objekt, totes Geäder. Schon im Jahre 1915 war ich selbst in eine Fülle von inneren Erlebnissen gedrängt, deren spezifisches Gewicht mich isolierte. Nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich. Es war wie die Folge einer durch Mauern hindurch fortgepflanzten Empfindsamkeit, daß die Fach-„Freunde" an den Museen, ohne wissen zu können, um was es sich handelte (denn ich habe über das, was ich selbst nur ahnen und nicht wissen konnte, natürlich nicht sprechen können), dem Plan jeder auch nur technischen Neuordnung unserer Studienart und -objektordnung sich prinzipiell widersetzten. Es mag als ein wesentliches, historisches Testat nach dieser Richtung gebucht werden, daß ich unter den Staats- und Geisteslenkern jener Zeit eigentlich nur drei Männer getroffen habe, die die gewaltige Perspektive einer entsprechend begründeten, uns für die Zukunft notwendigen, wissenschaftlichen Metaphysik verstanden haben: Wilhelm II., Deutscher Kaiser und König von Preußen, Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg und Prof. Dr. Crusius, Präsident der Bayrischen Akademie der Wissenschaften. Wogegen damals

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Fernblick aller in Betracht gezogenen Staatssekretäre und Ressortminister bei der Berührung mit den Ansprüchen der Ideen als der Prioritäten wie ein ungeschütztes Talglicht im Winde verlöschte.

Die dem neuen Blick entsprechende Neuordnung konnte nur von der Gestalt eines Forschungsinstituts ausgehen, und der Kampf um diese weitere Ausbildung des Archivs und der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition nahm den Zeitraum von 1916 bis 1918, der erste vergebliche Versuch wieder zwei Jahre in Anspruch, so daß das heutige Institut erst im Jahre 1920 das Licht der Welt erblickte.

Mit der Gründung des Institutes für Kulturmorphologie war eine Anstalt geschaffen, die in der Lage war, auf breiterer Basis die neuen Ideen gegen die naturgemäßen Angriffe der alten Institutionen, die durch die Neuzeit zum Kampfe um die Selbsterhaltung gedrängt wurden, zu schützen, und zwar in der Weise, daß ein Arbeitsapparat geschaffen wurde, der sich rücksichtslos und unbekümmert der experimentellen Ausbeute des Gesammelten widmete und so dem neuen Blick adäquaten Ausdruck verlieh.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Experimentelle Ausbeute!"

Im Jahre 1896 hatte der junge Leo Frobenius den Gedanken der Raumgebundenheit und den andern der Organität der Kultur konzipiert und ausgesprochen. Durch Ausnutzung und richtige Anwendung des Begriffes der Raumgebundenheit, d. h. nach kartographischer Festlegung, mußte es möglich sein, der Kultur eine Sprache abzulauschen, die, sobald sie entziffert war, indirekt in, dem Intellekt verständlichen, Bildern das ausdrückte, was das Metaphysische als solches dem Bewußtsein nicht direkt mitzuteilen vermochte.

So entstand das Institut für Kulturmorphologie, dessen Arbeit zunächst weniger der Gelehrsamkeit und lebensfremden Wissenschaftlichkeit als dem Sicheinfühlen in eine den Tatsachen entquellende Weltanschauung gewidmet war.

Im engen und dann weiteren Kreise der Mitarbeiter und Freunde stellte sich mehr und mehr eine neue, naturgemäß von der früheren abweichende Begriffsdeutung ein, die es notwendig erscheinen ließ, das Wort Kultur durch das andere: „Paideuma" zu ersetzen. Im Laufe der Jahre hat sich dann aber auch unser Wissen um

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das uns wissenschaftlich Notwendige vertieft und erweitert. Afrika bot uns nun die Phänomene des Paideuma; die Anwendung der in Afrika gewonnenen Erkenntnisse erfolgte dann auch für andere Erdteile und für unsere „Weltgeschichte". Heute steht das Institut vor drei großen Aufgaben paideumatischer Natur:

1. der Vollendung des Atlas africanus,
2. der Anlage eines Atlas mundi,
3. der Erforschung der Frage, was deutsch und deutsche Kultur sei.

Mit der großen, von 1925 ab erscheinenden Zeitschrift des Institutes wird das Organ geschaffen werden, in dem wir uns mit diesen der deutschen Philosophie und Wissenschaft zufallenden Aufgaben abzufinden und über den Verlauf der Arbeit Bericht zu erstatten haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

PAIDEUMA

(Zweite Auflage)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1. Persönliches.

MECHANISTISCHE UND INTUITIVE FORSCHUNG.

(1920.)

Im Jahre 1894 war mir die Aufgabe zugefallen, Oskar Baumanns Werk „Durch Massailand zur Nilquelle" zu besprechen. Die kleine Arbeit verfaßte ich aus dem Gefühl einer großen Verehrung für diesen scharf beobachtenden und unternehmenden Entdeckungs- und Forschungsreisenden, gab auch all meinen warmen Empfindungen Ausdruck, konnte mich aber nicht enthalten, meiner abweichenden Meinung über die Behandlung des Nilquellproblems Ausdruck zu geben. (Die späteren Werke Richard Kants haben mir Recht gegeben.)

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich eine harte und kränkende Entgegnung des be-

deutenden Mannes, die mir den ganzen Grimm verletzter Eitelkeit zeigte. Ich fühlte mich im Innersten meiner Seele und meiner wissenschaftlichen Denkweise betroffen. Eine tiefe Niedergeschlagenheit ergriff mich. Ich war so erfüllt von dem großen Beruf eines Forschungsreisenden, der Notwendigkeit einer weiten Auffassung, daß mir das Kleinliche erst gar nicht begreiflich war, umsoweniger, als ich erst viele Jahre später hörte, daß Oskar Baumann schon damals an der entnervenden Krankheit litt, die ihm ein allzu frühes Ende gebracht hat. Ich selbst bereitete mich seit Jahren auf die Forschertätigkeit in Afrika vor, hatte in ihr immer mehr das Große und Hohe sehen gelernt, liebte meine Heroen der Forschung über alles und hatte schon so oft bei dem Gedanken, ob ich es ihnen je werde gleich tun können, gezittert, so daß ich unter dieser ersten Erkenntnis menschlicher Schwäche innerlich zusammenbrach. Damals waren mir in Dresden die Professoren Schneider, Sophus Ruge und Lindemann fördernde Freunde. Diese drei waren es, die durch gütige Zusprache die in mir auftauchenden Zweifel zu zerstreuen suchten, die mit allerhand Beispielen aus der Ge-

schichte der Wissenschaft und der Gelehrtenschicksale mich lehren wollten, auch die Schlacken, die unter jedem großen menschlichen Feuer niedersinken, zu verstehen; sie führten mich von der Ueberschätzung wissenschaftlicher Persönlichkeiten wieder zurück zu den Fragen und Stoffen aufbauenden, verstehenden und erlebenden Schaffens.

Mit der ganzen Leidenschaft einer jungen Seele versenkte ich mich nun in die Arbeit; allerdings: zunächst war die Ruhe gestört, alle Sachlichkeit erschüttert, die Erregung so bedeutend, daß sie sich nur im Erfassen des Ganzen äußern konnte. Alle Aufzeichnungen, die bis dahin für künftige Arbeit aus der Literatur und auf Museumsbeobachtungen hin gemacht waren, wurden gesiebt; es war mir der feste Wille erwachsen, dem Persönlichen gegenüber das Sachliche als allein Entscheidendes aufzustellen. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer ganz neuartigen Ordnung des ungeheuren Stoffes trat hierbei immer wahrnehmbarer hervor. Im Geiste tauchte der Gedanke einer großen Einrichtung auf, in der alle Quellennachweise, wohlgeordnet, durch inneren Sinn gegliedert und durch ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

festes Gerüst, gleichsam ein steinernes Heim für das Wesen menschlichen Werdens, vor der menschlichen Schwäche geschützt, für die Geschichte der Kultur aufzuspeichern seien. Bei einem benachbarten Tischler wurden die ersten entsprechenden Kästen bestellt, bei einem Buchbinder die Kartons und fein säuberlich zugerichtete Einlagen.

In dieser Weise Tag und Nacht hindurch nach objektiven Grundlagen sichtend, ordnend und aufbauend, lernte ich zum erstenmal den Zauber kennen, der in dem ständigen Umgang mit einer organischen Materie beruht. In diesen Tagen war es zum erstenmal, daß ich nicht „mich", sondern das unmittelbare lebendige Dasein dessen erlebte, was mich so vollkommen fesselte: das aber war die Kultur als ein die Menschen innerlich formendes Wesen. Die einzelnen Phasen meiner Entwicklung sind mir nicht zum Bewußtsein gekommen. Als ich aber am 9. November des Jahres 1894 einen prüfenden Blick über Tätigkeit und Ergebnisse der letzten Jahre warf, da fand ich den Plan eines umfangreichen Archives für Völker- und Kulturkunde vollendet; da waren die grundlegenden

Einrichtungen getroffen; da war die Erkenntnis gezeitigt, daß die menschliche Kultur ein selbständiges organisches Wesen sei. Im Frühjahr 1895 war der erste Entwurf einer Lehre von der organischen Kultur niedergeschrieben und somit jene Arbeit begonnen, die seitdem mein Leben erfüllt hat.

Das war vor fünfundzwanzig Jahren, und deshalb ist die vorliegende Schrift zugleich eine Jubiläumsskizze, in der der Verfasser sich darüber klar werden will, welche Wandlungen seine Anschauung der Dinge in ihm selbst und in der Umwelt während der dazwischenliegenden fünf Lustren erlebt hat, einer Zeit, in der seine Gedanken eine stille, aber tiefe Wirkung auf die Kulturforschung, namentlich des Auslandes, geübt haben.

Eine innere Erschütterung hatte also im Herbst 1894 das „Afrika-Archiv" und eine skizzenhafte Lehre von der organischen Eigenart der Kulturen ins Leben gerufen. In die weitere Oeffentlichkeit trat diese mit der Arbeit „Stilgerechte Phantasie" (1896) und, nach Vollendung der ersten Vorarbeiten während der Jahre 1897/99, mit den Veröffentlichungen in „Peter-

manns Mitteilungen", dem „Ursprung der afrikanischen Kulturen" und der „Naturwissenschaftlichen Kulturlehre". Ihre Grundlage, die seitdem als Kulturkreislehre (siehe „Deutsche Kolonialzeitung" 1913 S. 690) eine immer weitergehende Anwendung gefunden hat, geht davon aus, die Kultur ihren menschlichen Trägern gegenüber als selbständigen Organismus aufzufassen, jede Kulturform als ein eigenes Lebewesen zu betrachten, das eine Geburt, ein Kindes-, ein Mannes- und ein Greisenalter erlebt. Die Kulturformen sind eigenen Wachstumsprozessen unterworfen, die dem Entwicklungsgange des menschlichen Individuums entsprechen. Plump und unbeholfen gebärden sie sich in ihrer Jugend, energisch und zielbewußt im Mannesalter, kindisch sind die Greisenkulturen usw. Vor allem: nicht der Wille des Menschen bringt die Kulturen hervor, sondern die Kultur lebt „auf" den Menschen. (Heute möchte ich sagen: sie durchlebt den Menschen.) Die Kultur ist ihren Formen nach an bestimmte Gebiete gebunden, die Kulturkreise; die Formen bilden sich bei der Verpflanzung um und bringen in der Vermählung neue Formen hervor. Meine Ansicht

von 1898 unterscheidet Morphologie, Anatomie und Physiologie der Kulturformen. Sie ist also durchaus naturwissenschaftlich. Zwar gliederte sie schon die Kultur als „drittes Reich" der organischen und anorganischen Natur an, sie war aber in ihrer Beweisführung noch so durchaus der damaligen naturwissenschaftlichen Beobachtungsweise unterworfen, daß sie unfähig blieb, die Eigenart des Sonderdaseins einzelner Kulturen zu erfassen.

Immerhin stellte diese Auffassung einen Fortschritt dar. Die Geburt der Völker- und Kulturkunde als des jüngsten Kindes der modernen Wissenschaft hatte sich erst kürzlich vollzogen. Sie tauchte auf in einer mechanistischen Periode und mit halbwissenschaftlichen Vorarbeiten schwer überbürdet. Glänzend hat das Heinrich Schurtz gesagt: „Man könnte an allem wahren Wert der Arbeiten auf diesem Gebiet verzweifeln. Ueberall mischt sich das launenhafte Subjektive in die gesetzliche Entwicklung ein. Alles schwankt und schillert in tausend Farben. Alle Regeln werden durch Ausnahmen zersetzt, bis endlich das niederschmetternde Bewußtsein, nie auch nur die kleinste feste Wahrheit er-

reichen zu können, die einzige Frucht unermüdlicher Arbeit zu sein scheint, bis das bittere Gefühl aufsteigt, daß es hundertmal besser sein würde, irgendein schlichtes Handwerk zu treiben, als mit diesem täuschenden, unfaßbar unter den Händen zerfließenden Problem zu ringen."

Bei der Eigenart dieser Materie konnte es nicht ausbleiben, daß zunächst zwei entgegengesetzte Anschauungen miteinander um das Vorrecht stritten: diejenige Bastians, die alle kulturellen Vorgänge auf gesetzmäßigen Funktionen des menschlichen Geistes, und diejenige Ratzels, die alle Vorgänge auf geographischen Eigenarten und der Enge des menschlichen Bewußtseins aufbaute. Unter diesen Umständen war die Kulturkreislehre von 1897 zweifellos ein Fortschritt, indem sie die Kultur als Subjekt dem Menschen als Objekt gegenüberstellte und die Abgrenzung ihrer landschaftlichen Ausdehnung als ein Mittel zur Erkenntnis der morphologischen Artunterschiede, die Altersstufen aber als Mittel zum Verständnis der physiognomischen Lebensformen heranzog.

Aber die Lehre von 1897/99 war schwer belastet. Einmal durch einen technischen Mißgriff,

sozusagen eine psychologische Unart, und zum zweiten durch eine, allerdings zeitgemäße, naivmaterialistische Auffassungsweise. Beides hatte seinen letzten Grund in der Weltabgeschiedenheit und der damaligen Einzelstellung ihres Urhebers. Denn nach dem Streite mit Oskar Baumann hatte er sich fast von jedem Verkehr zurückgezogen. Er lebte nur seiner Arbeit, nur der Gelehrsamkeit, was um so widersinniger war, als er von Natur ein geselliger und lebendiger Mensch und fähig zum Erleben ist.

Die psychologische Unart bestand in einer durch die Erregungen von 1894 nun einmal erweckten und durch dann folgende Beobachtungen verstärkten Lust an der Polemik. Das war schlimm, und zwar noch mehr innerlich als äußerlich. Im Zorne über menschliche Mißgriffe, wie sie wohl die Geschichte jeder Wissenschaft erleben muß, in der Erbitterung darüber, daß mangelndes Wissen und ungenügende Vorbereitung von der Kollegenwelt nicht gerügt wurden, ließ ich mich zu höhnischen Urteilen hinreißen, die meiner Jugend jedenfalls nicht anstanden und die naturgemäß das Uebelwollen der Rezensenten nicht allein gegen mich, sondern

nach menschlicher Art auch gegen die von mir aufgestellte Lehre lenken mußten. Ich war damals so unter dem Staub der Bücherweisheit vergraben, daß ich es nicht vermochte, mir die Erbärmlichkeit klarzumachen, die im rücksichtslosen Einreißen und Zerstören, womit jede Polemik verbunden ist, liegt. Es ist mir gründlich heimgezahlt worden, und wenn ich damals auch kein Verständnis für all die nun niederprasselnden Rezensionen hatte, die das Kind mit dem Bade ausschütteten, so wurde ich doch durch solche Erfahrungen dazu gedrängt, möglichst bald die fernen Länder aufzusuchen, um den segnenden Einfluß des Erlebens zu genießen und am lebendigen Objekte die Berechtigung meiner Darlegungen nachzuprüfen.

Wenige Tage vor dem Aufbruch zur ersten Reise der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition (D.I.A.F.E.), die ich damals ins Leben rief, erlebte ich es, daß meine Lehre die prinzipielle Anerkennung anderer fand, die meinen Arbeitswegen streng sondierend nachgegangen waren. (Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 5. Dezember 1904.) Als nun meine Auffassungsweise aber aus dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Munde anderer widerklang, wurde ich mir der zweiten Schwäche jener Lehre von 1897/99, wenn zunächst auch nur ganz im allgemeinen, bewußt. Ich bin dann aber im Laufe der folgenden Jahre zumeist im Verkehr mit anderen Völkern und Menschen anderer Kulturen gewesen, habe im langsamen Wachsen des Archives bis zum Forschungsinstitut das Erleben über das Wissen stellen gelernt, habe Gelegenheit gehabt, an unendlich vielen Beispielen die alte Betrachtungsweise zu prüfen und mit lebendigen Tatsachen zu vergleichen, habe die Kultur in allen ihren großartigen, zuweilen auch in ihren jämmerlichen Aeußerungen, den Menschen aber immer mehr als den kleinen Träger der gewaltigen Erscheinungswelt der Kultur kennen gelernt.

Und heute glaube ich diese zweite Schwäche von damals zu kennen: die Weltanschauung, aus der sie entsprang, war eine mechanistische; das organische Leben im dritten Reiche, das Kulturleben, ist aber seiner Natur entsprechend lediglich der lebendigen Intuition zugänglich.

Mechanistisch und intuitiv bezeichnen hier zwei Arten von Weltauffassung. Die mechanistische sucht die einzelnen Vorgänge

und Erscheinungen des Wirklichkeits- und Seelenlebens durch Aufstellung von Gesetzen zu erfassen. Ihre Stärke beruht eben in der Herausschälung der „Gesetze", ihre Schwäche darin, daß ein nicht in der Natur des Gegenstandes liegender Gegensatz entsteht, indem nämlich unwillkürlich das Gesetzmäßige dem Ungesetzmäßigen, das Normale dem Anormalen, die Regel der Ausnahme gegenübergestellt wird. Hierdurch wird das Ungesetzmäßige, das Unnormale und die Ausnahme gewissermaßen in eine zweite Klasse abgesondert, und so verliert diese Anschauungsweise die Fähigkeit, allumfassend und dabei gleichwertig urteilend zu sein. Das Prinzip führt zwar wie ein Schienenstrang schneller zu einem vorgesteckten Ziele, macht dagegen die freie Beweglichkeit und Umschau auf der großen Fläche unmöglich.

Demgegenüber geht die intuitive Weltanschauung von der Vorstellung eines P l a n e s aus, begnügt sich damit, die bedeutsamen Phänomene zu finden und ihren Platz im Gesamtaufbau des Daseins verständnisvoll festzustellen. Darum kann die Intuition für jede Veränderung im Wirklichen ihr uneingeschränktes Verständnis bewahren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die mechanistische Weltauffassung sieht vor sich ein System von Tatsachen, das sie nach Ursache und Wirkung, nach Element und Verbindung zerlegt und aus dem sie vermeintlich allgemeingültige Beziehungen ableitet. Sie wird und kann das Leben nur „biologisch" oder „psychologisch" erfassen, nämlich indem sie bis zu Eiweiß- oder Assoziationsprozessen, zu Affekten, Triebfedern, Ganglienzellen, Nervensubstanzen vordringt und dann starre Formeln aufstellt. Der intuitive Forscher dagegen sucht den ganzen regellosen Reichtum lebendiger, seelischer Regungen mitzuerleben; er unterscheidet das Bedeutsame vom Unbedeutenden, den Sinn einer Ausdrucksbewegung von ihren Mitteln. Er versenkt sich in die innere Logik alles Werdens, Wachsens, Reifens, die durch Experiment und System nicht erfaßt werden kann, und findet statt starrer Gesetze Typen des lebendigen Seins und Werdens und statt der Formeln symbolische Ereignisse.

Unter Mechanistik verstehe ich also die heute vorherrschende, und ihr gegenüber unter Intuition eine heute selten gewordene, der ersteren genau gegensätzliche Weltauffassung. Mechanistik und

Intuition sind hier durchaus nicht im Sinne philosophischer Lehren gemeint. Beide bedeuten etwas Umfassendes, Durchgreifendes, fast Zwangsmäßiges, das als Wesentliches die Allgemeinheit beherrscht. Ich betone aber ausdrücklich, daß die intuitive Weltauffassung hier weder als irgend etwas Neues noch auch nur als etwas „Richtiges" gelten soll. Neu sicherlich nicht. Auch Goethes Weltanschauung war eine durchaus intuitive, deren Auswirkung jedoch unter dem Einfluß der stets wachsenden Spezialisierung im neunzehnten Jahrhundert immer mehr eingeengt wurde, so daß er für dieses durchaus Recht hatte mit dem Ausspruche, daß seine Werke niemals populär werden könnten — wenn auch alle Welt den Faust zitiert. Und zweitens das „Richtige" betreffend: Alle Kulturen schwankten bisher in ihrer Weltauffassung zwischen den beiden Polen der Mechanistik und der Intuition. Wenn ich aber die Theorie des nahen Beginnes einer neuen Kulturperiode (siehe 21. Kapitel) aufstelle, die sich nicht systematisch beweisen, sondern nur intuitiv gewiß machen läßt, so muß ich die ersten Regungen wiedererwachender Intuition fördern — zumal die ersten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vertreter solcher Weltanschauung je eher desto erfolgreicher und zielsicherer geopfert werden.

Auch muß betont werden, daß es weder eine absolut mechanistische noch eine absolut intuitive Weltauffassung geben kann. Es handelt sich vielmehr, wie eingangs schon gesagt wurde, um eine Richtlinie, um Vorwiegen der einen oder anderen Anschauungstendenz oder, um es mit zwei Grundbegriffen dieser Schrift zu bezeichnen, die bald näher erklärt werden sollen: um den Vorrang des Tatsachensinnes oder des Dämonischen im Menschen.

Das Jahr 1904 führte mich nun hinaus unter andere Völker, in den Bannkreis der afrikanischen Kulturen. Damit begann ein Leben, das so reich und fast übermäßig mit Erlebnissen und Eindrücken gesegnet war, daß ich heute glaube, nicht dankbar genug sein zu können. Zeiten freien, ungebundenen Daseins, in denen mir die ganze Verantwortung selbständiger Lebensführung für mich und viele mir anvertraute Menschen beschert war, und in denen mir wissenschaftliche Stoffmassen, Erkenntnisse und Erlebnisse in ungeahnter Fülle zuströmten, wechselten seitdem mit entsprechenden Zwischen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

räumen, die ein emsiges Heimatstudium und die Arbeit an dem stets wachsenden Archiv ausfüllten. Die mir beschiedene Ernte war überreich. Ich werde selbst nie fähig sein, sie im ganzen Umfange der Welt mitzuteilen. Aber um so strenger mußte die Bearbeitung der Sammlungen und die Ordnung der Manuskripte sein. Immer mehr Gehilfen wurden draußen und daheim notwendig. Aus der kleinen Gelehrtenstube von 1894 wurde eine Forschungsanstalt, die es nun wieder sowohl daheim als auch vom Arbeitsfelde da drüben aus zu leiten und in ständigem Leben zu erhalten galt. Das draußen Erlebte wollte mit den neu eingetroffenen Beschreibungen und mit den Angaben der vorhandenen Literatur verglichen, das anderweitig beschaffte Museumsmaterial berücksichtigt werden. An die Stelle von Exzerptkästen traten Schränke; an die Stelle von Bücherschränken Bibliothekzimmer. Die wenigen Gesichtspunkte der ersten Zeit vermehrten sich zu Hunderten; der Stab von Mitarbeitern wuchs ständig; die vordem kleine Arbeit des einzelnen forderte mehr und mehr eine allen zugängliche Uebersichtlichkeit. Das Ganze war ein großer Organismus geworden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese Entwicklung auch meine Ansichten von 1895 beeinflußte. Allerdings hatte ich mich nach einigen weitumfassenden Uebersichten („Geographische Kulturkunde“ und „Zeitalter des Sonnengottes“, beide 1904) auf Afrika und die europäische Urgeschichte beschränkt. Aber einerseits brachte die Bearbeitung der Kulturen des roten Erdteiles im ständigen Wechsel der Reisegebiete das Typische und Organische mehr in den Vordergrund als das Spezielle und Einzelartige, und andrerseits brachte die wachsende Vertrautheit mit jenem Erdteil einen schärferen Blick auch für die oft recht lange nicht erlebten und nur aus der Ferne gesehenen modern-europäischen Kulturformen mit sich.

Mehr noch! Auch die Distanz zwischen Mensch und Kultur vergrößerte sich fortgesetzt. Ich habe drüben große, starke Kulturformen bei dunklen, wenig beachteten Rassen, in Europa kleine und kümmerliche Kulturreste bei großen, hochgestellten Menschen gesehen — und umgekehrt —, habe dort weite und freie Anschauungsweise, tiefe und innere Religiosität, große und formenwahre Dichtkunst in düsteren Völkerwinkeln und

hier, just neben dem Bedeutenden, auch erbärmliche Kleinlichkeit, Neid und was sonst Pandoras Gefäß einst unter Verschluß hielt, kennen gelernt. Bessere Menschen gibt es weder hier noch dort. Die Frage der Güte der Menschen geht vom falschen Gesichtspunkt aus; denn die Menschen sind, bis auf eine kleine Anzahl aus der Kultur vererbter Eigenschaften, hier die gleichen wie dort — die gleichen bis auf die Kulturform. Und diese muß ich im Jahre 1920 noch mehr einen selbständigen Organismus nennen als Anno 1895. Die Kultur erscheint mir heute in ihrer großen Organität noch unabhängiger vom Menschen als damals.

Darin bestärkt mich nicht allein alles Selbsterlebte, auch die Forschungen anderer sind in der Zwischenzeit der Lehre von 1895 näher und näher gekommen, bis zuletzt Oswald Spengler in seinem bisher allein erschienenen 1. Band „Der Untergang des Abendlandes" auf gleichem Wege zum im Prinzip gleichen Resultat gekommen ist*).

Dieses Werk ist auch „Kultur- oder Völkerkunde" im umfassenden Sinne des Wortes.

*) Der zweite Band erschien im Jahre 1922.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Spengler hat allerdings nur den beglaubigten Teil der Geschichte auf Sinn und Wesen des Kulturorganismus hin untersucht, also jene Kulturformen, die der ablaufenden Gestaltungsperiode angehören und die ich im 21. Kapitel als monumentale bezeichne. Die Leistung Spenglers ist eine eminente, aber infolge der Begrenzung nach oben wie nach unten ein Torso. Immerhin konnte meiner Lehre kaum eine wesentlichere Mitarbeiterschaft erwachsen, und kaum konnte eine bemerkenswertere Bestätigung der Stichhaltigkeit jener älteren Anschauung eintreten als die seine. Auch er geht davon aus, daß „die Kulturen Lebewesen höchsten Ranges" (S. 29) sind. Auch er sagt: „Kulturen sind Organismen" (S. 150). Unwillkürlich ist er zu den Bezeichnungen der Lehre von 1895 gekommen. Der große Unterschied gegen damals beruht aber darin, daß Spengler die Materie intuitiv behandelt und somit auf dem Wege weitergegangen ist, den ich 1916 in dem Vortrage „Orient und Okzident" in der Asiatischen Gesellschaft in Berlin eingeschlagen hatte. Persönlich bin ich ihm zu warmem Danke verpflichtet, da er manchen Ratschlag gab,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der der Terminologie dieser Schrift zugute gekommen ist.

Was ich Spengler im einzelnen zu sagen habe, ist zumeist im 21. Kapitel zusammengefaßt.

Was nun das Spezielle anbelangt, so sei hier vor allen Dingen eines betont: die nachfolgende Arbeit ist als ein skizzenhafter Versuch aufzufassen. Es ist nahezu unmöglich, das Material, das hier zugrunde liegt, auch nur annähernd in Bälde zu veröffentlichen. Eine große Anzahl von Einzelarbeiten, die mehr oder weniger nur noch der letzten Abschleifung bedürfen, liegt im Archiv zum Austritt in die Welt bereit. Diese Arbeiten werden etwa vom Typus des kürzlich veröffentlichten „Kleinafrikanischen Grabbaues" sein, d. h. also: allen übereiligen Hypothesen fern, in ihren Einzelheiten zunächst mehr dem Spezialforscher dienen. Gerade deshalb erscheint es jedoch geboten, diesen Einzelschriften gewissermaßen als Wegweiser heute schon die vorliegende Betrachtung vorauszusenden, damit dann im Laufe der Zeit und bei dem Erscheinen der zu erwartenden Monographien jeder für das Ganze Interessierte wissen kann, wo er im allgemeinen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und im Riesenbau der Kultur für jede Einzelheit das Unterkommen zu suchen hat.

Des weiteren: die nachfolgende Ausführung soll in keiner Weise eine Schilderung irgendwelcher Kulturen, sie soll vielmehr ein Versuch sein, den Leser sich in das Seelenhafte oder, wie ich es mit dem Hauptbegriff dieses Buches nenne, das Paideuma des Wesens der Kultur einleben, einfühlen zu lassen. Alles Folgende ist kein: „Es ist so", sondern ein: „So ist es verständlich". Mit der modernen Psychologie oder gar Physiologie hat sie nichts zu tun; sie geht ihren eigenen Weg, muß diesen gehen, um das Gröbste, oft anscheinend Unüberwindliche aus dem Wege räumen zu können.

Es ist eine anspruchslose, der „Wissenschaft" in gewissem Sinne fernstehende Arbeit. Ihre Vereinsamung kommt auch in der Sprache, die dem Gegenstande entsprechend oft nicht leicht sein kann, und in der Verwendung eigener Bezeichnungen zum Ausdruck. Vor allem sah ich mich gezwungen, das Wort Kultur in einem speziellen Sinn und für ein spezielles Bedeutungs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gebiet durch das eben genannte Wort „Paideuma“ zu ersetzen.

Der Innenaufbau geht aus vom Erlebten und sucht von da aus zum Verständnis zu führen. Wie das Ganze nur ein Auszug ist, so sind hier aus der Fülle eines reichen Lebens auch nur wenige zum Verständnis notwendige Einzelheiten geboten, zumal im 3. bis 5. und im 21. Kapitel.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

PAIDEUMA (I. TEIL)

PAIDEUMATISCHE STUDIEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

2. Die Andern und wir.

(1921.)

Wer mit einiger Aufmerksamkeit die in neuerer Zeit ständig anwachsende ethnographische Literatur, zumal die der Einzelbeschreibungen primitiver Völker, verfolgt hat, wird sich nicht verhehlen können, daß dieser Erscheinung irgendeine, wenn auch unsichtbare Triebkraft zugrunde liegen muß. Und noch mehr. Er wird eine große Achtung vor der sich immer mehr verfeinernden Beobachtungstechnik gewinnen müssen. Heute genügen dem entsprechend Vorgebildeten wenige Monate eines Aufenthaltes, um ein Volk eingehender zu schildern, als in alten Zeiten jahrzehntelanges Studium das ermöglichen konnte. Diese neue monographische Schilderungsweise berücksichtigt von vornherein mit dem Ziel möglichster Vollständigkeit alle Einzelheiten

des Völkerlebens, so des Handwerkers, des sozialen Daseins, der religiösen Anschauungen und Sitten. Ein solches umfangreiches, oft mehrere Bände umfassendes Werk schildert zuweilen jede Kleinigkeit bis in die zartesten Gegenstände hinein, so daß ein äußeres Bild des Volks- und Einzellebens gegeben ist, ein Bild, das photographischer Wahrheit nahekommt. Als Beispiel nenne ich Südseepublikationen der letzten Zeit.

Im allgemeinen könnte unsere Zeit mit diesem Zustand der Dinge wohl zufrieden sein; denn wenn die im rasenden Tempo um sich greifende europäische Kulturform auch alle fremden, meistenteils „primitiveren" Kulturformen oder Volkskulturen zerstört, so ist doch durch die ethnographische Monographienliteratur ein Material gesammelt, das man als einen unvergänglichen Schatz kulturgeschichtlicher Dokumente bezeichnen darf.

Immerhin scheint mir die Frage an der Zeit, inwieweit diese Masse von Kenntnissen auch den Ansprüchen einer künftigen Zeit genügen wird. Hierzu muß vor allen Dingen einmal bemerkt werden, daß wir aus alten Zeiten, die noch nicht

über derartige Einzelkenntisse in Dingen der Kultur verfügten, verschiedene Monographien besitzen, die, wenn auch noch so kurz, noch so unbeholfen und schwerfällig, doch das Seelenhafte, also das Paideuma der Völker eindringlicher und tiefer zum Ausdruck bringen als gar manche der neueren, filigranartigen, durch Einzelzüge verblüffenden Schilderungen, die nicht selten lediglich durch Technik glänzen, die aber das Bild des Volkes und der Volkskultur nicht geben, weil sie uns das Ganze als ein Lebloses, statt der Seele die Außenseite und Oberfläche schildern.

Den aufmerksamen Beobachter muß es aber noch mehr stutzig machen, daß die romanischen Völker für diese Arbeit eine andere Technik verwenden als die germanischen. Bei den romanischen Völkern, zumal den Franzosen, tritt mehr und mehr das soziale Problem in den Vordergrund, bei den germanischen die Tendenz zu historisch deskriptiver Schilderung. Dieser Unterschied muß Aufmerksamkeit erregen, weil er der Arbeits- und Denkweise eines materialistischen Jahrhunderts entspricht. Das sollte uns um so nachdenklicher stimmen, als diese materialistische Periode ihrem Ende nahe ist und jetzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schon beginnt, mit Betonung des Intuitiven einer neuen Weltanschauung Platz zu machen, d. h. die Kulturkunde, Ethnologie, Anthropologie oder wie sie sich dann nennen mag, wird in Zukunft, ausgerüstet mit den in der naturwissenschaftlichen Periode gewonnenen Erkenntnissen als Hilfsmittel, dort wieder beginnen, wo Kant vor hundertfünfzig Jahren mit seiner Auffassung der Anthropologie aufgehört hat.

Meine Frage ist demnach: wie wird die Zukunft sich zu dieser ethnographischen Monographienliteratur stellen? Was wird sie an ihr vermissen? Welche Seite des Kulturlebens wird ihr überhaupt wesentlich sein?

Fast jede der wirklich umfassenden neuen Monographien geht von der Beschreibung der materiellen Kultur aus und endet mit der der geistigen. Sie schildert und gibt gemeiniglich wieder Beschreibungen von Kleidern, Hütten und Waffen, von Staatsformen, Rechtssitten, von Anschauungen, Mythen und Legenden. Wir hören von Zauberformeln und Aberglauben, von Zeremonien und allerhand Kulthandlungen. Wir sehen das Bemühen, Eigenart in charakteristischen Zügen zu zeichnen. Dann und wann spielt die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schilderung priesterlicher Betrügereien hinein, damit aber erschöpft sich im allgemeinen die Arbeit.

Diese zum Teil ausgezeichneten Beschreibungen geben also ein Bild fremden Kulturlebens, so, wie es uns erscheint. Aber daran, daß das französische Bild von dem deutschen abweicht, läßt sich schon erkennen, daß beide im Grunde subjektiv, ja in manchen Teilen durch die einseitige Einstellung sogar verzerrt sind. Noch bedenklicher wird aber jeder gestimmt werden, der das eigentliche Wesen, die Seele fremder Kulturen in diesen Monographien sucht. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich schon hinter der Handhabung der einfachsten Waffe ein seelischer Vorgang abspielt; daß die Kleidung, auch außerhalb des Schamgefühles, Ausdruck geistiger Regung ist, beweist die Tatsache, daß ahnende Forscher dem üblichen „Schamgefühl" neuerdings „Verlagerungen des Schamgefühls" zur Seite gestellt haben; die im hohen Sinne symbolische Bedeutung der Gestalt von Hütte und Haus wird klar, sobald man die Beziehung der einfachsten Bauformen zu anderen Formen des kulturellen Auf- und Abstieges

untersucht; jeder, der unsere Zeit von einem anderen Standpunkt als vom politischen aus betrachtet, muß erkennen, daß der Staat auch ein Symbol ist, das sich dem Einfluß unseres utilitarischen Wollens oft genug entzieht.

Dies sind nur wenige Beispiele, aber sie zeigen, daß Kulturbildung ein seelisches Erzeugen ist, das sich — und das ist das Wesentliche, gerade das, was die Schilderungsweise unserer Monographienliteratur kaum erfassen kann — an sich dem Auge zwar entzieht, aber in den Gebilden des materiellen Lebens deutlicher zum Ausdruck kommt als im bewußten Geistesleben. Und zwar ist unser Gefühl einer fremden Kultur gegenüber freier und feiner als der eigenen, deren Ausdruck wir selbst sind. Das gilt zumal von den sogenannten Primitiven. Auf Schritt und Tritt begegnet der Forscher nicht nur ihm fremdartigen Ausdrucksformen des inneren Lebens, sondern auch einem uns „Höheren" nicht mehr bekannten Reichtum an Spielarten. Der Sehende gewahrt sehr bald, wie dicht dort noch alles zutage liegt, was bei uns nicht nur durch Gewohnheit, sondern auch durch massenhaftes Wissen und durch krankhaftes

Nur-Anerkennen von „Tatsachen“ überdeckt oder verschüttet ist.

Alle jene Fragen, die gerade jetzt unser Volk, ja uns Abendländer insgesamt erregen und die in Europa mühsam am untauglichen Objekt — am untauglichsten, nämlich an uns selbst —, mittelst unserer Sprache und mit unserem materiellen Werkzeug geprüft werden, alle jene Fragen, über die Aktenbündel, ganze Bibliotheken und täglich Tausende von Zeitungsberichten geschrieben werden, sie alle können von jedem, der Augen hat zum Erkennen, Ohren zum Erlauschen und Fingerspitzen zu wirklichem Fühlen dort unten, da drüben bei jenen Primitiven täglich, stündlich beantwortet werden.

Wie das gemeint ist, möchte ich in den nachfolgenden Blättern an drei Beispielen zeigen. Es handelt sich um die Antwort auf die Fragen: erstens, wie dichtet ein Volk; zweitens, auf welcher Fläche lebt die Schöpfungskraft einer Kultur; drittens, was bedeutet Wissen in einer Kultur. Die erste Frage ist gleichbedeutend mit dem Problem paideumatischer Produktivität und leitet damit das 7. Kapitel über das Dämonische ein. Indem zum zweiten die

Lebensform des Paideuma erörtert wird, ergibt sich die Vorbereitung zum Kapitel 12 über den Seelenraum. Das Wissen einer Kultur der „Schöpfungsperiode" führt zu den Gedanken des 21. Kapitels, zu dem Problem der Kulturperioden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3. Dichten.

(1920.)

Als wesentliches Ergebnis der im Jahre 1894 abgeschlossenen Arbeiten über die Mythologie („Zeitalter des Sonnengottes") blieb mir die Frage: Wie entstehen Fabeln, Mythen, Dichtungen?

Wir hochmütigen Söhne des mechanistischen Nordens machen uns die Antwort meist nur allzu bequem. Wir nehmen einfach die „Phantasie" in Anspruch und füllen derart, wie so häufig, die Lücke unserer Kenntnis mit einem W o r t e, mit leerem Schall. Typisch ist jenes kleine Erlebnis, das ich in den „Schwarzen Seelen" (S. 5 ff.) geschildert habe und das hier kurz wiederholt sei: Ein alter, erfahrener Missionar leugnete bei meinem Eintreffen in seinem Arbeitsfeld das Vorhandensein wertvoller

Volkserzählungen in seiner Umgebung. Als ich ihm nach mehrwöchigem Aufenthalt einige gute, dort gesammelte Sachen vorlas, rief er aus tiefer Verblüffung heraus: „Das haben die Kerle Ihnen einfach vorgelogen." In der darauffolgenden Unterhaltung gab der alte Herr dann allerdings zu, daß Europäer, und zwar sowohl Bauern wie Städter, nicht imstande gewesen wären, einen solchen Reichtum wohlgegliederter Erzählungen in so kurzer Zeit zu „erfinden". Ferner mußte er notgedrungen einräumen, daß die eigentlichen Mythen der Eingeborenen, ihrer engen Erfahrungswelt entsprechend, außerordentlich arm an Formen und an Sinn seien, so daß also die „Phantasie" auch hier sich nicht recht nachweisen lasse. Blieb also auch zuletzt für ihn, den Alterfahrenen, nur noch die Möglichkeit, zuzugeben, daß hier ein Grundstock von Ueberlieferungen aus fernen Zeiten und Gebieten vorliege.

Die echten Fabeln, Mythologien, Märchen tauchen als Vollendete, als Erbgut aus alter Zeit empor. Andersen und Hauff sind D i c h t e r, und ihre „Märchen" haben mit jenen Volksfabuleien weiter nichts gemeinsam als sinnliche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fläche und Außenform des Wortes. Niemals mehr wird irgend jemand von uns imstande sein, ein Märchen jener Art zu erfinden, wie es wohl noch vor einem Jahrhundert jede bäuerliche Großmutter atemlos lauschenden Kindern erzählen konnte, und — noch mehr — unsere Kinder selbst erleben nicht einmal mehr den tiefen Geist dieser atemlosen Spannung. Denn sie l e s e n die Märchen. Sie kauern nicht mehr neben dem Spinnrade einer selbst vom Märchenzauber ergriffenen Alten, und wenn eine liebe Tante oder ein guter Onkel ihnen Märchen erzählen, so tun sie es nebenbei und sprechen von etwas, was abseits ihres Lebensinteresses just noch gedächtnismäßig erhalten ist; das sind dann Märchen, die bei den Menschen unserer Tage neben allerhand anderm Wissen aus Zeitungen und modernen Büchern zur „Zerstreuung“ dienen. Ich spreche hier aus eigenster Erfahrung; denn ich hatte in meiner Kindheit noch eine „Olsche“, zu deren Füßen hockend i c h im Dämmerlicht miterlebte, was s i e, die gute Alte, noch mit dämonischer Zauberkraft erfüllte. Und es ist eine kümmerliche Erkenntnis, daß ich selbst trotzdem nicht mehr Gleiches weiter-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geben kann. Was die Brüder Grimm von ihrer berühmten „Olschen“ hörten, besitzen wir eigentlich gar nicht. Wir lesen die Märchen vor. Ja, wir können nicht einmal mehr „erzählen“. Wir gehen in „literarische Vorträge“. Der Vortrag ist an die Stelle der Erzählung getreten. Eine lebendige Zauberwelt ist vergangen, eine Welt, die doch auch nur wieder ein Mit- und Nacherleben übernommenen Altvätergutes war. Wir ahnen gerade noch den Zauber jener Erlebnisse, die wie Schatten am Horizonte vorübergeglitten sind. Die Periode dieses Nacherlebenkönnens ist vorbei. Wie, so frage ich nun, muß der fabelhafte Schöpfungsrausch der Entstehungsperiode gewesen sein?!

Das Aussterben der lebendigen Märchenwelt habe ich also daheim selbst noch miterlebt. Die Geburtszeiten sollten nunmehr in Afrika aufgesucht werden. Ich trat die erste Reise an, erfüllt von großen Hoffnungen. Mit Sorgfalt ward ein Gebiet ausgewählt, in dem die verschiedenen Völkertypen dicht nebeneinander lebten. Der Anfang war recht enttäuschend. Die rauhen, kannibalischen Stämme am Kuilu (westlich vom Kassai) lebten im Zeichen ständiger

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fehde Dorf gegen Dorf. Ihre gesamten geistigen Interessen gruppierten sich um Milonga (Rechtsstreitigkeiten) und Zaubermittel. Alte Leute gab es kaum. Jeder, dessen Haare zu ergrauen begannen, wurde eines frevelhaften Kannibalismus angeklagt, wurde zum Giftordal verurteilt, verfiel somit regelrecht dem Tode und — wurde verspeist. Es war klar: der Kuilu war kein Gebiet geistiger Neubildungen und demnach gelang es auch nicht, mehr als einige wenige, dazu noch schlecht erhaltene Fabelbruchstücke zu gewinnen, die als letzte dürre Blätter gerade noch Form genug besaßen, um damit ihre Herkunft zu verraten, die aber jede Spur ihrer Entstehung bereits eingebüßt hatten.

Etwa dreihundert Kilometer weiter im Osten (mittleren Kassai), im Grenzgebiet der düsteren, schweigsamen Bakuba und der wandernden, fröhlichen Baluba waren günstigere Verhältnisse; zumal die handelslustigen Baluba vermochten allerhand recht gut erhaltene Stücke zu erzählen. Da mit Belohnungen nicht gekargt wurde, verbreitete sich die Nachricht von dem angenehmen Geschäfte, das mit Märchenerzählen zu machen sei, alsbald im Lande und zog allerhand fabel-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kundiges Volk zusammen. („Im Schatten des Kongostaates" S. 97.) Hier trat nun Wesentliches über die Urform des Dichtens hervor: Tierfabeln wurden auch bei Tage erzählt, Märchen dagegen lieber im Dämmerlicht oder am glimmenden Herd- und Lagerfeuer. Der Stoff selbst, wenn echt, wurde wörtlich nach der Ueberlieferung wiedergegeben, und wenn ein Erzähler irgendwelche neuen, d. h. falschen Worte setzte, so geschah es häufig, daß Umsitzende ihn verbesserten. Das Wörtliche spielte also eine bedeutsame Rolle. Noch wichtiger waren aber die Geste und die Betonung. Guten Erzählern war die „szenische Wiedergabe" bedeutungsvoller als das eigentlich Ausgesprochene. Das Wichtige dieser Zweiseitigkeit wurde besonders klar, als ich eines Tages einen soeben empfangenen Bericht wiederholte und der Erzähler rundweg erklärte, solches nicht erzählt zu haben. Eine eingehende Nachprüfung ergab, daß der Sinn des Szenenmäßigen (also der Geste und der Betonung im Vortrage) ein wesentlich anderer war als der der einfachen Worte an sich. Schon damals lernte ich, daß eine wörtliche Uebersetzung dem Bedeutungs-

wert der Originale nicht entspricht. Es fehlt ihr das Lebendige, die Seele. Deshalb sind wörtliche Aufzeichnungen solcher Dichtungen in der Originalsprache wohl von einem großen linguistischen Werte, bedeutungsvoll auch für das Studium des Motivgehaltes, und wörtliche Uebersetzungen von einem für Stoff und Form entwicklungsgeschichtlichen Werte; beide entbehren aber der paideumatischen Bedeutung im Sinne dieses Buches. Wörtliche Uebersetzungen verhalten sich zur Dichtung selbst in einem Sinne, der uns Europäern längst abhanden gekommen ist, fast wie ein Notenblatt zum wirklichen Liede. Da also der eigentlich lebendige paideumatische Wert einer Dichtung durch wörtliche Uebersetzung zerstört wird, so ist für deren Wiedergabe und Erhaltung eine andere Art der Mitteilung nötig, die am besten mit einer seelischen Wiedergeburt verglichen werden kann. Dieser Vorgang beruht im Erlebnis des Vortragenden, fordert vom Hörer und also Zuschauer eine Intuition und drückt die Bedeutung des Wortgebrauchs an sich (Sprache) auf die eines automatisch verwerteten Hilfsmittels herab.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einer der Missionare des Luluaburgbezirkes bemühte sich, den Kindern so nebenbei die französische Sprache zu lehren. Er hatte hierzu einige französisch geschriebene Fabeln des Aesop in die Balubasprache übersetzt und ließ die Kinder an der Hand dieser Niederschriften erst die balubische, dann die französische Version auswendig lernen. Nun sind einige dieser Aesopfabeln denen der Baluba sehr ähnlich. Man sollte bei der diesen Stämmen angeborenen Erzählerlust annehmen, daß dieser doch den Leuten so recht verständliche Stoff sich ohne weiteres unter das alte Märchengut gemischt hätte. Aber nichts davon! Eine ganze Reihe von Leuten kannten diese „Mukanda na M'Putu" (Bezeichnung für europäische Schriftstücke). Mehrere Male hatte ich Gelegenheit, das große Interesse, das diese „Mukanda" hervorgerufen hatten, festzustellen. Als einige kluge Leutchen nun aber eines Tages befragt wurden, ob sie unsere europäischen Tuschimuni (Erzählungen) nicht auch so schön fänden wie ihre eigenen, fragten sie ganz erstaunt, ob wir in Europa denn auch Tuschimuni hätten? Beim Hinweis auf die Aesopischen Fabeln (ihre Mukanda) lachten sie:

Das seien doch keine Tuschimuni, das seien Mukandasachen. Nunmehr, nach dem Unterschiede der eigenen Erzählungen befragt, brachten sie folgende herrliche Antwort zum Vorschein:

„In den Tuschimuni leben Gabuluku (kleine Antilope, die dort die Rolle unseres Reineke Fuchs spielt), Ngulu (Wildschwein), Kaschiama (Leopard). Wenn Tuschimuni erzählt werden, sprechen Gabuluku, Ngulu und Kaschiama. In den Mukandasachen wird dagegen nur gesagt, was sie einmal getan haben, was früher einmal mit ihnen war. Tuschimuni sind alle Tage, sie sind gestern, heute, morgen; Mukandasachen sind dagegen einmal gewesen, Mukandasachen sind tot." Einer der Baluba zeigte auf einen vor der Hütte liegenden Elefantenschädel und sagte: „Der Nsevu (Elefant) da ist tot. Er lebt nicht mehr. Er kann nicht mehr leben. So sind Mukandasachen. Die Tuschimuni aber sind so lebendig wie die Nsevu, die jede Nacht nach Galikoko kommen und jede Nacht dort die Manjokfelder abfressen. Mukandasachen sind tote Knochen. Tuschimuni sind lebendiges Fleisch."

Der schroffe Gegensatz, den diese schlichten,

aber so außerordentlich zum Erleben fähigen Eingeborenen hier feststellten, ist von hoher Bedeutung. Der gute Baluba hat mit seinen Worten den Unterschied zwischen mündlicher und schriftlicher Ueberlieferung so glänzend erkannt und beschrieben, daß ich es nicht besser könnte.

Schrift und Wissen gehören im Sinne dieses Buches zur Welt der Tatsachen, die mit dem lebendigen Vererben und mit dem Erleben nichts zu tun haben. Ein Musiker dagegen, der eine Beethovensche Sonate vorträgt, versenkt sich genau in die gleiche Welt des Dämonischen wie das alte bäuerliche Mütterchen, das den Kindern ein Märchen erzählt.

Diese eine Erfahrung lehrt also, daß jene oft so wenig beachteten Afrikaner dem dämonisch-intuitiven Begreifen der paideumatischen Grundlage näherstehen als wir Menschen einer vom Intellekt beherrschten Zivilisation, denen diese Grundlagen durch Unmassen objektiver und also seelenloser Tatsachen verschüttet sind.

Solche Beobachtungen führen dem eigentlichen Wesen der Fabelbildung wohl näher, ohne aber zunächst ihre tiefsten Wurzeln sichtbar werden

zu lassen. Vielmehr stellte sich nun eine Schwierigkeit ein, eine eigentümliche Variabilität in der Komposition vieler Märchen, Fabeln und Legenden. Ich bemerkte, daß bestimmte Teile und Motivfolgen bald in diesem, bald in jenem Zusammenhang erschienen. Ja, es war zuletzt möglich, ganze Geschichten als eine Art Mosaikarbeit von lauter aus verschiedenen Erzählungen übernommenen Einzelteilen zu erkennen. Aehnliche Beispiele bieten auch die deutschen Märchen; nie erscheinen sie aber gelesen so typisch wie erzählt. In späteren Jahren machte ich in Nord- und Ostafrika gleiche Beobachtungen. Die komponierte Mosaikfabel entbehrt des organischen Lebens. Es ist also auch schon in der primitiven Erzählerkunst sowohl eine organische als eine anorganisch gewordene Schicht nachweisbar.

Damals führte der weitere Weg mich wieder nach Osten. Das Gebiet der Bena Lulua, von denen im 21. Kapitel mehr erzählt wird, ward erreicht. Wir lagerten eines Tages in Kapulumba. Nach dem Abendessen rief ich einen Jungen. Kein Junge war da. Ich ging in das nahe Dorf der Baqua Tembo; dort war alle

Welt vor einem Hause versammelt. Auch unsere Leute waren darunter. Ich fragte, was es gebe. Ja, da sei ein junger Mann gestorben, der sei der letzte Sohn des alten Kabamba gewesen. Der alte Kabamba sei nun ganz unglücklich. Der alte Kabamba „sage" seinen Schmerz. Ich trat möglichst ungesehen zwischen den Hütten näher. Ein alter Mann saß neben der Leiche; es war der alte Kabamba. Alles schwieg. Nur der Alte schrie unter Tränen. Er schrie von sich und seinem Verlust. Er sagte nicht „ich", er sprach von „Kabamba". Das Leid, das er erfahren hatte, kam in einer tieftraurigen Klage zum Ausdruck. Diese Klage wiederholte er immer wieder. Hier nun die Wiedergabe:

Die Frage nach den Toten

Kabamba, ein Mann, hatte zehn Kinder. Alle zehn Kinder starben. Kabamba klagte alle Tage: „Wo sind meine zehn Kinder?" Kakaschi Kakullu hörte es. Kakaschi Kakullu fragte: „Was willst du?" Kabamba sagte: „Wo sind meine zehn Kinder?" Kakaschi Kakullu sagte: „Geh in die Mitte der Straße, dann kannst du es erfahren."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kabamba ging aus dem Dorfe in die Mitte der Straße. Er hörte einen Mann kommen. Es war der Abend. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der Abend sagte: „Ich bin der Abend.“ Er ging vorüber.

Kabamba sah einen Mann kommen. Es war die Plauderstunde. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Die Plauderstunde sagte: „Ich bin die Plauderstunde.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der feste Schlaf. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der feste Schlaf sagte: „Ich bin der feste Schlaf.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der unruhige Schlaf. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Der unruhige Schlaf sagte: „Ich bin der unruhige Schlaf.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war die Morgendämmerung. Kabamba fragte: „Wo sind meine zehn Kinder?“ Die Morgendämmerung sagte: „Ich bin die Morgendämmerung.“ Er ging vorüber.

Kabamba hörte einen Mann kommen. Es war der Morgen. Kabamba fragte: „Wo sind meine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zehn Kinder?" Der Morgen sagte: „Ich bin der Morgen." Er ging vorüber.

Kabamba ging in sein Dorf zurück. Er sagte zu Kakaschi Kakullu: „Ich habe sie alle gefragt: ‚Wo sind meine zehn Kinder?' — und keiner hat mir eine Antwort gegeben." Kakaschi Kakullu sagte: „Das ist deine Schuld. Denn wenn du Antwort auf deine Frage haben willst, so mußt du die Leute packen und festhalten. Sonst antwortet dir niemand, wenn du fragst: ‚Ich zeugte zehn Kinder, meine zehn Kinder starben, wo sind meine zehn Kinder?' — Siehe, es geht alles vorüber wie der Abend, die Plauderstunde, der feste Schlaf, der unruhige Schlaf, die Morgendämmerung, der Morgen. Deine Kinder sind auch vorübergegangen."

Im Gebiet der gleichen Bena Lulua traf ich eines Tages eine alte Frau, die sammelte im Busch Früchte. Die Leute sagten von ihr: „Gulauka kakesse" (sie ist ein wenig irrsinnig). „Wie so das?" „Die Frau soll es selbst erzählen." Sie wurde gerufen und erzählte die kurze Geschichte, die ich nachfolgend wiedergebe.

Nähere Erkundigungen ergaben, daß diese Alte vor noch nicht langer Zeit an dem Tage,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

an dem ihre letzte Hoffnung, mit einem alten Manne zusammen ihr Lebensende gemeinsam zu verbringen, durch häßliche Redereien zerstört wurde, in Klagen ausgebrochen sei, daß sie an diesem Tage zum erstenmal die nachfolgende Geschichte erzählt habe, daß sie aber dann beim ständigen Wiederholen dieser Erzählung um ihren Verstand gekommen sei. Die nachfolgend wiedergegebene Erzählung selbst verbreitete sich sehr schnell, und als ich einige Monate später von Osten her mich wieder dem Kassai näherte, war sie dort schon in aller Mund.

Die Erzählung lautet:

Das Klatschgespenst

Eine Frau suchte in der Ebene Heuschrecken. Sie war auf einem Auge blind und hatte keine Zähne. Es war eine alte Frau. Ein Mann kam über die Ebene. Er hatte ein Glied, aber kein Skrotum. Der Mann sagte zu der Frau: „Wo gehst du hin?“ Die Frau sagte: „Ich gehe in mein Dorf diesseits. Wo gehst du hin?“ Der Mann sagte: „Ich gehe in mein Dorf jenseits.“ Sie gingen ein Stück über die Ebene. Sie kamen an einen großen Baum. Der Mann sagte: „Ich möchte dich heiraten.“ Die Frau sagte: „Es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist mir recht." Der Mann sagte: „Dann wollen wir morgen mittag hier wieder zusammenkommen. Was bringst du mit?" Die Frau sagte: „Es ist gut. Wir wollen morgen mittag wieder unter diesem Baume zusammenkommen. Ich bringe Mehlbrei und Fleisch mit." Der Mann sagte: „Es ist gut, und ich bringe zwei Kalebassen mit Palmwein mit." Sie gingen auseinander.

Am andern Tage wollten der Mann und die Frau sich auf den Weg machen. Ein Klatschgespenst ging um. Das Klatschgespenst ging zu dem Manne und sagte: „Die Frau hat gesagt, sie wolle dich doch nicht heiraten, weil du kein Skrotum hast." Der Mann ging nicht zu dem Baume in der Ebene. Er blieb zu Hause. Das Klatschgespenst ging zu der Frau und sagte: „Der Mann hat gesagt, er wolle dich nicht heiraten, weil du keine Zähne hast und nur ein Auge." Die Frau ging nicht zu dem Baume in der Ebene.

Beide blieben zu Hause. Sie heirateten sich nicht, weil ein Klatschgespenst umging.

Unter den mit Bena Lulua stark gemischten östlichen Bakuba habe ich hauptsächlich Stammessagen aufgezeichnet. In diesen spielt ein Zwist, der sich zwischen zwei Familien ausgetobt hatte,

eine große Rolle. Der Streit hatte begonnen mit einem Anspruch auf ein Jagdrecht; er hatte geendet mit dem Abbruch aller Beziehungen zwischen zwei Dörfern, so daß der sie verbindende Weg zuletzt vollkommen verwachsen war. Nun erzählten die Leute, es gebe dazu auch eine „Tuschimuni". Die Erzählung wurde vorgetragen und lautete folgendermaßen:

Der gefangene Weg

Der Vater und der Sohn gingen in den Wald, um Fallen zu stellen. Sie kamen über einen Weg, den viele Menschen gegangen sein mußten. Der Sohn sagte: „Ich will hier meine Fallen stellen." Der Vater sagte: „Laß, das ist ein Weg der Menschen." Der Sohn sagte: „Ich tue es doch." Der Sohn setzte seine Falle an diesen Ort. Am andern Tage fand der Sohn den Bruder seiner Mutter in der Falle. Er rief: „Mein Vater! Ein Tier!" Der Vater rief: „Was für ein Tier?" Der Sohn sagte: „Der Bruder meiner Mutter!" Der Vater sagte: „Ich habe es dir ja gesagt. Nun laß den Bruder deiner Mutter frei und stelle deine Falle nicht wieder dort auf!"

Der Sohn hörte nicht. Er stellte seine Falle wieder dort auf. Am andern Tage hatte er den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vater seines Vaters, am dritten Tage seine Mutter in der Falle.

Am fünften Tage hatte der Sohn den Weg selbst gefangen. Der Vater sagte: „Laß ihn laufen! Wenn du ihn nicht laufen läßt, finden wir nicht ins Dorf zurück." Der Sohn hörte nicht. Er nahm den Weg, rollte ihn zusammen und steckte ihn in den Sack. Den Sack nahm er auf den Rücken. Als er aber mit dem Vater weitergehen wollte, konnten sie nichts sehen als Büsche. Sie fanden das Dorf nicht wieder. Endlich warf der Sohn die Last auf die Erde. Sofort sprang der Weg auf und lief in das Dorf. Sohn und Vater liefen hinterher. Im Dorfe erwischte der Sohn den Weg. Die Leute sagten: „Jetzt gehört der Weg dem Sohne, denn er hat ihn gefangen." Der Sohn sagte: „Es ist gut. Das ist mein Weg und niemand darf ihn gehen!" — Darauf ging niemand den Weg und der Weg ward ganz traurig und starb endlich.

In diesen Ländern wurden damals Erzählungen gesammelt und untersucht bei: Kuilustämmen, Bakuba, Baluba, Bena Ki, Kalebue, Wakussu, Malela, Bena Mai, Bapende, Kanioka und Bena Lulua.

Bei allen Stämmen waren ganz bestimmte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fabeln und Märchen heimisch. Ueberall jedoch waren sie ererbtes Altgut. Nur die Bena Lulua und Stämme, die mit ihnen gemischt waren, äußerten immer wieder die Fähigkeit, ja das Bedürfnis, Neues zu schaffen. Alle Neuschöpfungen zeigten dabei den gleichen Ursprung. Sie waren spontan nach irgendeinem Erlebnis aufgetaucht, nicht aber etwa als eigentlich bewußte Dichtung und gewollte Schöpfung, also als Willensakt, sondern als ungesuchter Ausdruck eines organischen Seelenlebens, das nur dann in solche Formen sich auskristallisierte, wenn bestimmte Vorgänge den direkten Anstoß, sich zu äußern, gegeben hatten.

Ich lebte unter den Bena Lulua ständig unter dem Eindruck reich fließenden inneren Lebens, das zunächst allerdings nur Gefühl war, das aber stets sichtbare Formen annahm, sobald eine bestimmte Erregung nach gestaltetem Ausdruck verlangte. Wenn also die einzelne Dichtung des einzelnen auch dem einzelnen Vorgang folgte, so war, alles in allem genommen, die Fähigkeit zu dichten doch eine solche des Volkes — und zwar nur dieses einen einzigen Volkes —, während sie allen andern Völkern fehlte.

4. Erleben.

(1920.)

Das Problem, welche Kräfte es eigentlich in letzter Linie sind, die die historische Entwicklung einer Volkskultur bedingen, tritt heute wieder mit seiner ganzen Großartigkeit in den Vordergrund. Daraus folgt die weitere Frage nach dem Unterschiede der einander entsprechenden Kulturformen verschiedener Völker. Es sei mir gestattet, ein Beispiel solcher Verschiedenheit der Schicksale und also auch der Kulturformen hier anzuführen, ein Beispiel, das geeignet erscheint, wenigstens anzudeuten, in welcher Richtung Antworten auf so tiefgründige Fragen gefunden werden können, zumal auf die, in welcher Tiefe die grundlegende Eigenart der Kultur und das Phänomen ihrer Geschichte schlummern.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Im westlichen Sudan, das heißt in dem Gebiet zwischen dem Unterlauf des Niger und dem des Senegal, sind drei verschiedene Arten von Völkern heimisch: erstens die sogenannten primitiven Aethiopen (siehe nächstes Kapitel), das sind nackte, in abgeschlossenen Weilern sippenweise hausende Stämmchen; zweitens die Gurmavölker, die, zu Feudalstaaten gruppiert, im Osten die Primitiven beherrschen; drittens die Mande oder Mandingo, die als Restvölker des mittelalterlichen Kaiserreiches Mali die in ihrem Gebiete ursprünglich heimischen Stämmchen aufgesogen haben und mit eigenartiger Kastengliederung in kleinen burgartigen Städten und darumliegenden Farmweilern die Hauptbewohner nach Westen hin sind.

Die primitiven Aethiopen sind überall im Verschwinden begriffen, und zwar sterben sie im Gebiete der feudalen Gurma infolge Versklavung und Zerstörung ihrer wirtschaftlichen Bedingungen aus, während sie unter den kastenmäßig gegliederten Mande als Hörige aufgehen. Ihre Kultur wird also bei den Gurma zerstört, bei den Mande aufgesogen. Gleichzeitig ist aber wahrzunehmen, daß die auf Machtpolitik be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ruhende Staats- und Kulturkraft der Gurma zerfällt, wogegen die Mande durch Aufnahme der Primitiven teils sich mehren, teils auch in einem stetigen Weitersickern, also in einer großzügigen Kolonialpolitik, weitere Kultur- und Machtausdehnung gewinnen. Diese Politik ist derart stetig, daß die Mande ohne das Dazwischentreten der die Eingeborenenkultur zersetzenden europäischen Kolonisatoren in verhältnismäßig kurzer Zeit ohne Zweifel eine vollkommene Mandesierung nicht nur des westlichen, sondern auch des zentralen Sudan hervorgerufen hätten. Dieser Prozeß der Mandesierung geht im allgemeinen sehr leise und kaum merklich, jedenfalls ohne aufsehenerregende Ereignisse, in friedlicher Weise vor sich. Als Handelsleute und Gewerbetreibende ziehen und wandern meist einige wenige zu unberührten Primitiven aus; ohne Aufdringlichkeit siedeln sie sich unter ihnen an, gehen ihnen alsbald mit Rat und Tat zur Hand und führen derart unmerklich ihre heimische Ordnung und Industrie ein; den bis dahin beziehungslos Gewesenen bringen sie auf diese Weise Verkehr, Produktion und Absatz.

Es ist ein durchaus großzügiges und in vieler

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hinsicht erstaunliches Kulturwerk, das die Mande so vollbringen.

Hierzu sind sie nur imstande, weil sie volksmäßig mit einer glänzenden Organisation ausgerüstet sind, die der Ausdruck eines eigenartigen Innenlebens ist. In den zentralen Mandeländern, das heißt in den Provinzen des einstigen Kaiserreiches Mali, waren und sind die Mande in fünf Kasten gegliedert. An der Spitze stehen die Horro oder Ritter. Sie hausen zumeist in den kleinen burgartigen Landstädten zusammen mit den Dialli oder Barden, die als Glieder der zweiten Kaste in melodramatisch mit Gitarrebegleitung vorgetragenen Epen die Taten ihrer Herren und deren Vorväter verkünden. In den Landweilern wohnen drittens die Ulusu oder Hörigen, das sind mandesierte Nachkommen der alten primitiven Aethiopen. Diese sind nicht nur ausgezeichnete Bauern, sondern auch sehr geschickte Weber. Sie sind gleich ihren Vorfahren an die Scholle gebannt; aber ihre Verpflichtung, für die Horro zu arbeiten, ist sehr begrenzt. Zum vierten endlich sind die Numu im Lande. Das sind kunstfertige Schmiede und gleichzeitig weise Leute, die Bewahrer der alten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bann- und Zaubergebräuche, gefürchtete Schwarzkünstler und geschätzte Handwerker, wenn auch stets kastenmäßig abgesonderte Stammesglieder. Hierzu kommen endlich fünftens die Hausklaven, die Djong.

Die Kastengliederung ist streng, bildet aber die Grundlage eines kristallklaren und gesunden Volkslebens. Die Ulusu lieben ihr Land; die Numu achten die Rasse; die Horro sind stolz, werden aber durch die Dialli und gewisse Aeltestenräte zur Erfüllung sozialer Pflichten angehalten; die Sklaven sind in ihr Schicksal ergeben, können auch wohl glücklich sein, denn bis auf die Chimäre der Freiheit sind sie durchaus fähig, in den Besitz aller Güter zu gelangen, nicht zum mindesten einer segensreichen Ehe und der vertrauten Freundschaft ihrer Herren.

Dieser ausgezeichnete Zustand, dem die Franzosen das Wertvollste ihrer afrikanischen Kolonialvölker verdanken, stammt aus der Zeit des berühmten mittelalterlichen Kaiserreiches Mali. Dieser Staat war aber wiederum nur der Erbe des seinerzeit noch glanzvolleren Gana, eines Reiches, das erst etwa um Christi Geburt in den am nördlichen Senegal-Nigergebiet gelegenen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ländern, so recht auf der Scheide von Sudan und Sahara, blühte. (Siehe 12. Kapitel.) Auch schon im vorchristlichen Gana muß diese Kastenordnung heimisch gewesen sein, darüber sind sich alle alten Gesänge, die ehrwürdigen Chroniken und die Weisen des Landes einig. Von da an rückwärts gehen aber die Meinungen nach zwei Richtungen auseinander.

Die Vertreter der einen Ansicht sind die islamitischen Priester und die maurischen Stämme der Sahel nördlich vom Senegal. Sie sagen, daß diese Kulturform von Mohammed stamme. Es ist aber natürlich nicht schwer, ihnen nachzuweisen, daß das Reich Gana schon lange vor den Zeiten Mohammeds bestanden hat. Derart in die Enge getrieben, behaupten sie dann, daß südarabische Stämme, die schon viele Jahrhunderte vor der Hedschra aus ihrer Heimat nach Afrika ausgewandert seien, sowohl ihre eigenen Altvorderen als die Kulturgründer Ganas gewesen seien.

Die Meinung der anderen geht dahin, daß das fremde Volk der Gara (auch Garanke, Garassa oder Garama genannt) der Gründer Ganas gewesen sei, ein großes Kulturvolk der Urzeit, von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem man nur wisse, daß es schon lange vor der Zeit der Fulbe aus der nordöstlichen Sahara (in der man noch heute ihre Gräber nach Steinperlen und allerhand Kupferwerk durchwühlt) gekommen und in Faraka (dem Mesopotamien Afrikas, zwischen dem oberen Niger und dem Bani gelegen) ansässig geworden sei. Diese Gara sollen schon vor der Zeit des berühmten mythischen Wagadu ihre Hauptstadt Wagana (?) nordöstlich vom Niger gegründet haben. Diese Gara gelten solcher Anschauung nach als Helden und Ritter, als Kulturträger in jedem Sinne des Wortes, als Gründer des Reiches Gana und als Ahnherren des gleichnamigen hochberühmten Geschlechtes; ihnen werden die mächtigen, pyramidenartigen Grabhügel zugeschrieben, die an vielen Stellen ihre gewaltigen roten Häupter über den gelben Sand und die grüne Steppe gen Himmel strecken. Von ihnen sollen auch mehrere „Heldenbücher" und eine große Anzahl von Heldenepen stammen, von denen ich viele einsammeln und einige im „Schwarzen Dekameron" veröffentlichen konnte. Ja, sie gelten als diejenigen, die überhaupt Bardensang und Heldenepos erfunden haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Entscheidend für die Frage, welche von diesen Ansichten über die Urheber der Ganakultur Recht hat, ist es: ob, wo und bei wem heute noch dieser Geist nachzuweisen ist, der allein mit der Tatsache der epigonenhaften, kastenmäßigen Mandekultur in Einklang gebracht werden kann. Wenn die Frage derart gestellt wird, so spricht schon von vornherein alles für die Richtigkeit der zweiten Ansicht, für die mir denn an jenem Julitage des Jahres 1908, an dem die Schiffe der Expedition die Stadt Njafunke am Niger berührt hatten, eine ergänzende Aufklärung zuteil wurde, die das Gewicht einer Entscheidung hatte, und die ebenso vielsagend für den alten Ganageist als auch gewichtig für manche größere Frage nach der Art ursprünglicher Kulturverwandtschaft überhaupt ist.

Wir hatten unsere Boote verlassen und den Lagerplatz am Strande bezogen. Allerhand Volk aus den umliegenden Dörfern strömte zusammen. In gewohnter Weise war der Arbeitstisch aufgeschlagen. Ich begann die Unterhaltung mit den Gästen mit der Frage nach den Namen verschiedener alter Grabmäler, die am Tage passiert waren. Eine der mächtigsten Erdpyramiden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde als das Grab des Samba Gana bezeichnet und gleichzeitig gesagt, daß es, diesen betreffend, einen sehr, sehr alten, schon in der Zeit vor Wagadu gesungenen, Bardengesang gebe. Leider war ein Dialli, der das Epos wirklich kannte, nicht aufzutreiben. Aber seinen Inhalt wußte ein ehrwürdig alter Diarra mitzuteilen. Sein Bericht lautete folgendermaßen:

Samba Gana

Annallja Tu-Bari war die Tochter eines Fürsten bei Wagana. Sie galt als überaus klug und schön. Viele Horro kamen in ihre Stadt und warben um sie. Aber Annallja forderte von jedem eine Leistung, die keiner zu beginnen wagte. Annalljas Vater hatte nur diese eine Stadt gehabt, aber viele Farmorte. Eines Tages war er mit dem Fürsten (der Erzähler verwendet hier das interessante Wort A m i l) einer Nachbarstadt um den Besitz eines Farmdorfes in Streit geraten. Annalljas Vater war im Kampfe unterlegen, er hatte den Ort eingebüßt; das ertrug sein Stolz nicht; er starb darüber. Annallja erbte die Stadt und das Land; sie forderte aber nun von jedem Horro, der ihre Hand begehrte, daß er nicht nur das verlorene Farmdorf zurück-

erobere, sondern dazu noch achtzig Städte und Orte rund um ihr Gebiet. Jahre vergingen. Niemand wagte den Beginn so umfangreicher kriegerischer Unternehmung. Jahre vergingen. Annallja blieb unverheiratet, wurde aber von Jahr zu Jahr schöner. Sie verlor jedoch allen Frohsinn. Sie wurde ständig schöner und trauriger. Und nach dem Beispiel der Fürstin verloren alle Horro, Dialli, Numu und Ulusu in Annalljas Land das Lachen.

In Faraka wohnte ein Fürst Gana, der hatte einen Sohn namens Samba Gana. Als der herangewachsen war, verließ er nach der Sitte des Landes mit zwei Dialli und zwei Supha die Stadt des Vaters, um sich ein eigenes Land zu erkämpfen. Samba Gana war jung. Sein Lehrer war der Dialli Tararafe, der ihn begleitete. Samba Gana war fröhlich. Samba Gana zog lachend von dannen. Samba Gana erklärte dem Fürsten einer Stadt den Krieg. (Forderte ihn zum Zweikampf heraus.) Sie fochten. Alle Leute der Stadt sahen zu. Samba Gana siegte. Der unterlegene Fürst bat um sein Leben und bot ihm seine Stadt an. Samba Gana lachte und sagte: „Behalte deine Stadt. Deine Stadt ist mir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nichts." Samba Gana zog weiter. Er bekämpfte einen Fürsten nach dem andern. Er gab stets alles Gewonnene zurück. Er sagte stets: „Behalte deine Stadt. Deine Stadt ist mir nichts." Zuletzt hatte Samba Gana alle Fürsten in Faraka überwunden und besaß doch selbst keine Stadt und kein Land, da er immer alles zurückgab und stets lachend weiterzog.

Eines Tages lag er mit seinen Dialli am Niger. Der Dialli Tararafe sang von Annallja Tu-Bari; er sang von Annallja Tu-Baris Schönheit und Schwermut und Einsamkeit. Tararafe sang: „Nur der wird Annallja gewinnen und sie lachen machen, der achtzig Städte erobern wird." Samba Gana hörte alles. Samba Gana sprang auf und rief: „Auf, ihr Supha! sattelt die Pferde! wir reiten in Annallja Tu-Baris Land!" Samba Gana brach mit seinen Dialli und Supha auf. Sie ritten Tag und Nacht. Sie ritten einen Tag nach dem andern. Sie kamen in Annallja Tu-Baris Stadt. Samba Gana sah Annallja Tu-Bari. Er sah, daß sie schön war und nicht lachte. Samba Gana sagte: „Annallja Tu-Bari, zeige mir die achtzig Städte." Samba Gana brach auf. Er sagte zu Tararafe: „Bleibe du bei Annallja Tu-Bari, singe

ihr, vertreibe ihr die Zeit, mache sie lachen!“ Tararafe blieb in Annallja Tu-Baris Stadt. Er sang jeden Tag von den Helden Farakas, von den Städten Farakas, von der Schlange des Issa Beer, die eigenmächtig die Flut steigen läßt, so daß die Leute in einem Jahre Ueberfluß an Reis haben, in andern Jahren aber hungern. Annallja Tu-Bari hörte alles.

Samba Gana zog in der Runde umher. Er kämpfte mit einem Fürsten nach dem andern. Er unterwarf alle achtzig Fürsten. Er sagte zu jedem besiegten Fürsten: „Gehe zu Annallja Tu-Bari und sage ihr, daß deine Stadt ihr gehört.“ Alle achtzig Fürsten und viele Horro kamen zu Annallja Tu-Bari und blieben in ihrer Stadt. Annallja Tu-Baris Stadt wuchs und wuchs. Annallja Tu-Bari beherrschte alle Fürsten und Horro des weiten Landes um ihre Stadt.

Samba Gana kehrte zu Annallja Tu-Bari zurück. Er sagte: „Annallja Tu-Bari, nun ist alles, was du besitzen wolltest, dein!“ Annallja Tu-Bari sagte: „Du hast die Arbeit verrichtet. Nun nimm mich.“ Samba Gana sagte: „Weshalb lachst du nicht? Ich heirate dich erst, wenn du wieder lachst.“ Annallja Tu-Bari sagte: „Früher

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

konnte ich vor Schmerz über die Schande meines Vaters nicht lachen. Jetzt kann ich nicht lachen, weil ich hungrig bin." Samba Gana sagte: „Wie kann ich deinen Hunger stillen?" Annallja Tu-Bari sagte: „Bezwinge die Schlange im Issa Beer, die in einem Jahr Ueberfluß, im andern aber Not beschert." Samba Gana sagte: „Solches hat noch kein Mensch vermocht. Ich werde das Unternehmen beenden." Samba Gana zog fort.

Samba Gana zog nach Faraka und suchte die Schlange des Issa Beer. Er zog weiter und suchte. Er zog nach Koriume, fand sie nicht und zog stromauf weiter. Er kam nach Bamba, fand sie nicht und zog stromauf weiter. Dann traf Samba Gana die Schlange. Er kämpfte mit ihr. Bald siegte die Schlange, bald siegte Samba Gana. Der Djolliba (Nigerstrom) lief bald diesen, bald jenen Weg. Die Berge stürzten ein und die Erde öffnete sich in Spalten. Acht Jahre lang kämpfte Samba Gana mit der Schlange. Nach acht Jahren hatte er sie überwunden. Samba Gana hatte in dieser Zeit achthundert Lanzen zersplittert und achtzig Schwerter zerbrochen. Er hatte nur noch ein blutiges Schwert und eine blutige Lanze. Die blutige Lanze gab

er Tararafe und sagte: „Gehe zu Annallja Tu-Bari, gib ihr die Lanze, sage ihr, daß die Schlange überwunden ist, und sieh, ob Annallja Tu-Bari nun lacht."

Tararafe kam zu Annallja Tu-Bari. Er sagte, was ihm aufgegeben war. Annallja Tu-Bari sagte: „Kehre zu Samba Gana zurück und sage ihm, er solle die überwundene Schlange hierher bringen, damit sie als mein Sklave den Strom in mein Land leite. Wenn Annallja Tu-Bari Samba Gana mit der Schlange sehen wird, wird Annallja Tu-Bari lachen."

Tararafe kehrte mit der Botschaft nach Faraka zurück. Er richtete die Botschaft an Samba Gana aus. Samba Gana hörte die Worte Annallja Tu-Baris. Samba Gana sagte: „Es war zu viel." Samba Gana nahm das blutige Schwert, stieß es sich in die Brust, lachte noch einmal und starb. Tararafe nahm das blutige Schwert, bestieg sein Pferd und ritt in die Stadt Annallja Tu-Baris. Er sagte zu Annallja Tu-Bari: „Hier ist das Schwert Samba Ganas; an ihm ist das Blut der Djollibaschlange und das Samba Ganas. Samba Gana hat zum letztenmal gelacht."

Annallja Tu-Bari rief alle Fürsten und Horro,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die in ihrer Stadt versammelt waren, zusammen. Sie bestieg ihr Pferd; alle ihre Leute bestiegen Pferde. Annallja Tu-Bari ritt mit allen ihren Leuten ostwärts. Sie ritten, bis sie nach Faraka kamen. Annallja Tu-Bari kam zur Leiche Samba Ganas. Annallja Tu-Bari sagte: „Dieser Held war größer als alle vor ihm. Baut ihm ein Grabmal, das das aller Könige und Helden überragt." Die Arbeit begann. Achtmal achthundert Menschen gruben die Schachte. Achtmal achthundert Menschen bauten das Haus (die unterirdische Leichenkammer). Achtmal achthundert Menschen bauten die Halle (den oberirdischen Opferraum). Achthundertmal achthundert Menschen trugen Erde herbei und häuften sie über der Halle, schlugen sie und brannten sie. Der Berg (die tumulusartige Pyramide) stieg höher und höher.

Jeden Abend stieg Annallja Tu-Bari mit ihren Fürsten, Horro und Dialli auf die Spitze des Berges. Jeden Abend sangen die Dialli die Lieder von dem Helden. Jeden Abend sang Tararafe das Lied von Samba Gana. Jeden Morgen erhob sich Annallja Tu-Bari und sagte: „Der Berg ist nicht hoch genug. Baut ihn, bis ich Wagana sehen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kann." Achtmal achthundert Menschen trugen Erde herbei und häuften sie über den Berg, schlugen sie und brannten sie. Acht Jahre lang stieg der Berg höher und höher. Am Ende des achten Jahres ging die Sonne auf, Tararafe sah umher und rief: „Annallja Tu-Bari, heute kann ich Wagana sehen." Annallja Tu-Bari sah nach Westen. Annallja Tu-Bari sagte: „Ich sehe Wagana! Samba Ganas Grab ist so groß, wie es sein Name verdient."

Annallja Tu-Bari lachte.

Annallja Tu-Bari lachte und sagte: „Nun geht ihr alle, ihr Fürsten und Ritter, auseinander, verbreitet euch über die ganze Erde und werdet zu Helden gleich Samba Gana." Annallja Tu-Bari lachte noch einmal und starb. Sie ward neben Samba Gana in der Leichenkammer des Grabberges bestattet.

Die achtmal achthundert Fürsten und Horro zogen aber von dannen, jeder in einer andern Richtung, kämpften und wurden große Helden. —

Diese Erzählung gab natürlich wieder Veranlassung zu Fragen über die Geschichte der Ganafamilien, über die Ausdehnung des alten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Reiches und über die Verbreitung der Völker im allgemeinen. Unter den Zuhörern befand sich auch ein Scheich vom Maurenstamme der Trarza, die weit im Westen, im Gebiete nördlich vom Senegal, ihr Nomadenleben führen. Er kannte die Länder seiner Heimatregion gut und vermochte mancherlei wertvollen Aufschluß zu geben. Als fanatischer Moslim, der er war, vertrat er energisch die Ansicht vom südarabischen Ursprung der Gründer Ganas, wogegen der alte Diarra, der den Inhalt des Samba-Gana-Epos mitgeteilt hatte, unentwegt dabei blieb, daß die Gara-Gana schon ein altes Volk gewesen, ehe noch die Araber und der Islam in diese Länder vorgedrungen seien. Der Trarza wurde nach der Art dieser Leute aufgebracht. In seiner Erregung sprudelte er die Worte heraus: „Die Araber und der Islam beherrschen die Erde bis an ihre Grenzen."

Ich fragte ihn, wo die Grenzen der Erde seien. Antwort: „Wo der Himmel die Erde berührt." Der Diarra dazwischen: „Der Himmel berührt nicht die Erde." Hieraus ergab es sich von selbst, beide aufzufordern, ihre Ansicht über das Weltgebäude, die Erde, den Himmel und die Gestirne

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auszusprechen. Folgende Vorstellungen traten nun zutage:

Nach der Ansicht des Trarzamauren ist die Erde eine Scheibe, über der der Himmel abschließend wie ein Gewölbe ruht. Im Innern des Gewölbes sind die Gestirne angebracht. Sie sind am Himmel befestigt. Sonne, Mond und Sterne wandern in diesem Gebäude (immer im Innern) hin und her. Das ganze Sternensystem läuft auf dieser Gewölbewand, „wie eine Herde äsender Kamele". Ein Jenseits des Himmels gibt es nicht. Auch Allah wohnt innerhalb der Himmelskuppel. Würde das Gewölbe eines Tages einstürzen, so würden Allah selbst, alle Gestirne, alle Wesen und alles Leben der Erde von den niederprasselnden Himmelsmassen zertrümmert werden, die auch den letzten Engel unter ihrem Schutte zermalmen müßten. Ob so etwas je möglich sei, das wisse kein Mensch. Das sei eben Kismet.

In ganz anderem Sinne sprach sich der Diarra aus. Nach ihm ist die Erde ohne Grenzen, ohne Ende, wenn auch der Ausdruck „unendlich" fehlt. Man kann auf ihr wandern, bis man stirbt. Bald zu Fuß, bald zu Schiff. Man kommt in Länder,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in denen Schlangen mit Flügeln, in andere, in denen sprechende Vögel, und wieder in andere, in denen redende Bäume so leben wie bei uns die Menschen. Alles Merkwürdige ist jenseits der bekannten Erde, aber immer auf der Erde, und der Mensch, der lange genug wandert, kann sehr wohl in diese fremdartigen Gebiete gelangen. Der Himmel berührt nirgends die Erde. Der Himmel ist überhaupt nicht etwas Festes, sondern lediglich die Wirkung von Licht und Schatten. Die Gestirne werden in dem grenzenlosen Raum über der Erde von Allah(?) hin- und herbewegt; auch soll es nach der Meinung mehrerer dort oben „Leute", resp. Wesen geben, die in die Geschicke der Menschen bestimmend eingreifen. Diese Bestimmung geht aber nicht so weit, daß der Mensch nicht selbständig das erreichen kann, was er will und vermag. Hierfür seien die Taten der Gana der Vorzeit ein Beispiel: von denen seien diejenigen jämmerlich zugrunde gegangen, die feige und unfähig waren, die aber, die Mut, Herz und Lebenskraft hatten, zu Königen geworden. Wenn einmal ein besonders großer Gana geboren würde, so könne er mit seiner Kraft alle Araber und Europäer

aus dem Lande weisen und dann würde die alte Herrlichkeit des Ganareiches wieder hergestellt werden.

Ich habe seitdem die Dimensionen des „Vermögens zur Weltanschauung“ als Gemütsdimensionen, und zwar die beiden, welche den stärksten Gegensatz des Lebensgefühls zum Ausdruck bringen, nämlich das der „Weltweite“ und das der „Welthöhle“, als Weitengefühl und Höhlengefühl bezeichnet. Aus der Anschauung des Trarza spricht die Begrenzung des Weltblickes durch das Höhlengefühl, aus der des Diarra sehnendes Weltweitenbedürfnis. Enge des Bewußtseins, ständige Beklommenheit, Unfreiheit und deshalb Fatalismus, ununterbrochener Druck und unter solchem Druck sich von Zeit zu Zeit in der Form des Fanatismus entladende Explosionen bezeichnen das Höhlengefühl. Sehnsucht und Unendlichkeitsempfindung drängen nach aufbauenden Taten, überzeugender Schaffensdrang und selbstverständlicher Freiheitsjubel sind Ausdrucksformen der Weltweite. Beide Grundanschauungen sind nichts als Aeußerungen der Seelenart. Beide leben nicht nur in Afrika, und zwar hier im Sahelgebiet dicht nebeneinander,

auch in Europa haben wir neben den Franzosen die Franken und Friesen. (Vortrag vom 25. Februar 1916.)

Ueber die allgemeine kulturelle Bedeutung von Weltweite und Welthöhle wird im 12. Kapitel weiter gesprochen werden. Hier sei nur das angeführt, was solche Darlegungen für das damals im Zenit des Interesses stehende Problem bedeuteten.

Ein Volk, dessen Seele die Dimensionen des Höhlengefühles besitzt, kann wohl ein Jahrtausend und auch mehr von einem andern beherrscht und während dieser Zeit über die Enge seines seelischen Daseins hinweggetäuscht werden; aber es kann in Wahrheit selbst niemals andere beherrschen, ohne sie zu zerstören. Zu gesunder Berufsbildung, zur Ausbildung eines sich dehnenden Kulturorganismus, zur Entwicklung der Arbeit, die ihren Lohn in sich selbst findet, zur Tat im Sinne des Aufbaues kann nur das Weitengefühl führen. Also kann das Mandevolk seinen herrlichen Organismus, seinen wundervollen Dehnungsdrang, seine kolonisatorische Fähigkeit nur den mystischen Gana, dem Volke aus dem Nordwesten verdanken; das semitische

Volk aus dem Osten und jede arabische Einwanderung hätte mit seinem ausgesprochenen Höhlengefühl niemals in diesem Sinne solche, auf einem angeborenen, dem Menschen eingeborenen Seelenvermögen beruhende Fähigkeiten hervorbringen, erhalten und weiterentwickeln können. Denn was bedeuten Epen wie die von Samba Gana, von Goroba Dike, von Samba Kullung, von Gossi? (Siehe „Der schwarze Dekameron und Atlantis", Bd. VI.) Der Grundton dieser Dichtungen zeigt immer wieder das, was wir im Alltagsleben als Seelengröße zu bezeichnen pflegen. Diese Menschen kennen keine Grenzen ihres Lebens im Sinne einer Einengung der Tat durch eine Weltanschauung. Wir sehen hier eine nur durch die Eigenschaften der eigenen Seele geleitete und geregelte Spannkraft.

Diese Menschen haben, ohne sich dessen bewußt zu sein, die Schwelle des Begriffes der Unendlichkeit überschritten. Mir scheint, daß keines der anderen Epen das so deutlich zeigt wie dieser Rest des Samba-Epos. Wie deutlich wächst hier mit der Erfüllung der einen Sehnsucht die größere Sehnsucht, das wachsende Weitenmaß. Es wächst, bis es den Untergang

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

des Menschen erreicht, nicht aber den des Sehnsuchtgefühles, der Weltweite; denn als der Held selbst in überspannter Schaffenskraft erlegen ist, wirkt seine Herrlichkeit weiter im Werke der Fürstin, in dem Werke, von dem aus die Helden in die Welt gehen als Träger dieser seelischen Gewalt.

„Achtmal achthundert Fürsten und Ritter zogen aber von dannen, jeder in einer anderen Richtung, kämpften und wurden große Helden."

Das ist der Typus der Kultur des Weitengefühles. Man gehe die sämtlichen Märchensammlungen des eigentlichen Orients durch, und man wird in diesen Schöpfungen nichts davon finden. Die Seelenspannung wird dort ersetzt durch das Geschick, das Kismet, das Wunder, den Zauber, die Sensation. Mit kostbarem Prunke schmückt dort der Mensch das Gewölbe der einengenden Höhle, um sich so über die Beklommenheit, den Druck, die ewige Angst hinwegzutäuschen.

5. Wissen.

(1920.)

Unter den schon veröffentlichten Arbeitsergebnissen der Deutschen Inner-Afrikanischen Forschungs-Expedition wird die in dem Werke „Unter den unsträflichen Aethiopen" zusammengefaßte „Morphologie einer Kulturgeschichte" (S. 71 ff.) später einmal eine besondere Wertschätzung finden. Hier ist in Umrissen eine Kulturlehre angedeutet, zu deren endgültigem Ausbau es der Arbeit von Jahrzehnten bedarf.

Nach diesen Untersuchungen zeigte es sich, daß heute noch über außerordentlich weite Gebiete von Afrika Spielarten einer Kulturform verbreitet sind, die schon dem grauen Altertum bekannt war und ihrer tiefinnerlichen Eigenart wegen schon die Achtung der homerischen Zeit genoß. Bereits diese Alten sprachen von den

„unsträflichen Aethiopen". Ueber ein Jahrtausend später nannten die Islamiten die Träger dieser Kultur „die treuen Heiden". Gustav Nachtigal, der große Forscher des XIX. Jahrhunderts, schreibt: „Lüge, Wortbruch und Diebstahl sind ihnen unbekannt."

Mit diesen Ausdrücken ist aber nicht etwa nur ihre Moral gewertet worden. Das ethische Moment ist hier nicht als Problem menschlicher Veranlagung entscheidend — denn die Träger dieser Kultur sind genau so verschiedenen Charakters wie alle andern Völker, ihre Schicksale ebenso bunt, ihre menschlichen Eigenschaften gleichermaßen zum Guten und Bösen, oder wie man es nennen will, neigend. Das, was diese Menschen auszeichnet, ist für jeden, der zu sehen vermag, ihre Kultur als Ganzes — Kultur in jedem Sinne, im weitesten wie im engsten, im persönlichen wie im massenumfassenden —, die Kultur, die sie nachweisbar seit mindestens 2500 Jahren zu tragen begnadet waren und deren Eigenart und Lebensfläche mehr als jede andere mir bekannt gewordene Art so durchsichtig und formenklar ist, daß sie wie nirgends sonst die Möglichkeit zu einem Ein-

blick in die geheimsten seelischen Vorgänge bietet, Vorgänge, die vor unserem Wissen liegen, Einblicke in ein anderes Wissen hinein, das dem Wissen vor uns gleichbedeutend ist.

Die Aethiopen sind vorzüglich Bauern. Es sind die gleich emsigen am Nil wie am Senegal. Ihre Organisation ist die der Sippe, der Sippe im patriarchalischen Sinne: hier lebt die ganze Familie in einem ausgedehnten, oft burgartigen Gehöft zusammen. Der älteste Mann (nicht Greis!) ist der Leiter dieses Gemeinwesens; seine Brüder, Söhne, Neffen und Enkel folgen seinen Anordnungen; die kraftlos gewordenen Alten sind seiner Fürsorge anvertraut. Er verteilt alle Nahrungsmittel, leitet die Verwendung aller Vorräte, verwaltet den Gesamtbesitz der kleinen Gemeinde, die sich nach jeder Richtung in Gewinn, Nutzen und Verteilung dem unterordnet, wie es der „Alte" nach ehrwürdigem Herkommen regelt. Frauen heiraten von außen in diese Sippengemeinde hinein.

Nicht nur das materielle Leben, sondern auch das geistige wird von dem pater familias und

zwar in selbstverständlicher, von Generation zu Generation gleichlautender Weise geordnet und im lebendigen Rhythmus erhalten. Er, der „Alte", bestimmt die Opfer der Saat, die Opfer der Ernte, er trifft die Anordnung für die Begräbnisse und die Pflege der abgeschiedenen Seelen. Er entscheidet über alle Feste und Zeremonien, bestimmt vor allen Dingen das festliche Begehen der Bildung neuer Wachstumsknoten am Sippengezweig, die Weihe der Altersklassenabschnitte. Die Anordnung nach Altersklassen wird nämlich sehr genau nach natürlichen Wachstumsstufen eingehalten. Die äthiopische Kultur hat überall, wo sie rein erhalten ist und noch nicht der Vergreisung anheimfiel, vier Stufen: 1. die der Kinder bis zur nahenden Mannbarkeit, 2. die der Jünglinge, denen sowohl Burschen als auch Jungverheiratete angehören, 3. die der Männer, soweit sie Kinder haben, aus deren kraftvollsten und erfahrungsreichsten Jahrgängen der pater familias hervorgeht, und 4. die der zu allem Zugreifen untauglich gewordenen, geistig hinwelkenden Greise, die auf das Altenteil gesetzt sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Wirkung des Stufensystems ist selbstverständlich und automatisch. Es bildet in der Kultur der Aethiopen ebenso die Grundachse wie in der der Mande das Kastenwesen.

Das, was nun aber das Sein der äthiopischen Kultur so ganz besonders vor allen mir bekanntgewordenen sonstigen Formen auszeichnet, ist seine kristallhelle Stilreinheit, seine unbeirrte Organisation, die in ihm lebendige Selbstverständlichkeit harmonischen Ineinandergreifens, ja man kann sagen, absoluter Identität materiellen, sozialen und geistigen Lebens. Jede profane Handlung ist hier gleichzeitig eine religiöse; jedes materielle Mittel dient automatisch einem ideellen Zweck. Das Dämonische und die „objektiven Tatsachen" fallen in der Umwelt eines Aethiopen zusammen. Alles ist demnach so selbstverständlich, daß eben hieraus, aus dieser Harmonie, aus dieser Kongruenz die „Unsträflichkeit", die hohe Ethik als natürliche und unbeirrbare Notwendigkeit erwächst — eine selbstverständliche Notwendigkeit, die erst erschüttert wird, wenn Berührungen mit fremden Kulturwellen die Stilreinheit, die Organität und die Einheit unterbrechen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Allerdings: zunächst erscheinen manche Ausdrücke dieser Kultur brutal. Ein Beispiel! Wenn ein alter Mann, ein Mitglied der vierten Stufe stirbt, jubelt die Sippe und feiert fröhliche Feste. Auf die Frage nach dem Grund dieses barbarischen Jubels erfolgt mit Sicherheit die noch barbarischer erscheinende Antwort: „Er war alt; er konnte nicht mehr arbeiten, er konnte nicht mehr beim Farmbau helfen." — Verscheidet dagegen ein junger Bursche der zweiten Stufe, so trauert die Sippe und weiß sich vor Schmerz nicht zu fassen; sie gibt sich hier dem Klagen ebenso hin wie vorher dem Jubel. Die Antwort auf die Frage nach dem tieferen Grund der Ergriffenheit klingt schon bedeutungsvoller: „Der Bursche konnte noch beim Farmbau helfen; er hatte noch keine Kinder, er kann nicht wiedergeboren werden; er hat niemand hinterlassen, der ihm wieder das Dasein erzeugt."

Wenn wir diesen Aeußerungen nachgehen, so findet sich nun: Stirbt ein Greis, dann wird er bestattet; sein Schädel wird nach dem Verfall des Körpers der Grabkammer entnommen und an geweihter Stelle aufbewahrt. Dort empfängt er

die regelmäßigen Opfer: Opfer beim Erntefest, die Gebete bei der Saat, zeremonielle Angehung, zumal wenn ein Enkel der Sippe heiratet. Das Gebet, das diese Angehung unter gleichzeitigem Opfer begleitet, lautet folgendermaßen: „Mein Großvater! Ich bitte dich, kehre nun wieder. Du bist lange fort, und wir haben nicht zu viel junge Leute. Mein Sohn hat diese junge Frau geheiratet, die stark ist und gut erzogen wurde. Sie weiß mit Kindern vorzüglich umzugehen; ich habe selbst gesehen, wie sie für die Kinder ihres Bruders gesorgt hat. Sie hat eine gute Brust und wird dir reichlich Milch geben. Ich bitte dich, in dieser jungen Frau wiederzukommen, damit so mein Sohn starke Kinder gebiert und er und ich bald nicht mehr in den Farmen zu arbeiten brauchen." — Oftmals ist vor dem Gebete junges Saatkorn auf den Schädel gelegt, und die junge Frau muß es nach der Ansprache mit den Lippen vom Schädel des Großvaters nehmen und genießen. — Das der Verehelichung entspringende Kind ist dann der wiedergeborene Großvater.

Dieses Verschlucken des Samens ist deshalb von so großer Bedeutung, weil hier eine bis in die Wurzelfasern tiefgreifende Verbindung des

Feldbaues mit dem sozialen Leben zutage tritt. Das Verbindende ist die Erde, die große Urerde, in der die letzten Reste des Lebens verwesen und aus der die ersten Keime des Daseins entspringen, die Erde, aus der alles entsteht und in der alles vergeht, die eine Erde, in der Entstehen und Vergehen zu einem Akte ineinanderfließen.

Ein der Mischung mit Ur-Fulbeblut entsprossener Aethiope aus dem Gongolagebiet gab hierzu folgende Erklärung: „Ein junger Mann, der stirbt, vergeht wie das trockene Laub, das zur Erde fällt und verfault. Ein alter Mann, der stirbt, ist wie eine reife Frucht, die in die Erde fällt und wieder aufwächst. Der Mensch ist wie das Korn (Sorghum). Schneidest du das Korn unreif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so verfault es. Es kann nicht keimen. Schneidest du das Sorghum reif ab, trocknest es und legst es in der nächsten Regenzeit in die Erde, so wird es Wurzeln und Blätter haben, es wird heranwachsen und reife Früchte tragen. Ebenso ist der Mensch. Der junge Mensch kann nicht wiederkommen. Der alte Mensch wird wiedergeboren."

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn hier einmal eine selten klare Stimme das in primitiven Welteindrücken schlummernde Dämonische in Worte zu fassen vermochte, so darf nicht vergessen werden, daß es nicht ein rein äthiopisches, sondern ein fulbisiertes Organ war, das sie erklingen ließ. Der Mann war Fulbe-Mischling, also mit anderer Seelenanlage ausgerüstet als die eigentlichen Träger dieser Kultur. Sonst sind diese Menschen durchaus unfähig, auch nur ihre Sitten zu schildern (so selbstverständlich sind sie ihnen), geschweige denn sie etwa zu erklären, also ihre Anschauung in Worte zu kleiden — ihre Empfindung anders als in unbewußten Sitten und Gebräuchen zum Ausdruck zu bringen. Die Sitten und Gebräuche sind bei ihnen gewissermaßen Ausdrucksformen dessen, was bei uns die Sprache, das Denken, das Bewußtsein wiedergeben; sie stellen eine Stufe dar, die unter der liegt, auf der wir uns bewegen. Das „Wissen" der Aethiopen ist gleichsam unbewußt; es bewegt sich auf der Fläche, die in den nachfolgenden Blättern als die des Gemütes bezeichnet ist.

Diese Tatsache ist von eminenter Bedeutung. Sie allein erklärt die erstaunliche Anschauungs-

und Sittenreinheit, die bis an das Unfaßbare grenzende Selbstverständlichkeit. Hierfür ein Beispiel! Zu den eigenartigen Gebräuchen der Aethiopenkultur gehört ein alle paar Jahre wiederholtes Opfer, ein großes Opfer: die Darbringung des angesehensten Mannes, des ersten Priesters, des „Priesterkönigs", um mit den Worten der alten Schriften zu sprechen. Die Sitte ist bekannt unter dem Namen des „rituellen Königsmordes".

Bei den Kirri traf ich auf einen solchen König, der, wie mehrere Dakka-„Fürsten", im darauffolgenden Jahre den Opfertod erleiden sollte. Er sprach sich selbst darüber aus. Er fand es ganz natürlich, daß er im nächsten Jahre geopfert werden sollte; er sah dem Tage seines Lebensabschlusses mit uns unverständlicher Gelassenheit entgegen und äußerte sich sehr trocken: „In den letzten Jahren waren die Ernten nicht gut, die Regen waren schlecht; nach meinem Tode soll der Regen besser fallen." Und später sagte er: „Ich habe einen kleinen Enkel, den ich sehr liebe. Er soll eine Frau aus guter Sippe heiraten. Von diesem Enkel will ich mich, wenn ich aus dem Busch zurückkehre, wiedergebären

lassen." Das alles war in so gleichmütigem Tone gesprochen, daß daraus die schon voll ausgereifte Zufriedenheit über das Bevorstehende erklang. Er äußerte sich in einem Tone, in dem wir etwa von einer kleinen Reise reden würden. Es war keine Spur von der Spannung zu vermerken, der wir unwillkürlich schon dann anheimfallen, wenn uns auch nur der Umzug von einer Wohnung in die andere oder gar von einer Stadt in eine andere bevorsteht. Und doch zeigt auch dieses Seelenleben, dieses Dasein auf der Gemütsfläche gewisse Unterschiede. Das Wissen dieser Kulturform ist gleichbedeutend mit einem absolut organischen „Erleben", aber das Erlebnis selbst zeigt Varianten. Auch hierfür einen Beleg, der zeigen soll, wie weit die Bewegungsfläche reicht:

Wenn der Hohepriester dem rituellen Königsmorde verfallen ist, beginnt für die Jugend der ersten Stufe die Buschzeit, die Periode der Initialfeiern, die Vorbereitung für den Uebertritt zur zweiten Stufe. Im Busch werden die Burschen beschnitten; das Blut wird als Opfergabe angesehen, das dem getöteten König nachfließt. Hierbei ist der die Operation ausführende

Priester als Leopard vermummt, wenn auch nur ganz oberflächlich durch fleckige Bemalung, durch Leopardenschurzfell und durch eine Tasche aus der Pranke des Leoparden, in der die Operationswerkzeuge bewahrt werden. Der Priester ist also als Leopard mehr markiert als maskiert. Wenn man nun noch dazunimmt, daß das heilige Tier, das Totem der geopferten Könige, der Leopard ist, daß der Leopard an sich gewissermaßen Repräsentant des Busches, der verkörperte Geist des Busches ist, so ergibt sich eine ziemlich klare Linie der Anschauung, derzufolge nämlich der König geopfert wird, damit er der gnädige Geist des Busches werde; um die Gnade dieses Buschgeistes zu gewinnen, wird ihm das Blutopfer der Beschneidung dargebracht; damit haben aber alle, die in Zukunft den Busch zur Herstellung von Farmen roden, also ihn verwunden wollen, sich selbst schon eine Wunde geschlagen, die den Buschgeist gnädig stimmen soll. (Damit ist etwa in groben Worten derb geschildert, was jene unendlich viel feiner in tiefer Religiosität empfinden.)

Bei den besonders hinterwäldlerischen Kirri konnte ich nun zuerst eine Gruppe vor wenigen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jahren beschnittener Burschen, dann eine Reihe älterer Männer über den Vorgang bei diesem Beschneidungsritual befragen. Da kam folgender feine Unterschied heraus. Die Burschen erklärten: „Ein Leopard beschnitt uns, es war der verstorbene König.“ Die alten Leute sagten: „Der Priester als Leopard beschneidet die Burschen“; und nachher: „Wenn der Priester als Leopard die Knaben beschneidet, ist er der verstorbene König.“ Und in einem anderen Kirridorf wurde erklärt: „Der verstorbene König beschneidet als Leopard die Knaben.“ Es ist nicht etwa das Widersprechende, das hier vor allem Beachtung verdient. Ueberall wo der Mensch eine auf der Fläche des Gemütes lebende und zu Handlungen führende Anschauung zeitigt, geschieht dieses spontan und sporadisch, weshalb ja die den äthiopischen Kulturen am nächsten stehenden, aber schon eine Stufe höher gerückten vollmythischen Kulturen einen Ueberfluß an Widersprüchen zeigen. — Das Wichtigere scheint mir hier vielmehr zu sein, daß für die Burschen der Beschneider ein Leopard ist, für die alten Männer ein Wesen als Leopard. Es ist der gleiche Unterschied, den ich im 7. Kapitel

für die Schöpfungen der Kinderseele (Beispiel von der Hexe) zeigen werde.

Also auch in der äthiopischen Kulturform geht im Seelenleben des Individuums ein Entwicklungsprozeß vor sich, der durch „ein Leopard" hier, durch „als Leopard" dort charakterisiert wird, der die Verschiedenartigkeit des Erkenntnislebens in den verschiedenen Altersklassen zeitigt und der den Umfang des paideumatischen Spielraumes in der Periode vor der Mythenbildung wahrnehmen läßt. Es ist das Grundcharakteristische der primitiven Schöpfungsperiode.

Was ich hiermit meine, soll im nachfolgenden dargelegt werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

PAIDEUMA (II. TEIL)

DAS PAIDEUMA DES INDIVIDUUMS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

6. Der paideumatische Stufenbau.

(1920.)

Als ich seinerzeit an dem Werke über die Masken- und Geheimbünde Afrikas arbeitete, fiel mir zum erstenmal eine Einrichtung vieler Völker, zumal Afrikas und Ozeaniens, auf, die in der Tat eine ganz besondere Beachtung verdient: die Altersklassenorganisation.

Besonders bei den primitiven, aber auch bei außerordentlich viel entwickelteren Stämmen besteht die Sitte, daß die gleichaltrigen Männer (hie und da auch die Frauen) sich in Verbänden vereinigen, die als solche zeitweise oder ständig mit eigenen Wirtschaftsformen, eigener Nahrungsversorgung, eigenartigen Geschlechtsverbindungen, eigenen Wohnräumen vom Gesamtleben des Volkes sich ablösen. Häufig trennen sich aber nicht nur einzelne Altersklassen ab,

sondern der ganze Stamm zerfällt nach den Altersklassen in mehr oder weniger scharf getrennte Gruppen. Die Zahl der Gruppen von Altersklassen scheint beim ersten Blick eine schwankende.

Meist läßt sich jedoch eine dreischichtige Gliederung als ursprüngliche oder „natürliche" nachweisen. Jedenfalls beobachtete ich vielerorts ein Hervorgehen oder Rückversinken mehrschichtiger in diese anfängliche Dreiteilung. Auch konnte ich bei Stämmen, die das Altersklassensystem nicht mehr als Grundlage der sozialen Bildung besaßen, die Reste eines solchen nachweisen, die dann stets auf eine Dreiteilung schließen ließen.

Diese Altersklassengruppierung entsteht, indem zum ersten die Kinder bis etwa zur Zeit der Reife, zum zweiten die Jünglinge bis etwa in die Periode der Verehelichung und endlich zum dritten die Alten, die Besonnenen, sich miteinander verbinden.

Auf afrikanischem Boden sind zwei verschiedene Typen zu erkennen, von denen der eine wesentlich im Osten, der andere vorzüglich im Westen klare Ausbildungen erfahren hat. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

östliche Typus ist am schärfsten bei den Massai ausgeprägt. Bei ihnen trennen sich deutlich die Layok, die Elmoran und die Elmoruo, das sind die Knaben, die Jünglinge und die Männer. Die Knaben leben etwa bis zum sechzehnten Jahre daheim, üben sich im Waffengebrauch und in der Viehwartung, werden in diesem Alter der Beschneidung und der stammesgemäßen Zahnverstümmelung unterworfen und treten hiernach dann in die Klasse der Elmoran über.

Als Elmoran wandern sie aus dem heimatlichen Krale in ein eigenes Wohngebiet aus. Dort hausen sie mit den geschlechtsreifen Mädchen zusammen und führen ein frisch-fröhliches Kriegs- und Räuberleben. Ihre Nahrung besteht im großen und ganzen aus Fleisch, Milch und Blut. Ihr Leben ist ungebunden, aber nicht, wie häufig behauptet wurde, zügellos. Vielmehr ist die Stabilität der geschlechtlichen Beziehungen eine durchaus gesunde, und gelegentliche Seitensprünge mit den Geliebten der Kameraden gelten als unsittlich und verächtlich; daß mehrere Brüder zuweilen die gleiche Geliebte haben, ist hierzu kein Gegensatz, sondern gehört in ein ganz bestimmtes System der Familienbildung.

Dieses ungebundene Leben hört für den Elmoran etwa mit dem dreißigsten Jahre auf. Hat er mit seinem Mädchen im Jünglingskral ein Kind gezeugt, dann läßt er sich die langen Jünglingshaare schneiden, erlegt den Brautpreis, heiratet und zieht in den Wohnkral der Elmoruo; er ist nunmehr in diese Altersklasse aufgenommen. Seine Speisen sind von da an auch Pflanzen. Sein Leben verläuft geruhsam. Seine Beschäftigung ist vorwaltend die Viehzucht; am Kriege beteiligt er sich nur gelegentlich als Landsturmmann.

Anders und nicht so offen zutage tretend ist das Altersklassensystem des zweiten Typus in Westafrika. Hier liegen die Altersklassen der höchst bedeutsamen Einrichtung der Geheimbünde zugrunde, die vielfach die maßgebende und regierende Staatsgewalt darstellen, so daß ihnen gegenüber das dorfschulzenartige Häuptlingswesen in den Hintergrund geschoben wird. Die Formen der Geheimbünde, die durch allerhand Maskeraden, Initial- und Jahreszeitenfeiern, durch Tänze und „Orgien“ auffallen und die Aufmerksamkeit schon so manchen Forschers auf sich lenkten, sind außerordentlich verschiedenartig,

zeigen aber trotzdem ein einheitliches Innengefüge. Diese Bünde haben ihre geweihten Plätze, ihre Klubhäuser, ihre Opferstätten und ihre heiligen Wälder. Ihr Zeremonial ist streng und vielgestaltig. Trotzdem spielt sich ihr Leben sowohl in den einfacheren als auch in den durch lokale Variationen entwickelten oder verwirrten Verhältnissen nach folgendem Rhythmus ab:

Weiber und Kinder stehen außerhalb des Geheimbundes. Auf seinen geheiligten Plätzen dürfen sie sich nicht sehen lassen; sie müssen fliehen und sich hinter den geschlossenen Türen verborgen halten, wenn die Maskierten auf den Dorfstraßen erscheinen. Wenn aber die Knaben das Reifealter erreicht haben, werden sie einem Zeremoniell unterworfen, das die Literatur im allgemeinen als „Einweihung" bezeichnet. Sie werden in einen Wald gebracht, werden schreckhaften Szenen ausgesetzt, verbringen eine kürzere oder längere Buschzeit und empfangen vor Austritt aus der Buschgenossenschaft und vor der Rückkehr in das heimatliche Dorf ihre Tätowierung und Zahnverstümmelung, Haarschnitt oder sonstwie die Abzeichen der Männer ihres Stammes. Vielerorts werden sie auch be-

schnitten. Außerordentlich weit verbreitet ist heute noch die Vorstellung, daß die Burschen in dieser Zeit geopfert oder gar vom Buschgeiste verschlungen und wieder geboren werden. Manche Reisende und Missionare haben nachgeforscht, welche „Geheimnisse" diese Novizen im Busche erfahren, welche Künste sie erlernen, und zwar in der Annahme, daß diese Zeremonie Einweihung in die Geheimnisse des Bundes mit sich bringe. Solche Nachforschungen waren ergebnislos, denn die Burschen werden durch die Zeremonien nicht eingeweiht, sondern nur eingereiht, und zwar unter die Zahl der jungen Männer, die in Zukunft an den Palavern (das sind die Volks- und Rechtsversammlungen und -verhandlungen) des Stammes teilnehmen und hierbei auch mitsprechen dürfen. Welche Rolle in den Männerversammlungen diese Jünglinge dann spielen, werde ich nachher zeigen.

Mit der eigentlichen Leitung des Bundes haben erst die „alten Männer" etwas zu tun; es sind die von etwa fünfunddreißig Jahren, die, die genug Frauen haben und sich selbst nicht mehr wesentlich um das Bäuerliche und Häusliche zu kümmern brauchen, die, deren Kinder heran-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gewachsen sind — es sind vor allen Dingen die an Lebenserfahrung Reichen. Diese Alten sind die eigentlichen „Eingeweihten"; sie bewahren die Masken, sie regeln die Opferzeit, sie kennen die alten Sitten und Gebräuche, das Recht des Herkommens; sie gelten als die Besonnenen, und sie sind es auch, die wohlbedachte Maßnahmen an Stelle temperamentvoller Ausbrüche setzen.

Verschiedentlich ist behauptet worden, daß in ihrer Hand auch die Entscheidungen in Rechts- und Verwaltungsfragen, über Krieg und Frieden liege. Das gilt aber nur dort, wo geheime Beschlüsse der Geheimbundregierung entscheidende Bedeutung besitzen; solche Macht geheimer und beinahe diktatorischer Art besitzen die Geheimbünde jedoch lediglich in greisenhaften Stammes- und Staatsbildungen Westafrikas, wie ja auch die hohen Kulturen nur in ihren spätesten Zuständen cäsarische Gewalten hervorbringen und dulden.

Alle jugendlich gesunden, also kräftigen Stammesorganisationen Westafrikas werden im Gegensatz hierzu durch die Volksversammlungen regiert und verwaltet. Die Volksversammlungen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

leiten nun zwar, wie gesagt, die Alten. Wenn ich jedoch die lange Reihe afrikanischer Palaver, Milangos, Schauris, die ich erlebt habe, überblicke und mir deren Verlauf klar mache, so finde ich eine sehr bezeichnende, immer wieder zutage tretende Erscheinung: die Alten sind es, die das Recht, das Herkommen, den üblichen Verlauf der Ereignisse, die Charaktereigenschaften und Fehler ihrer Stammesgenossen kennen, die demnach ein gewisses Geschick haben, verworrene Fäden zu entwirren. Die eigentlich geistige Initiative haben sie jedoch in unberührten und gesunden Verhältnissen nicht, in nichts und nirgends. Die liegt stets bei den Burschen, bei den Jünglingen von zwanzig bis dreißig oder fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahren. Wie oft habe ich es erlebt, daß die Alten um irgend eines Vorteiles willen, der ihnen zufließen sollte, oder aus reiner Bequemlichkeit dem „Herkommen", der Tradition in irgendeiner Weise folgen wollten, und daß dann Burschen der zweiten Altersklasse sich erhoben und mit etwas „Neuem" kamen, mit etwas „nicht Möglichem", mit etwas „dem Herkommen Widersprechenden", — wie diese Jünglinge oft aber damit in verblüffender Weise den Nagel auf

den Kopf trafen und in solchen Fällen, wenn auch nach langem Wortgefecht, den Sieg davontrugen.

Bei solchen Kämpfen trat dann die Altersklassengruppierung deutlich zutage. Unwillkürlich schließen sich die Alten und schließen sich die Jungen zusammen, die einen als Erhaltende, die andern als trotzige Vorkämpfer der freien Tat, als Träger des lebendigen Werdens gegenüber der erstarrten Form. Anregende sind dann stets die Jungen, Ausführende die Alten, die überall die Würde ihrer Klasse zu wahren verstehen und den Jungen niemals triumphartige Aeußerungen über ihren Sieg gönnen, so daß diese auf keinen Fall zum vollen Bewußtsein ihrer eigentlichen Bedeutung kommen.

Alle derartigen Erfahrungen lassen das Altersklassensystem als eine grundlegende Eigenschaft der Sozialbildungen erkennen; und in der Tat ist es nicht nur eine Erscheinung der Sitten und Gebräuche der „Urzeit"; wer scharf hinsieht, erkennt gleiche Kräftewirkung in allen Kulturformen und -perioden bei uns ebenso wie bei den Römern und Aegyptern. Sie ist in sozialen Bildungen aller geschichtlichen Ereignisse lebendig.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Man erkennt leicht, wie entscheidend es ist, ob in einem Staate die zweite oder die dritte Altersklasse die innerlich (nicht äußerlich) maßgebende Macht in Händen hat, und daß das Schicksal jedes Staates von der Harmonie der Funktionen oder von dem harmonischen Zusammenwirken der beiden höheren Altersklassen abhängig ist.

Auch Heinrich Schurtz, mein Nachfolger auf dem Gebiete der Geheimbundforschung, hat die große Bedeutung dieser Tatsachen richtig erkannt und sie in seinem Werke „Altersklassen und Männerbünde" eingehend und tief behandelt.

Aber auch dieser feine Kopf hat sich von althergebrachten Gesichtspunkten nicht ganz zu lösen vermocht; auch für ihn spielt das Geschlechtsleben bei der Entstehung der Altersklassen eine entscheidende Rolle. Er spricht von einem „bewußt durchgeführten Versuche", „einem höchst merkwürdigen und bis zu einem gewissen Grade erfolgreichen Versuch, die Gefahren des Geschlechtslebens für den Gesellschaftszusammenschluß auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken". Er schreibt: „Die Einteilung in drei Altersklassen würde also in ihrer einfachsten

Form einen Versuch darstellen, eine bestimmte Zeit des Genießens, des Austobens oder des Sichauslebens festzusetzen, worauf dann die Periode des gesetzteren, ehelichen Lebens mit ihren Pflichten und einem engeren Verhältnis zwischen Mann und Weib eintritt." Vor allem spricht er von ihrem „hauptsächlichsten Sinn und Zweck, den Geschlechtsverkehr zu regeln und einzudämmen".

Ich bringe diese Sätze deswegen hier in wörtlicher Wiedergabe, um zu zeigen, daß auch ein so bedeutender Denker auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte kulturellen Lebens sich nicht von der zweckhaften, materialistischen, doktrinären Auffassungsweise unserer Zeit zu trennen vermochte, und wie notwendig es ist, daß meine aus der Einfühlung in diese Bräuche entstandene Auffassung jenen andern gegenübergestellt wird, die durch Hineintragen zweckmäßiger Motive entwickelt worden sind. Heinrich Schurtz hat beim Studium dieser Dinge sein Hauptaugenmerk auf das Verhältnis der Altersklasse zum Geschlechtsleben gelegt. Das war ihm das Objekt seiner Studien, und dieses fesselte ihn so, daß er die Mittellinie der Entwicklung vollkommen übersah.

Denn tatsächlich entspringt die Altersklassengruppierung, wie aus dem westafrikanischen Beispiel hervorgeht, der Verschiedenartigkeit des Geisteslebens auf verschiedenen Altersstufen. Diese Stufen des Geistes stellen das formenbildende Phänomen dar; sie wirken nach allen Richtungen: im Besitzleben, im Familienleben, im Rechtsleben, im Arbeitsleben, im Staatsleben. Diese Altersklassenbildung kann aber, da es sich offenkundig um eine Eigenschaft oder Entwicklung des „menschlichen Geistes" handelt, nicht in einer bewußten Konstruktion (bei Schurtz „Versuche", „Zweck") entstanden sein, sondern sie muß, wie aus der Darlegung der Palaverregierung hervorgeht, eine wachstumsmäßige sein. Sie entspricht der steten Umbildung des Geisteslebens, wie sie in jedem Menschenleben stattfindet, die die „Gleichen", nach Höhe und Art „Sichverstehenden" zusammenführen muß.

Daß die Altersklassenbildung sich zu allen Zeiten, in allen Kulturformen und demnach auch an allen Orten in gleicher Weise, wenn auch in mehr oder weniger deutlichen Formen (bei uns in Studentenverbindungen, Stammtischgesellschaften, Heeresverbänden usw.) einstellt, beweist, daß die

Bildung des menschlichen Geistes einem „gesetzmäßigen“ Stufenbau unterworfen ist, dessen natürliche Ausdrucksformen die Altersklassen sind.

Schon in den ersten Arbeiten über die Kulturkreislehre habe ich auf diese Stufenbildung hingewiesen und behauptet, daß sie sich, genau wie in jedem Individuum, so auch in allen Völkerkulturen wiederholt. Heute nun habe ich mir zur Aufgabe gestellt, diese „Stufenbildung des Geisteslebens“ auf ihre innere Eigenart hin zu untersuchen. Da ich in der Literatur keine entsprechende Vorarbeit gefunden habe, sehe ich mich gezwungen, für die Darstellung eine eigene Nomenklatur anzuwenden.

Im Grunde genommen ist das nun Folgende also nichts weiter als eine intuitive (s. S. 45 ff.) Ausführung der Lehre von 1898; alle kulturellen Erscheinungen werden aufgefaßt als Ausdrucksformen eines selbständigen Organismus. Dieser Organismus ist die „Kultur“, von der ich schon früher sagte, daß sie nicht von Menschen geschaffen sei, sondern nur „auf dem Menschen lebe“, daß sie den Menschen „durchlebe“. Das Wort Kultur ist aber einmal durch allzu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vielseitige Anwendung abgenutzt und stumpf, dann aber, wie sich aus den Schlußfolgerungen dieser Arbeit ergeben wird (s. 22. Kapitel), zu eng und begrenzt. An seine Stelle setzte ich das dem Griechischen entnommene Wort Paideuma, dem damit eine erweiterte Bedeutung, ein tieferer Sinn eingeflößt sei. Das Paideuma hat als selbständige Wesenheit sein Eigenleben. Es äußert sich stufenmäßig, und zwar „intuitiv" im Dämonischen der kindlichen Umwelt (Kultur- und Geistesleben des Kindesalters), dann „idealisch" in der idealen Welt (Kultur- und Geistesleben des Jünglingsalters) und endlich „mechanistisch" in der Welt der „Tatsachen" (Kultur- und Geistesleben des Mannesalters). Das Paideuma ist organisch, geht im Greisenalter aber in den senilen, anorganischen Zustand über.

Den genannten drei Stufen sind die ersten der nachfolgenden Kapitel in gleicher Anzahl gewidmet. Erst sobald für den Lebensstil dieser Stufen, den dämonisch-schöpferischen, den der begeisternden Ideale und den der „matter of fact"-Gesinnung, sowie für ihre drei Phänomene (Schöpfungskraft, Individualität und verstandesmäßiges Zweckbewußtsein), wenn auch natürlich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht eine Erklärung, so doch ein Verständnis gewonnen worden ist, wird es möglich sein, das Wesen des Paideuma (oder der Kultur) der Völker zu erfassen, die einzelnen Kulturmomente in ihren Beziehungen zu einer Kultur (gleich Kulturform) aufzudecken und das homologe Werden des Paideuma in den Individuen, in den Kulturformen und in den Kulturperioden als Grundlage aller Kulturentwicklung zu erkennen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

7. Das Paideuma in der dämonischen Welt des Kindesalters.

(1920.)

Ein Gelehrter arbeitet an seinem Schreibtisch; sein vierjähriges Töchterchen läuft im Zimmer umher; das Kind ist ohne besondere Beschäftigung und stört; der Vater gibt ihm drei abgebrannte Streichhölzer und sagt: „Hier spiele!" Das Kind läßt sich auf den Teppich nieder und spielt mit den drei Streichhölzern: Hänschen, Grete und Hexe. Eine lange Weile geht das so hin. Der Gelehrte kann sich ungestört seiner Arbeit widmen. Plötzlich beginnt das Kind erschreckt aufzuschreien. Der Vater fährt auf. „Was ist? Ist dir etwas zugestoßen?" Das Kind (unter Zeichen größter Angst herbeilaufend): „Vater, Vater, nimm die Hexe fort, ich kann die Hexe nicht mehr anfassen!" —

Aehnliche Beispiele aus dem Kinderleben wird ein jeder, der Beobachtungsgabe für solche Vorgänge besitzt, jederzeit und in großer Zahl gewinnen können*). Was das angeführte Vorkommnis so besonders auszeichnet, ist die eruptive Form des Affektes im Zusammenhang mit der isolierten Selbstbeschäftigung. Dieser Ausbruch zeigt einen Vorgang an, der sich in der Vorstellungs- und Erkenntniswelt des Kindes abgespielt hat. Es tritt eine Verschiebung ein. Das Streichholz als Hexe ist ihm zum Bewußtsein gekommen; nur so ist der Affektausbruch zu erklären. Also muß die Vorstellung des Streichholzes als Hexe sich vorher auf einer anderen Fläche bewegt haben, die ich im Gegensatz zu der des Bewußtseins als die des Gemütes bezeichne.

Der Affektausbruch kennzeichnet hier also die spontane Verschiebung einer Vorstellung von der Fläche des Gemütes auf die Fläche des sinnlichen Bewußtseins.

---

*) Meinen herzlichsten Dank spreche ich denen aus, die nach dem Erscheinen der ersten Auflage mir Beispiele eigener Beobachtung ähnlicher Vorkommnisse mitteilten. Das so Eingegangene und etwa noch zu Erwartende soll in unserer „Zeitschrift für Kulturmorphologie“ Abdruck finden. An diese Adresse (Frankfurt a. M., Bundespalais) erbitte ich alle entsprechenden Mitteilungen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber noch mehr: Die Erscheinung des Affektausbruches bedeutet offenbar den Abschluß eines seelischen Vorganges. Das Streichholz ist keine Hexe; es ist auch zunächst für das Kind keine Hexe; der Vorgang beruht also darin, daß das Streichholz auf der Fläche des Gemütes zur Hexe geworden ist und daß der Abschluß dieses Vorganges gleichbedeutend mit dem Herübertritt der Vorstellung auf die Bewußtseinsfläche ist. Die Beobachtung des Vorganges entzieht sich der Nachprüfung durch bewußtes Denken, denn er tritt erst nach oder mit seiner Vollendung in das Bewußtsein ein. Da die Vorstellung aber ist, muß sie geworden sein. Der Vorgang ist im eminenten Sinne schöpferisch; denn hier zeigt sich, daß im Menschlein aus einem Streichholz eine Hexe werden kann. Kurz gefaßt: das Werden spielt sich auf der Fläche des Gemütes (welches Wort hier eine andere Bedeutung hat, als man ihm sonst beilegt) ab, das Sein auf der des Bewußtseins.

Das Paideuma hat hier nach einem Wort Goethes im Wilhelm Meister etwas Vergeistertes. Es erfüllt die Welt des Kindes mit Dämonen. Diese Dämonen (oder das Geister-

haft-Ungewisse der Umgebung) sind die infantilen Lebensäußerungen des Paideuma, die dem Werden entsprechen und sich als Phänomen, dem menschlichen Nachdenken unzugänglich (weil das Nachdenken sich auf den Flächen des Bewußtseins und des Verstandes abspielt), auf der „untersten" Fläche, auf der des Gemütslebens abspielen, und die erst mit dem Abschluß des Entstehungsvorganges spontan in das Bewußtseinsleben eintreten.

Das Dämonische ist dem Verstande nur in Auswirkungen zugänglich. Auch dem erwachsenen Menschen, der in den höchsten Momenten der religiösen und künstlerischen Erregung „den Dämonen verfällt", ist dieser Zustand später unverständlich. Die Wirklichkeit solcher Zustände ist aber eine so eminent bedeutsame, daß die Zukunft erstaunt sein wird, wie wenig ihnen bis heute Beachtung geschenkt worden ist. Das ist nur damit zu erklären, daß sie zum ersten nur bei Kindern, genialen Menschen und primitiven Völkern, daß sie zum zweiten auch bei diesen unverkümmert nur in ihrer sporadischen und spontanen Weise auftreten.

Welche Bedeutung die dämonischen Momente

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben? Bedenke man doch nur, was es heißt, daß das Streichholz vom Kinde zur Hexe umgeschaffen wird! Das ist das kulturelle oder paideumatische Schaffensvermögen an sich. Kein Erwachsener, kein noch so großer Künstler, kein noch so gewaltiger Gelehrter wird je imstande sein, derartige Fundamentalkraft zu zeitigen. Und dieses Beispiel ist keine Einzelheit, solche Schöpfung nicht alleinstehend. Vielmehr: im Kinde f o r d e r t das Paideuma solche Schöpfungsbetätigung. Hier ist sie die R e g e l, beim genialen Menschen — denn genial b e d e u t e t dämonisch — die Ausnahme. (Genialitätswille im Gegensatz zum Tatsachenwillen.) Gebt einem Kinde eine naturalistisch, bis in die Einzelheiten menschlich gebildete und gekleidete Puppe und daneben ein kümmerlich zugestutztes Holzstück mit einem Lappen, und ihr werdet sehen, daß es erstere zur Seite schiebt und letzteres mit aller Liebe hätschelt. Naturalistische Darstellungen werden vom natürlichen Kinde verworfen; Zwirnrollen, Streichholzschachteln, Steine, Zeugfetzen zieht es vor; denn das sind ihm Stoffe, aus dem das jugendliche Paideuma jubelnd schafft. Das Leben im und mit dem Dämonischen, dessen Aeußerungs-

formen bisher schlechtweg als Spieltrieb bezeichnet wurden, ist das Schaffen, das Umbilden, das Schöpferische an sich. Das infantile Paideuma ist demzufolge lediglich so lange lebens- und entwicklungsfähig, als es die Möglichkeit zum Schaffen hat.

Bezeichnend ist das Verhältnis der „Dämonen" zu den „Tatsachen" in der Welt des infantilen Paideuma. Auch das Dämonische keimt aus den im Kinde angelegten Tatsachen. Diese stellen aber für das infantile Paideuma nur das Material dar, aus dem es schafft und bildet, und die rahmenartige Begrenzung, innerhalb deren es seine Entwicklung durchmacht. — Wenigstens im natürlichen Zustand; denn im gezüchteten Paideuma wird das Dämonische, wie ich später zeigen werde, durch das Uebermaß der künstlich zugeführten Verstandestatsachen anfangs häufig, später meist, im letzten Stadium endlich fast stets im Keime erstickt. Ja, man kann sagen, daß diese Züchtung überhaupt das Verkümmern des Dämonischen, das so oft gleichbedeutend mit dem Genialen ist, zur Folge hat. Im natürlichen Verlaufe des kindlichen Daseins beherrscht das Dämonische die tatsäch-

lichen Welteindrücke und bedient sich ihrer als Stoff. Mit zunehmender Reife nähern sich dann die zunächst vereinzelten genialischen Momente einander. Die Lücken zwischen den erst nur sporadisch auftretenden werden immer kleiner, bis endlich im reifenden Leben, im Phänomen der Ichbildung und in der Gestalt der Ideale ihre Geschlossenheit, ihre Beständigkeit und ihre Wirkung zur Höhe der paideumatischen Entwicklung führt.

Aber wie im Kinde, so bleiben auch im späteren Leben die genialen Momente das eigentlich Schöpferische. Wie oft ist ein Musiker, ein Denker, ein Maler, ein Bildhauer durch einen großen Schmerz zu seinen bedeutendsten Werken „angeregt worden". Ich selbst kenne einen Ingenieur, der sich ein Jahrzehnt lang mit dem Bau einer neuen Maschine fruchtlos plagte. Am Morgen nach der Nacht, in der er seiner geliebten Mutter die Augen zugedrückt hatte, warf er die Zeichnung wie selbstverständlich aufs Papier. Dieses Motiv ist so altbekannt, daß viele Märchen und Hunderte von gemachten Erzählungen es behandeln. Der Affekt ist eine naturnotwendige Erschütterung, deren es bedarf, um

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Dämonisch-Geniale zu wecken. Und überall, wo der schöpferische Mensch solche Affekte nicht aus seinem Innern heraus hervorbringt, muß eine Einwirkung von außen erfolgen. Das ist der Grund, weswegen stark produktive Menschen eines ereignisreichen, wechselvollen Lebens bedürfen, weil aus der Wechselfülle des Daseins die Affekte erwachen, die die Verschiebung von der Fläche des Gemüts auf die Fläche des Bewußtseins ermöglichen. — Eine durchaus oberflächliche Anschauung ist es, die dem Affekt an sich produktive Kraft zuschreibt. Die genialen Möglichkeiten als Lebensformen des Paideuma waren stets schon vor der Erschütterung vorhanden — vorhanden auf der Fläche des Gemütes; ihr Herübertreten auf die Fläche des Bewußtseins wurde aber eben durch den Affekt ermöglicht. Es äußert sich also das Auftreten des Genialen im vorgeschrittenen Alter ebenso wie im Kindesleben. Bis zum Eintritt des zweiten (als das naiv dämonische) Stadiums zeichnet es sich dadurch aus, daß es sporadisch und spontan, zufällig und wahllos erscheint. Mit der Ichbildung fällt das Sporadische fort. Das Spontane behalten die genialen Momente aber und werden

es in jedem Alter stets behalten, wenn dies im späteren Leben auch weniger offensichtlich wird.

Das Dämonische stellt im Gegensatz zu den durch geistige Erfassung gewonnenen „Tatsachen" im Paideuma das aufbauende Leben dar. Es ist demnach der Ausdruck des Werdens des Paideuma, so wie die „Ideale" die des Seins und die „Tatsachen" die des Gewordenseins sind. Deshalb ist es beinahe gleichbedeutend mit „Leben", mit der Erfülltheit des Lebens und der Gegensatz zum „Wissen". Es kann beim Uebertritt in das logische Bewußtsein zwar eine mitteilbare Ausdrucksform gewinnen, bleibt aber stets individuell und im eigentlichen Sinne unübertragbar.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

8. Das Paideuma als das „Ideal" im Jünglingsalter.

(1920.)

Nun eine Erscheinung, für die wohl jeder aus eigener Erinnerung reiche Belege wird beibringen können. Ein Jüngling ist als braves Kind seiner Eltern herangewachsen, absolvierte auf gerader Bahn seine Schule, legte seine Lehrzeit ohne sonderliche Extravaganzen zurück und erreichte so als hoffnungsvoller Sproß etwa den Anfang oder die Mitte der zwanziger Jahre, ohne in irgendeiner Weise etwas anderes als ein normaler, anerkennenswert ordentlicher, im Denken, Handeln und Fühlen so recht liebenswürdiger, bequemer und angenehmer Mensch zu sein. Er hat bis dahin ein geistiges Leben gezeigt, das seine Eltern nur erfreute. Sein Gedankengang war solid bürgerlich (wenn seine Eltern etwa gute Beamte sind) oder aber streng konservativ

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und königstreu (etwa in einer Offiziers- oder adligen Gutsbesitzerfamilie), jedenfalls genau das Bild der Anschauungen wiedergebend, das seine Umgebung paideumatisch erfüllt. Seine politische Ueberzeugung, seine Bildung, seine Lebensführung sind bis in die kleinsten Details hinein ein Spiegelbild dessen, worin er aufgewachsen ist.

Da begegnet ihm eines Tages ein Weib, meist ist sie dem Jüngling an Jahren überlegen. Er verliebt sich; er erklärt rundweg, ohne dieses Wesen nicht mehr leben zu können. Soziale, wirtschaftliche, geistige Schranken sollen nun durchbrochen werden. Dieses Weib, oder das Leben hat seinen Wert verloren! Kein Zuspruch, keine Vorstellung, keine Logik können den bisher so vernünftigen, gutartigen, gehorsamen Sohn zur „Raison" bringen. Alle Zusprüche prallen ab. Nur gerade dieses eine Weib, so erklärt er, könne ihm das große Lebensglück bringen, im übrigen läßt ihn die Frage der Zukunft, der sozialen Stellung, ja sogar der Kummer der Eltern gleichgültig.

In den meisten Fällen spielt mehr oder weniger wahrnehmbar eben ein Weib die entscheidende Rolle. Ich kenne aber auch andere Fälle, in denen

ein Jüngling, der bis dahin etwa als Sohn eines Pastors tief religiös war, plötzlich ein leidenschaftlicher Atheist oder der Sohn eines königstreuen Beamten ein Revolutionär wurde.

Man ist geneigt, die Ausbrüche der ersten Verliebtheit der Geschlechtsreife zuzuschreiben, und oft genug habe ich von befreundeten Aerzten den Rat gehört: „Schicken Sie den Jungen in eine vergnügte Mädchengesellschaft, in der er sich austoben kann, dann wird sich die Verliebtheit legen." Auch den Verlauf solcher Fälle habe ich beobachtet. Bei den Charaktervollen hatte sich die individuelle Verliebtheit nicht im geringsten gelegt, und wenn sie sich gelegt hatte, so blieb die Auflehnung des Jünglings gegen den geistigen Zwang, dem er sich bis dahin vollständig hingegeben hatte, bestehen. Solche Fälle zeigen ganz deutlich, daß der Anteil des Sexuallebens nur die Bedeutung der Anregung oder Wechselwirkung hat. Das Wesentliche ist dieser Bruch, das Herausdrängen, das Herausstürzen aus der bisherigen Umgebung. Die Schale ist gesprengt, der Jüngling steht dem früheren Dasein als selbständig erlebender Mensch gegenüber.

Vergleicht man das Wesen dieser Gruppe der

juvenilen Erscheinungen mit denen des Kindes, dessen Paideuma aus einem Streichholz eine Hexe zu erschaffen vermag, so erkennt man, daß hier, am Ende des Kindesalters, mit dem Beginn der Jünglingszeit, die Schöpfungskraft des Paideuma und das Dämonische einen Wandel durchmachen, und zwar durch die Beziehung zum geistig beherrschten Tatsachenleben. „Dämonen" werden hierdurch zu „Idealen". Die Ideale sind nicht mehr spontan, sporadisch, folgenlos; sie sind logisch durchgebildet und Elemente einer wenn auch noch vorherrschend intuitiven, so doch bereits kausal geordneten Weltfassung.

Das Dämonische ist durchaus Produkt der Innenwelt; es haftet zwar an sinnlich erfaßten Gegenständen und wird zum vereinzelten Dämon (die Römer sagten numen), indem es den bewußt lebendigen Zusammenhang einbüßt und scheinbar sinnliche Selbständigkeit erlangt. Diese ist aber nicht das Wesentliche. Denn da das Dämonische im Kinde seiner ganzen Natur nach spontan und sporadisch, also ständigem Wechsel ohne Hemmung durch das Urteil der Sinne unterworfen ist, kann seine Bedeutung nicht in

der Tatsache des Phänomens an sich liegen; das Bedeutsame beruht vielmehr in der Loslösung sinnlicher Einzelheiten der Außenwelt zur Gewinnung paideumatischer Elemente, die aber als sporadische noch keinen Bestand haben. Aus diesen entwickeln sich nun aber die Ideale, indem die geisteshaften Elemente in die Welt des Wirklichen hineingewachsen sind, sie durchgeistigen, das heißt: daß der Mensch sich nunmehr seines „Ich" bewußt wird, daß das „Ich" sich aus der Gruppenbildung des „Wir" loslöst und ein eigenes Dasein beginnt, in dem das Ich des Paideuma als die „eine Einheit" der „anderen Einheit", der „Welt", bewußt gegenübertritt. (Zweiheit oder Dualität.)

Diese Loslösung, als das charakteristische Merkmal der juvenilen Erscheinungen, ist das zweite Phänomen in der Entwicklung des Paideuma: das der Individualität*).

*) In den Selbstbiographien bedeutender Menschen sind uns mehrfach Berichte über früheres oder späteres, immer aber spontanes Eintreten des Ichgefühles gegeben. Charakteristisch ist die Stelle bei Jean Paul:

„In der künftigen Kulturgeschichte unseres Helden wird es zweifelhaft werden, ob er nicht vielleicht mehr der Philosophie als der Dichtkunst zugeboren war. In

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hieraus wird man verstehen, weshalb die Hellenen nur ihr Volk kannten und alle Außenwelt als Barbaren bezeichnen mußten. Jetzt versteht man auch, weshalb uns bisher „Weltgeschichte“ nur die Geschichte und Vorgeschichte unseres abendländischen Paideuma sein konnte, weshalb sie der wirklich großen Geschichte der ganzen Welt gegenüber als das einzig Beachtenswerte erschien. Es ist das gleiche Empfinden, das den aufbegehrenden Jüngling in seiner Sturm- und Drangperiode nur sein eigenes Schicksal sehen und anerkennen läßt, während

---

frühester Zeit war das Wort Weltweisheit — jedoch auch ein zweites Wort Morgenland — mir wie eine offene Himmelspforte, durch welche ich hineinsah in lange, lange Freudengärten. Nie vergesse ich die noch keinem Menschen erzählte Erscheinung in mir, wo ich bei der Geburt meines Selbstbewusstseins stand, von der ich Ort und Zeit anzugeben weiss. An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selbst gesehen und auf ewig. Täuschungen des Erinnerns sind hier schwerlich gedenkbar, da kein fremdes Erzählen sich in eine bloss im verhangenen Allerheiligsten des Menschen vorgefallene Begebenheit, deren Neuheit allein so alltäglichen Nebenumständen das Bleiben gegeben, mit Zusätzen mengen konnte.“

(Jean Paul „Meine Kindheit“. Zweite Vorlesung.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

allen bis dahin so tief verehrten Eltern, Lehrern und Freunden Fehde angekündigt wird.

Die Ideale sind also wie die Dämonen des Kindes entstanden, unterscheiden sich aber von diesen dadurch, daß sie als bewußt geistige Elemente mit der Tatsachenwelt in dauernde logische Beziehung gebracht werden. Sie beginnen mit dem Ich, und dieses Ich ist selbst das erste aller „Ideale".

Mit den Idealen tritt das Paideuma in das geistige Bewußtseinsleben. Seine Auswirkung wird bestimmt nach dem Maß der in ihnen sich auflösenden Dämonen und dem Anwachsen des herannahenden Tatsachensinnes des erwachsenen Mannes. Am klarsten wird das Verhältnis beim Feststellen des Begriffes der „Ideologien". Ideologien sind auch dämonischen Ursprunges, aber keine Ideale. Es sind dämonische Motive, durch welche die Tatsächlichkeit vergewaltigt wird, die also die Macht über die Tatsachen verlieren. Dagegen sind die wahrhaft wertvollen Ideale dadurch ausgezeichnet, daß zwischen ihnen und den eigentlichen Tatsachen der Welt eine Harmonie besteht, daß also diese paideumatische Erscheinung mit den Erfahrungen des Lebens in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wirkungsvollen Zusammenhang gebracht werden kann. Denn dieses allein macht die Ideale lebens- und gestaltungsfähig; dieses allein gibt dem paideumatischen Ich die Herrschaft über die Tatsachenwelt: man kann etwa das Kindlich-Dämonische als Kraft und die sinnlich-geistigen Tatsachen als Stoff bezeichnen.

Das Vorhandensein der Ideale ist gleichbedeutend mit der Fähigkeit zur Kulturbildung, vorausgesetzt, daß sie imstande ist, die Welt der Tatsachen als eine organische Einheit in ein ebenso organisches Paideuma umzubilden, sie zu durchseelen, also ein schöpferischer Akt, dessen Wirkung dann der Ausdruck „Stil" zu geben ist.

Die Ideale gehören einer bestimmten, verhältnismäßig kurzen Periode des Menschen- und Völkerlebens an. In ihrer Wucht dem Leben gegenüber verhalten sie sich wie ein Napoleon oder ein Friedrich der Große zu seinem Volke. Im paideumatischen Stufenbau der bisherigen Kulturen ist ihr Vorkommen auf die juvenile Periode beschränkt, nicht aber, wie es scheint, im Menschenleben; denn wir kennen eine große Anzahl genialer Menschen, in deren Leben die

Ideale bis in das hohe Greisenalter hinauf lebendig blieben. Solange sie die Tatsachenwelt harmonisch beherrschen, bleiben sie lebendig, aber unter dem massenhaften Anschwellen der verstandesgemäßen Tatsachen, der praktischen Erfahrungen, der zweckmäßigen Entschlüsse, kurz dessen, was man heute Intelligenz nennt, gehen sie zugrunde.

9. Das Paideuma als die „Tatsachen" im Mannesalter.

(1920.)

Die „stürmenden Jünglinge" werden zu „besonnenen" Männern, die Ideale zu Tatsachen. Die Ideale entstanden in der Loslösung des Ich, in der Gegenüberstellung der Einheit des Ich und der Einheit der Wirklichkeitswelt, und zwar in harmonischer Wechselwirkung. Das Ich schafft sich die eigene Welt, aus dem geographischen Lebensraum wird der paideumatische Seelenraum. Die Ideale sind sich Selbstzweck; sie erwachsen aus jubelndem, frühlingshaftem Bewußtsein des Ich, das durchaus zeitlos ist und nur ein großes Glück über das Dasein empfindet, dagegen keine Ahnung von der Vergänglichkeit hat. In ihrer Sporadität und Spontaneität, ihrem blitzartigen Aufleuchten sind die Dämonen zeit-

und raumlos; die Ideale leben im Raum, nicht aber in der Zeit; sie stellen das Leben im Bewußtsein dar, nicht aber das Dasein auf der Fläche der Vernunft.

Die Ideale stellen im Gegensatz zu den spontanen und sporadischen Dämonen eine dauernde, fortlaufende Beziehung zur Tatsachenwelt her, so daß sie deren Einwirkungen ununterbrochen ausgesetzt sind. Diese Tatsachenwelt spielt sich aber ab in einem ständigen Wechsel von Werden, Sein und Vergehen.

Die Ideale sind im Paideuma die Erscheinungsformen des Seins, bewegen sich jedoch der Grenze des Vergehens zu. Sowie sie die volle Kraft ihrer Entwicklungshöhe erreicht haben, müssen sie, da sie bewußt sind, die Wahrnehmung der Vergänglichkeit machen; die Sorge um die Erhaltung entsteht; die Einwirkung der Tatsachenwelt wächst; das Bedürfnis der Lebenserhaltung, unter dem Druck der Sorge, führt zur verstandesgemäßen Sammlung der Erfahrungen und zur Beobachtung der bewußten Zweckmäßigkeit, zur Vernunft.

Aus der herbstlichen Sorge der Erhaltung des Ich entsteht als drittes Phänomen die

verstandesmäßige Kausalität, und damit sind die „Tatsachen" in ihrer streng-geistigen Starrheit voll entwickelt. Die Ideale waren Selbstzweck, die Tatsachen haben materielle Zwecke. Sie entstehen im und aus dem Geiste, und deshalb ist dieses Phänomen der Kausalität unvergleichlich leichter in seiner Entstehung und nach seiner vielseitigen Auswirkung zu erkennen als das des genialen Schöpfertums (Dämonen) und das der Individualität der persönlichen Ideale. Im Vordergrunde steht zunächst die Erscheinung der Einengung des Ichbewußtseins. Das Ich bleibt nicht mehr ein idealer Gegensatz zur Tatsachenwelt, sondern wird als „Intelligenz" ein Teil derselben. Damit Hand in Hand geht die Auflösung der Harmonie.

Wenn im juvenilen Stadium das paideumatische Ich der Tatsachenwelt gegenübersteht, so geht das Ichgefühl auf der virilen Stufe schrittweise der kausalen Eingliederung in sie entgegen. Das geschieht auf dem Wege der systematischen Aufreihung von Erfahrungen. Auf der Bahn dieses praktischen Mechanisierens der Welt schwindet die Intuition, die durch Wissen und Nachdenken ersetzt wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Ideale umfaßten das Riesenmaß der gesamten Wirklichkeitswelt als Gegenstück zum Ich. Die „Tatsachen" umfassen nur Einzelheiten eines Weltmechanismus und messen an ihnen von Fall zu Fall das eigene Ich ab. Aus den Einzelheiten baut der Verstand sich ein kümmerliches Bauwerklein auf, das er in übermäßiger Einschätzung „die Welt der Natur" nennt, das er für „das" Endgültige, für „das" Wahre hält. Nur was ihm kausal zugänglich ist, ist gültig. Er ahnt nichts mehr von der titanenhaften Großartigkeit eines von Idealen durchleuchteten Weltbildes, da nur nützliche und wissenschaftlich erwiesene Einzelheiten beachtenswert und überhaupt von Wert sind. — „Von Wert": das ist bedeutsam. Auf diesem Wege wird das „Ich" in langsamem Wandel zu einem „für mich". Das „Ich" der Ideale war eine Kraft; das „Ich" der Tatsachen ist ein Wertmaß.

Das Ich steht also nicht mehr der Tatsachenwelt gegenüber, sondern ist selbst eine Tatsache und demnach, als ihr Mittelpunkt, ein Teil der Tatsachenwelt, in der alles gemessen und gewertet wird, alles: Kraft, Raum und Zeit. An

Stelle des organischen Kraftgefühles tritt das Bewußtsein verwertbarer mechanischer Kraft; an die Stelle des Raumgefühles der vernunftgemäß ausrechenbare Raum, an Stelle des schicksalhaften Seins endlich die mit der Uhr meßbare Zeit.

Das entscheidende Merkmal objektiver „Tatsachen" ist die verstandesmäßige Kausalität, gewachsen auf der vernunftgemäßen Sorge. Hier ist der schwere Irrtum zu begleichen, der wieder und immer wieder begangen ist, indem die „Not" als „die Quelle aller Kulturfortschritte" bezeichnet wird. Sicherlich ist die äußere Not, je primitiver die Menschheit ist, eine um so gewaltigere. Aber die aus der Not geborene Sorge keimt im Paideuma stets nur aus dem Tatsachenblick, stets nur an der Grenze der Vergänglichkeitserkenntnis, d. h. als Frucht der Kausalität. Nur im Zusammenhang mit der verstandesmäßigen Kausalität kann die Sorge auf der Fläche der Vernunft produktive Kraft gewinnen, ohne dieses Zweckbewußtsein bleibt sie latent. Die fortschreitende Kultur steigt aber empor aus der juvenilen Lebensform, d. h. aus den Idealen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hierfür will ich einige lehrreiche Beispiele bringen, die sich auf die Entstehung des Hack- und Pflugbaues beziehen. Auch von diesen „Erfindungen“ hat man bis vor kurzer Zeit angenommen, daß sie von den Menschen aus Not heraus mit Zweckbewußtsein ins Leben gerufen wären.

Bei einem äthiopischen Volke Nordkameruns, einem in die Berge vertriebenen Tschambastamme, traf ich auf die Sitte, im Herbste in die verlassene Ebene herabzusteigen und hier unten von den alten Feldern die nachträglich wildwachsenden Kornfrüchte zu sammeln. Im Frühjahr kehrten dann die Leute mit einer hölzernen Spatenhacke zurück, schlugen einige Löcher ins Feld und säten in diese von den im Herbst gewonnenen Körnern. Das war ein Opfer an die Mutter Erde. Von dem so gewonnenen Korn wurden nur wenige Breiklößchen gekocht, die zur Hälfte an die Ahnengeister, zur Hälfte an die Frauen verteilt wurden, damit letztere so für die Wiedergeburt der mit dem Korn in naher Beziehung stehenden Verstorbenen vorbereitet würden. Dagegen wurde das sonst auf diesen Feldern sich von früher her selbst aus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

säende Korn zwar auch gesammelt, aber von aller Welt genossen. Diesem letzteren haftete nichts von Heiligkeit an.

Hier liegt die Entstehung des Hackbaues deutlich zutage. Die erste Stufe war offenbar ein Einsammeln des Kornes, das wild wuchs. Als Ideal entstand die Sitte, aus Dankbarkeit und um die durch den Kornschnitt verwundete Mutter Erde zu versöhnen, ihr wieder Körner zurückzuerstatten, deren Früchte aber als heilige Opfererzeugnisse nicht etwa dem profanen Leben zurückflossen. Erst in späterer Zeit nahm der Hackbau mehr und mehr profanen und verstandesmäßigen Charakter an. Die geschilderte Sitte stammt also aus der Zeit vor dem Hackbau und beweist, daß dieser aus dämonischen Vorstellungen zunächst als Ideal entstanden ist. Erst als die sorgende Kausalität die Ideale verkümmern ließ, als die nüchternen Tatsachen im Geiste herrschend wurden, stellte sich die praktische, zweckmäßige Verwertung der „Erfindung" des Hackbaues als profaner Wirtschaftsbetrieb ein.

Diese Beobachtung wird deshalb so interessant, weil sie sich mit einer Hypothese Eduard

Hahns deckt. Die Schlußfolgerungen dieses Gelehrten führen die Entstehung des Pfluges und der Pflugwirtschaft auch auf eine mythologische Quelle zurück; nach ihnen waren die ersten Pflugbestellungen Zeremonien, bei deren Ausführung der Pflug der Phallus des ihn ziehenden, der „Mutter" Erde samenspendenden „männlichen" Rindes war. Ebenso muß man sich die Entstehung des Wagens aus der Verwendung des die vermeintliche Gestirnumdrehung symbolisierenden Rades vorstellen; ebenso die Entstehung des Feuerbohrers, dessen Erfindung kausalitätsgierige Naturforscher auf Naturbeobachtungen zurückführen wollen. (Wallace ist so harmlos, zu behaupten, Eingeborene Indonesiens hätten einen vom Sturm abgebrochenen, in ein Astloch geratenen Ast vom Winde in diesem Astloch gewaltsam quirlend herumführen und so Feuerfunken hervorbringen sehen und dies dann nachgeahmt.) Ebenso erwächst die Schrift auf den symbolischen Darstellungen und Bannformen als Mitteilungsmittel erst im Stadium der Kausalität und am Ende einer langen Entwicklungsreihe, die noch nichts mit irgendeinem intellektuellen Mitteilungsverfahren zu tun hat.

Das alles*) sind Umbildungen von Idealen in Tatsachen. Tatsachen sind verstandesmäßig angewandte Ideale. Durch verstandesgemäße, kausale Verallgemeinerung der letzteren entstehen die ersteren, unter Verschiebung von der Fläche des Verstandes auf die der Vernunft. Der „Jubel zur Tat" löst sich in dieser Verallgemeinerung auf in „Bedürfnis zur Arbeit". Das Ich wird zum gesetzmäßigen Teil der Tatsachenwelt, der Natur, des Volkes, des Staates oder sonst irgendeiner Gemeinsamkeit, die als solche, in der Sorge um die Erhaltung, durch Massenbildung die hinsiechende Kraftmenge des individualen „Ich" ersetzen muß. Das Ich der Ideale war in bedeutsamem Sinne Qualität; das Ich der Tatsache ist lediglich Maßstab für Quantitäten.

Die Tatsachen sind nun auch nicht mehr Eigenart und Eigentum des Individuums, sei es dargestellt durch eine persönliche oder eine im paideumatischen Sinne erwachsene Volksbildung. Sie sind Allgemeingut, an dem alle teilhaben und das nur sehr begrenzt an den ursprünglichen

*) Näheres über das Verhältnis der Ideale zu den Tatsachen in Fragen der „Erfindungen" der Urzeit siehe im 19. Kapitel.

Lebensraum gebunden ist, so wie der Baum wächst und blüht, gebunden an seine Scholle, also an seinen Lebensraum, seine reifen Früchte aber von jedem Wind und gleichgültig weite Strecken hin ausgesät werden können. Das Straßburger Münster konnte so nur in Straßburg, die Hagia Sofia nur in Konstantinopel erwachsen; ein „modernes Gebäude im Renaissancestil" kann „man" aber geradesogut am Südpol wie in den Urwäldern Brasiliens „machen". Das Tatsachendasein ist eben ein Mechanismus, in dem das Einzelwesen die Stelle eines Maschinenrades einnimmt. Tatsachen sind also nur in begrenzter Weise an Zeit und Raum gebunden, gewissermaßen Ausscheidungen des Paideuma. Damit hängt es zusammen, daß das im Neste aus dem Ei auskriechende Kücken sogleich mit seinem Eintritt in die Welt Kornfrüchte und Sandkörner unterscheiden kann, und daß das neugeborene Kind sofort nach der Mutterbrust greift.

10. Paideumatische Extreme.

(1920.)

Unter den Lehrern meiner Studienjahre werden mir stets zwei als Typen eines tiefmenschlichen Gegensatzes in Erinnerung bleiben. Der eine lehrte Kantische Philosophie; der andere war Professor Heusler in Basel, der Philosophie und Geschichte der Philosophie ganz allgemein vortrug.

Ohne Zweifel war die eigentliche Quantität wirklich aufzunehmender Stoffe bei dem Kantlehrer wesentlich größer als bei Heusler; diese Menge des Wissens fuhr aber wie ein schwer bepackter Güterzug alles andere zermalmend in den Geist des Zuhörers. Das war bei Heusler nicht der Fall. Hier herrschte vielmehr die großartige Stimmung, wie sie etwa eine Wanderung durch eine gebirgige Landschaft in Nacht und

Gewitter zu erwecken vermag; es war, als zuckten ununterbrochen, bald hier, bald dort, die leuchtenden Blitze herunter, die hier einen wohlgeformten Hügel, dort eine malerische Baumgruppe, dazwischen ein anmutig gebettetes Gehöft, im Hintergrund aber imposante Bergspitzen zeigen, alles einzeln und unerwartet aus der schwarzen Nacht aufleuchtend, aber doch am Ende dem aufmerksamen Beobachter die Vorstellung eines großen, in sich abgeschlossenen und organisch verständlichen Landschaftsbildes gebend.

Der Erfolg beider Vorlesungen war natürlich grundverschiedener Art. Aus der einen trug ich ein klar und übersichtlich gefülltes Kollegheft nach Hause und gewann ein System geordneten Wissens, das mich sicherlich jedes Examen hätte gut bestehen lassen. Der Unterricht bei Professor Heusler zeitigte eigentlich nichts derart Faßbares oder Verwendbares; dagegen eilte ich nach jeder seiner Stunden in einer unendlich gehobenen Stimmung heim, angefüllt mit Schaffensdrang und gierig, die geschärfte Waffe anzuwenden. Und heute, nach so manchem Lustrum, habe ich mein schönes Wissen auf dem Gebiete

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Kantschen Philosophie bis auf einen kleinen Rest eingebüßt, den Wetzstahl Heuslers spüre ich aber noch unvermindert, und seine Nachwirkung wird bis an mein Lebensende währen.

Ich habe dieses Beispiel angeführt, um den großen Unterschied genialer und nur tatsächlicher Einwirkungen auf das Leben zu zeigen. Es ist klar, daß der Kantlehrer ein Sammler von Tatsachen, Heusler dagegen ein Schöpfer von genialer Art war, und zwar weil ersterer wußte, Wissen ordnete und das derart Gewordene weitergab, letzterer, weil er erlebte und Erlebtes lebendig weitergab. Nicht zum wenigsten ist die nur kurze Nachwirkung bei dem einen, die dauernde bei dem andern von entscheidender Bedeutung; das Wissen an sich und die nur durch solches erzielte Geistesbildung verliert sich, wenn ungenutzt, im Laufe des Lebens; erst wenn die Bildung des jugendlichen Geistes mit den Idealen in Verbindung tritt, bedeutet sie auch eine bleibende Vertiefung, eine Entwicklung des Paideuma.

Damit ist der Unterschied des Organischen und Anorganischen im Paideuma gegeben. Das Verhältnis beider ist für die Entwicklungsfähig-

keit und die Entwicklungsform des Individuums maßgebend. Ich werde in dem nächsten Kapitel über die Entwicklung des Paideuma zeigen, wie das junge Paideuma in der naturgemäßen Entwicklung anorganische Elemente automatisch übernimmt und dadurch seine Wachstumsfähigkeit fördert. Ein Beispiel dafür ist das Kind, das für die Dinge, die es als solche allmählich entdeckt, durch unwillkürliche Laute Namen und damit Kennzeichen findet. Hier ist demnach die Sprache als anorganisches Element ein Mittel, ein Werkzeug, eine Hilfe; wenn ich dagegen das Kind zwinge, einen Satz in Objekt, Subjekt und Prädikat zu zerlegen, verlange ich von ihm eine zweckmäßige Anwendung der Sprache, die dem infantilen Paideuma eine nicht nur überflüssige, sondern sogar schädigende, weil gegen seine Natur wirkende Belastung ist, insofern eine außerordentlich gefährliche Maßnahme, als sie das natürliche Wachstum der infantilen Seele hemmt. Dieses Wachstum findet auf der Fläche des Gemütes statt; die übermäßige Belastung mit fremden Tatsachen führt mindestens zu einer vorzeitigen Entwicklung des Paideuma auf der Verstandesfläche, so daß auf

solche Weise Geschöpfe mit verkümmerten Leibern und übermäßig schweren Köpfen gezüchtet werden. Eine derartige Belastung kann so weit führen, daß in dem kindlichen Paideuma alles Dämonische schon ganz früh einschläft, was freilich nicht hindert, daß der betreffende Mensch nicht doch noch ein recht brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft wird. Denn in vorgeschrittenen, besonders alternden Kulturformen ist das Bedürfnis nach Intelligenz, d. h. reinem Tatsachensinn, größer als das nach Genie.

Wer vor dem Kriege einen Einblick in den mitteleuropäischen Verwaltungsapparat, die Methode der Besetzung der Professorenstühle, die maßstäbliche Bedeutung der Examina gewonnen hatte, der mußte erkennen, daß der Weg der europäischen Kultur schon damals mehr und mehr von der Harmonie paideumatischer Zusammenwirkung aus der Jugend stammenden Genies und im Mannesalter reifender Intelligenz zur Bevorzugung der letzteren sich entfernte. Der „bequeme" Beamte wurde dem geistvollen vorgezogen, der zur systematischen Abspulung seines Semesterstoffes geeignete Professor dem

genialen Geisteskämpfer und Seelenbildner. Die Menge Examina förderte vor allen Dingen die Masse des aufgenommenen und nur geschickt wiederzukäuenden Wissens, konnte aber in keiner Weise auf die Fähigkeit, das Wissen durch Erleben zu organisieren, Rücksicht nehmen.

Aus dem Zusammenhang des bisher Dargelegten geht hervor, daß die Altersklassen primitiver Kulturen einem natürlichen Stufenbau des Paideuma entsprechen, und daß sie sich entwickeln, weil sich naturgemäß die Träger des infantil-Dämonischen, die der juvenilen Ideale und die der virilen „Tatsachen", also dreier in ihrer Struktur wesenhaft verschiedenen Welten, untereinander am besten verstehen. In primitiven Kulturen sind die Menschen der gleichen paideumatischen Stufe also auch meistens gleichaltrig. In höheren Kulturen ist das nicht so. Dort treten zwei Entwicklungserscheinungen auf, die den primitiveren fehlen, nämlich das „Wunderkind" und das „Genie". Das erstere ist gleichbedeutend mit dem „vorzeitigen" Einsetzen der juvenilen Ideale im Kindesdasein, das letztere mit dem Weiterwirken der juvenilen Ideale über das Jünglingsalter hinaus in das

Mannes-, ja sogar Greisenalter, in welchem, dem normalen Verlauf nach, die „Tatsachen" schon lange die Vor- und Alleinherrschaft an sich gerissen haben.

Demnach muß der Weiterforschende wahrnehmen, daß die paideumatische Gleichmäßigkeit bei den Primitiveren überhaupt strenger an die Gleichaltrigkeit gebunden ist als bei den Trägern höherer Kulturen. In unseren Banken sitzen blutjunge Direktoren neben grauhaarigen, junge Ingenieure arbeiten in großen Fabriken neben alten. Wenn im Widerspruch damit den jüngeren Talenten unter Künstlern und Gelehrten und noch mehr unter Beamten selten die Anerkennung und Stellung zuteil wird, die ihre Leistungen verdienen, so ist das eben nur eine durch die Einstellung des modernen Lebens auf die Intelligenz, also eigentlich eine Altersform, bedingte Oberflächenerscheinung. Auch bei uns würden verschiedene Altersklassen nebeneinander statt untereinander zur ethischen Wertung kommen, wenn nicht unser mechanistisches Zeitalter die Räder des Maschinenbetriebes zum Vorbilde des sozialen Lebens genommen hätte.

Diese Abweichung von der paideumatischen Entwicklung zeigt aber einerseits, daß die höheren Kulturen das Einzelpaideuma, die Persönlichkeit, frei machen von der Gebundenheit an eine Altersklasse, und andererseits, daß diese Loslösung noch deutlicher zutage treten und sich in ihrer ganzen Bedeutung zeigen könnte, wenn die intellektuelle Tyrannei unseres mechanistischen Zeitalters abgeschüttelt werden könnte.

Damit weitet sich der Blick und die Kulturen selbst sondern sich in Gruppen: die der primitiven Kulturen, deren Paideuma die Stufe der reinen Tatsachenwelt überhaupt nicht erreichen kann (daher der „Niedergang primitiver Völker"), die der monumentalen Kulturen, deren einer wir selbst angehören und die durch Loslösung des Einzelpaideuma, der Persönlichkeit, vom Schicksal des Gesamtpaideuma und also der persönlichen Lebensstufen von den allgemeinen Altersklassen ausgezeichnet sind, und endlich die noch nicht verwirklichte Kulturform der Zukunft (21. Kapitel).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

11. Entwicklung des Paideuma.

(1920.)

Wer durch größere Orte, besonders durch die Karawansereien und Basare orientalischer Städte, wie Konstantinopel, Alexandrien, Tunis, Algier, wandert und sein Augenmerk auf die Unterhaltung der Kinder richtet, wird wahrnehmen, daß schon kleine Geschöpfe im Alter von fünf bis sechs Jahren mit Leichtigkeit drei, vier und mehr Sprachen handhaben und sich in ihnen allen mit fast gleicher Geläufigkeit auszudrücken vermögen. Auf Grund dieser Beobachtung ist behauptet worden, daß den orientalischen Rassen eine größere Veranlagung zum Sprachenlernen „zuteil geworden ist" als den Okzidentalen. Eine Untersuchung der Volkselemente, die sich unter diesen Kindern befanden, beweist jedoch die Unhaltbarkeit solcher Erklärung; ich habe in

solchen Gruppen auch italienische, spanische, maltesische, französische und nordische Kinder gefunden, die in der Fähigkeit, in diesem Alter mehrere Sprachen zu beherrschen, den Orientalen nichts nachgaben. Auch ist in andern Gebieten dasselbe zu beobachten. In der Schweiz sind im Grenzgebiet der deutschen, italienischen und französischen Sprachzone außerordentlich viele Kinder schon aller drei Sprachen mächtig; Aehnliches ist in Holland und Belgien und noch sehr viel mehr in vielen Teilen des westlichen Afrika wahrzunehmen.

Wie weit diese Fähigkeit einem bestimmten Alter zugehört, zeigt folgende Beobachtung: In Dresden hatte ich eine Studienkameradin, die, deutscher Abstammung, in England zur Welt gekommen war. Sie hatte bis zu ihrem fünften Jahre in England gelebt und dort nur die englische Sprache erlernt. Darauf war sie nach Deutschland gekommen und hatte hier unter sehr kümmerlichen Verhältnissen ihr Leben bis zum siebzehnten Jahre verbracht. In diesem Alter hatte sie jede Erinnerung an die Sprache ihres Geburtslandes und ihrer ersten Kindheit verloren, hatte dann Französisch, Lateinisch und

Griechisch gelernt und begann nach ihrem vierundzwanzigsten Jahre das Studium der englischen Sprache von neuem; und es wurde ihr blutsauer, das zu gewinnen, was ihr als Kind mühelos schon einmal zugeflogen war. Ihre Aussprache war geradezu schlecht, und die Vereinfachung des Satzbaues der englischen Sprache wollte ihr durchaus nicht gelingen.

Endlich ist es ja eine bekannte Tatsache, daß jedes Kind, dem von der Wiege an eine deutsche Mutter, eine englische Amme und eine französische Erzieherin zur Seite stehen, alle drei Sprachen spielend aufnimmt, wenn die Personen seiner Umgebung immer in ihrer Muttersprache mit ihm verkehren. — Also handelt es sich bei dieser Erscheinung um eine Fähigkeit des infantilen Paideuma, die mit dem Heranreifen abstirbt.

Hier wäre nun zweierlei zu untersuchen. Einmal: wie ist der Sprachsinn des Kindes zu verstehen? Zweitens: womit ist das Absterben dieser Fähigkeit im höheren Alter zu erklären? Zur Beantwortung dieser beiden Fragen wird es nötig sein, sich über das Verhältnis der Sprache oder vielmehr des Sprechens zum Paideuma klar

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu werden. Ich zeigte oben, daß die Ideale sich auf der Fläche des Gemütes entwickeln und dann erst auf die Fläche des Bewußtseins übertreten, daß die Tatsachen sich im Bewußtsein entwickeln und auf der Fläche des Verstandes erkannt werden. Dagegen kann ich nur immer wieder darauf hinweisen, daß das Dämonische sich auf der Fläche des Gemüts ohne Beziehung zu irgend einer Ausdrucksweise, also auch nicht zur Sprache, ausbildet. Jeder wirklich schöpferische Mensch, schöpferisch in Wissenschaft oder Kunst (die nur in ihren Aeußerungen auseinandergehen, dem paideumatischen Innensinn zufolge aber eine Einheit darstellen), weiß, daß jede Neuschöpfung ursprünglich jenseits der Grenze des Sprechens entsteht. Er weiß, wie schwer es oft hält, die Schöpfung in die Form der Sprache zu bringen, das, was ihm innerlich klar und gewiß ist, für andere mitteilbar zu machen, ebenso wie es ja dem Musiker ergeht, der es in seinem Innern gären, drängen und stürmen fühlt, ohne daß er gleichzeitig schon die Möglichkeit gewinnt, das alles in objektive Formen zu fassen. Und das ist ganz natürlich. Denn, wie gesagt, diese Vor-

gänge spielen sich instinktiv, auf der Fläche des Gemüts ab, und erst mit einsetzendem Bewußtsein führen sie im Affektausbruch zu Lauten und Tönen. Diese sind aber als Affektausdrücke zunächst nur anorganische, bedeutungslose Laute und Töne, noch nicht musikalisch-organische Klänge und ebensowenig gesprochene sinnvolle Lautverbindungen.

Das kindlich-geniale Paideuma, das dämonische Schöpfertum, entwickelt sich also unabhängig vom Formenkreis der Sprache, und das Sprechen, so gut wie jede andere Form der sinnlich gegliederten Mitteilung, ist demnach ein neu dazu gewonnenes Kulturgut, das wie jedes andere seine Entwicklung durch die drei Perioden nimmt, der spontanen und sporadischen Variabilität, der harmonischen Organität und der anorganischen Mechanik. Diese drei Stadien durchlaufen alle Sprachen. In den ältesten ist die große Variabilität der Laute erhalten (Sprachen der Tonhöhe, wie die Sudansprachen). Eine jede macht später den Wandel zum größten grammatischen und syntaktischen Formenreichtum durch und verkümmert dann von dieser Höhe abwärts. Letzteres ist beim Altägyptischen,

Griechischen und ganz besonders bei der Entwicklung des modernen Englisch und Französisch zu beobachten. Die Sprachen beginnen also mit Lauten, die als primitive Aeußerungen der Verschiebung von der Gemütsfläche zur Vernunftfläche entstehen. Dies wäre das infantile Alter der Sprachbildung. Es folgt für die Stufe der Ideale die organische Variabilität der größten Formenfülle. Auf der dritten Stufe ist die Sprache ein mechanisches Hilfsmittel geworden, welches sich nur in der Richtung des praktisch-intellektuellen Gebrauchs verändert.

Das innere Leben unserer Kinderwelt entwickelt sich also beziehungslos zur Sprache, und die Sprache führt ein gewissermaßen lebloses Dasein. Das Leben des Kindes bedient sich des Sprechens, nicht der Sprache, und ein Leben der Sprache, das sich des kindlichen Gemütes bedient, gibt es noch nicht.

Sehr deutlich zeigt sich dies auch in der Entwicklung der Dichtkunst. Primitive Dichtwerke, wie die der Hottentotten, und auch Kinderverse nordischer Völker zeigen eine große Summe nebeneinander geordneter Bilder oder Sachreihen, hinter denen ein Sinn, ein Lebendiges keimt, das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

jedoch nur im Gemüte des schlichten Dichters oder Sängers, nicht im sprachgewordenen Werke lebt. Der Sinn an sich, der mit dem „Inhalt" als dem künstlerischen Substrat einer „Form" nichts zu tun hat, ist hier wesentlicher als das Ausgesprochene. Die Tonmalerei ist ein Ausklang des infantilen Lautlebens, das sich später noch in Alliterationen und Reimen kenntlich macht.

Im Gegensatz hierzu wird jedes Gedicht eines modernen Künstlers, es sei denn, daß er sich in atavistischen Rückfällen wie mystischer Transzendenz (geistiger Rückfall) oder Dadaismus (formaler Rückfall) bewegt, jede Einzelheit der Gemütsbewegung schildern und sprachlich fixieren. Damit ist dann die Stufe der „Tatsachen" auch in der Verwendung der Sprache erreicht. Die Sprache ist damit zum mechanistischen Gute in mechanistischer Verwendung geworden. Zwischen beiden Extremen steht die organische, die eigentliche große Dichtung, zumal in der monumentalen Periode.

Die Verwendung der Sprache zeigt also, wie sie sich als eine rein äußerliche Konvenienz, aus echomäßigen Wiederholungen des variierenden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Lautlebens und auf der Fläche des Gemütes entsprossen, entwickelt hat. Nicht die Sprachen, sondern die Lautkonvenienzen waren die ersten sich vererbenden Tatsachen der Stimmverwendung. Auf dieser Stufe ist das Sprechen als solches demnach in keiner Weise ein bewußter und in seinen Mitteln der Beobachtung unterliegender Vorgang. Es berührt das Ohr des Kindes wie das Quietschen einer Türe, wie der Schrei eines Vogels, wie eben die Geräusche und Laute des Natur- und Kulturlebens, die alle in der gleichen Weise mit der intuitiven Erfahrungswelt des Paideuma in Beziehung treten und die dem Kinde allmählich vertraut werden, aber nicht wiedergegeben werden können, weil sich das Organ der menschlichen Stimme hierfür nicht eignet, weil sie also nur mit bewußter Anstrengung wiederholt werden könnten. Wie nun aber ein Kind ohne eine darauf gerichtete Aufmerksamkeit all die unendlich vielen Töne und Laute der es umgebenden Natur aufnimmt, so kann es auch ohne Absicht mehrere Sprachen erlernen, solange sie ohne Anforderung an sein Bewußtsein in seiner Umgebung angewendet

werden. Hier bemerkt man indessen bei einfachen afrikanischen Völkern und bei europäischen Hochzivilisierten einen wesentlichen, aber natürlichen Unterschied.

Erst „entdeckt" das Negerkind eine Person, dann wendet es für sie einen Laut resp. Namen an; erst „entdeckt" es die Notwendigkeit, Bedürfnisse zu erfüllen, dann erst wendet es dafür lautmäßige Bezeichnungen an. Die Entdeckung geht also dem Laut voraus, und zuweilen läßt sich ganz deutlich wahrnehmen, daß diese ersten Laute aus affektiven Aeußerungen entstehen, die ja häufig die Verschiebung von der Fläche des Gemütes auf die des Bewußtseins begleiten (7. Kap. S. 144). Die objektiv beschränkte, wenn auch vielfach unterschätzte, subjektiv aber auffallend große Lebens- und Aeußerungskraft der Kindersprache ist aber nicht durch die noch ungeübten und schwerfälligen Sprachorgane zu erklären; sie folgt vielmehr aus der Schöpfungstat, welche die „Entdeckung" bedeutet. Im „infantilen" Alter entdeckt das Kind in spontanen Ausbrüchen die Umwelt — das ist die schöpferische, dem seelischen Wachstum entsprechende Entwicklung des Dämonischen.

Dagegen sind das Sprechen und die Sprache nur Folgeerscheinungen. Das heißt: das Entdecken füllt das ganze Wachsein aus; das Sprechen geschieht unbeabsichtigt und unbewußt. Die der jedesmaligen Entdeckung folgende affektive Erregung ist so stark, daß sie unwillkürlich aus verschiedenen Einwirkungskreisen (Sprachen) verschiedene Bezeichnungen, und zwar diese nebeneinander, aufnehmen kann. Das Echomäßige wird durch die geringste Aufmerksamkeit auf das Medium der Sprache sofort gehemmt. Dies aber ist bei Primitiven völlig ausgeschlossen. (Dazu ist zu erwägen, inwieweit der im 10. und 13. Kapitel herangezogene paideumatische Subjektivismus einwirkt.)

Dies gilt für die Zeitspanne, in der das Paideuma sich auf der Fläche des Gemütes schöpferisch mit der Entdeckung der Umwelt beschäftigt. Bei der ersten Anwendung der Worte Vater, Mutter usw. hat der sprachliche Ausdruck mit dem Bewußtsein nichts zu tun. Im reiferen Alter verschiebt sich dagegen im Paideuma das Bewußtsein von dem Objekt der Sprache zur sprachlichen Ausdrucksweise selbst. Die Hebelkraft der „Entdeckungen" fällt fort. Zuletzt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

assimiliert das Bewußtsein des Objektes sich mit dem Bewußtsein des Sprachausdruckes dafür. Wenn nun der Mensch im vorgeschrittenen Alter eine neue Sprache lernt, so tritt irgendeine Sache nicht mehr gleichzeitig und selbstverständlich mit der neuen sprachlichen Bezeichnung ins Bewußtsein. Der Mensch kennt ja die Dinge in einer anderen Sprache. Er muß also die Wörter technisch lernen und kann dieses nicht viel anders, als indem er übersetzt, d. h. er empfindet und denkt in einer oder mehr von Kindheit auf gewohnten Sprachen, und wenn er noch mehr Sprachen aufnehmen will, so kann er das nur auf der Fläche des von Natur engen Bewußtseins. Solange die Sprachen als Lautsummen und ohne Anforderungen an das Sprechbewußtsein in der Umgebung des infantilen Paideuma lebendig wirken, klingen sie leicht aus ihm wider. Sowie aber das schon sprachkundige Bewußtsein rege ist, ist das Paideuma gezwungen, eine Verleimung zwischen Sinn und Sprache (Bewußtsein des Objektes selbst und Bewußtsein des Objektnamens) vorzunehmen, und so tritt an Stelle der Entdeckungs tat eine Verbindungs arbeit. Die

Sprache ist dann etwas von außen Gegebenes, etwas von außen „Ererbtes", das mühsam mit dem inneren paideumatischen Sein und mit dem schon früher Erlebten und jetzt nur noch Bewußten und nur im Wissen Vorhandenen in Harmonie gebracht werden muß.

Als die Gebiete, auf denen das Paideuma Ideale in mitteilbare Formen faßt, wurden bisher angesehen: Musik, bildende Kunst, Architektur, Dichtkunst und Philosophie. Nach dem, was sich hier zeigte, wird man in Zukunft aber auch die Sprache hinzufügen müssen. Nach den an Kindern zu machenden Beobachtungen muß die Sprache als sinnliche Verkörperung, als Symbolisierung von Idealen einmal aus dem Lautleben der Gemütsfläche in das organische Sprechleben auf die Bewußtseinsfläche getreten sein, — weswegen ja zwischen den primitiven Tonhöhensprachen und den „dekadenten" Handelssprachen die unendlich fein gegliederten Vollsprachen stehen. Dieser hohen Bedeutung der Sprache kann sich die abendländische Jetztzeit nicht mehr voll bewußt sein, weil deren Sprache fast schon ein rein mechanistisches Gut geworden ist. Das heißt aber, daß die Sprache

einstmals, ebenso wie noch heute jedes echte Kunstwerk, Selbstzweck war, daß es einst erhabene Bildungen und Kunstformen der Sprache gab, die dem Menschen das waren, was ihm je zu ihrer Zeit eine Dichtung des Aischylos, ein Gemälde von Raffael, eine Bachsche Fuge bedeuteten. Einst war die Sprache und das Sprechen etwas Heiliges; die Gottheit war darin; jetzt sind sie zum einfachen mechanischen Mittel geworden, das dem Kinde in hochzivilisierten Völkern nur in dieser Form entgegentritt.

Gleiche Umbildung ist auf allen Gebieten der Kultur zu erkennen. Karl Bücher denkt rein mechanistisch mit seiner materialistischen Beweisführung vom Ursprung der Arbeitsgesänge. Denn keine „Arbeit" ist „ursprünglich". Alles beginnt mit der Intuition und mit dem Schaffen. Es sind, um es deutlicher auszudrücken, Ausbrüche tiefinnerlicher Stimmung, die dem Tun wie dem Gesang das Leben gaben; alles, was heute als Arbeit bezeichnet wird, ist ursprünglich dämonischer Herkunft, ist aus der Tiefe des Innenlebens herausgeboren und mit der gleichen Empfindung ins Leben getreten wie nur je ein Musikwerk oder Kunstwerk überhaupt. (Ver-

gleiche, was über den Landbau S. 168 ff. gesagt wurde.) Es gibt für alle Arten paideumatisch-schöpferischer Empfindungen einen einzigen Ausdruck, der sie würdig bezeichnet und kennzeichnet; es ist das Wort: heilig! Man muß nur den tiefinnerlichen Ernst sehen, mit dem ein Kind seine ersten Sandzeichnungen ausführt, mit dem es seine ersten Kochtöpfe formt, seine ersten Wörter immer und immer wieder sich vorspricht, vor allem bei seinem ersten Spiel mit Feuer und Wasser. Und was hier die Seele eines Einzelwesens zeigt, das bestätigt das früheste Innenleben ganzer Kulturen. Denn die Entwicklung beider verläuft in Uebereinstimmung.

In der Tat hat Preyer nach vielen Beobachtungen schon nachgewiesen, daß jedes aufwachsende Kind stufenweise gleiche Aeußerungen des Paideuma kundgibt. Er ist in seiner Darlegung nur bis zur ersten Lautverwendung und Echobildung, bis zur Bildung der ersten Objektsfixierung gekommen und hat dann an der Schwelle des Wesentlichen haltgemacht — hat haltmachen müssen, weil im Okzident heute die Kinder, sobald sie nur der geringsten geistigen Aufnahme fähig sind, schon derartig „erzogen“

und mit Tatsachen vollgepfropft werden, daß für eine natürliche Ausbildung des infantilen Paideuma keine Möglichkeit mehr besteht.

Wenn aber auch die freie Entwicklung der Kindesseele in unserer Zeit unmöglich geworden ist, so läßt sich doch in der Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, eine klare Stufenfolge erkennen, die der Entwicklung einer Sprache durchaus entspricht, und zwar von der kindlich unbewußten Lautbildung, welche die als Gegenstände erkannten Eindrücke bezeichnet, bis zur verstandesmäßigen Arbeit des späteren Erlernens einer fremden Sprache. Wie ein Kind damit in sich die abgekürzte Geschichte einer Sprache wiederholt, so wiederholt es die Kulturgeschichte durch den in bedeutsamer Reihenfolge erwachenden Sinn für Bauen, das Spiel mit Feuer und Wasser, für Tanzen, Singen, Zeichnen usw. — mit einem Unterschied: was im Gesamtpaideuma aus sich selbst entstand, das wird im kindlichen Einzelpaideuma nur w i e d e r geboren; es wirkt in der Kindesseele als E r b e der Vergangenheit; es ist zum Mittel der Entwicklung geworden. Das war mit dem Satze gemeint, daß „Tatsachen" sich vererben.

Es ist eine unendlich große Summe von Einzelheiten, die, wenn es allgemeinverständlich ausgedrückt werden darf, als vererblicher Tatsachenschatz in Betracht kommt. Das Kücken, das aus der Eischale kriecht und nahrungsuchend umherläuft, kann vom ersten Augenblick an Sand- und Getreidekörner unterscheiden. Das neugeborene Kind greift ohne Hinweis zur mütterlichen Nahrungsquelle. Auf der anderen Seite werde ich aber (im 12. Kapitel) zu zeigen haben, daß sich auch das gar nicht zu beschreibende, sondern nur mühsam zu umschreibende Raumgefühl derart vererbt, daß der seelisch aus dem Orient stammende Jude, Spinoza z. B., stets im Höhlenbewußtsein lebt und dem Weitengefühl fassungslos gegenübersteht.

So viel über das Phänomen der paideumatischen Entwicklung. Seine Bedeutung ist so gewaltig, daß, wenn man es erst recht verstanden und gewürdigt haben wird, die Kindererziehung eine weitgehende Umgestaltung erfahren müßte. Denn bisher erziehen wir unsere Kinder nach dem Tatsachenprinzip, und unsere Lehrer sind gezwungen, mit Logik, Grammatik und mechani-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schem Wissen ihr kindlich-dämonisches Weltgefühl zu töten, Genies im Keime zu ersticken und Greisenseelen in Kinderkörpern zu züchten.

Deshalb habe ich mich etwas eingehender über die Entwicklung der Sprache und die Gabe der Kinder zur Polyglottie ausgesprochen. Es ist etwas Unheimliches, etwas Tieftrauriges, wie mechanistisch unsere Zeit mit den Seelen der Kinder umgeht. Ich habe es erlebt, daß ein sechsjähriges Mädchen das Wort „Esel" in der Weise schreiben lernte, daß es drei Zeilen E, drei Zeilen s, drei Zeilen e und drei Zeilen l schreiben mußte. Das Kind kam zu mir und fragte mich, wie das zu verstehen sei, ob das E der Kopf und das l der Schwanz und was es für eine Beziehung von dem s und e zum Eselskörper habe. Und ich habe wenig später erlebt, daß eine Lehrerin, der ich das erzählte, in die Worte ausbrach: „Für so dumm hätte ich das Kind nicht gehalten." Daß das Kind synthetisch und symbolisch erlebt (Symbolik ist Synthese), ist wohl den Lehrern, nicht aber allen Verwaltern des Schulwesens genügend klar.

Wieviele Lehrer haben sich bei mir darüber beschwert, was sie ihren armen Schützlingen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„beibringen müßten"! Daß es ein Zwang, eine harte Dressur ist, einem Kinde das Verständnis für Subjekt, Objekt und Prädikat abzuringen, also das synthetische Paideuma zur Analyse zu vergewaltigen, sollte doch erkannt werden. Es ist geradezu erstaunlich, daß Kinder nach mehrjährigem Sprachunterricht in der Schule endlich noch in Konversationsstunden den Gebrauch einer Sprache lernen müssen, an deren Verständnis sie jahrelang mühsam gearbeitet haben. Es ist auch gar nicht zu verstehen, daß der eigentliche Zeichenunterricht vielfach heute noch in die späteren Jahre verlegt wird. Denn jede Mutter weiß, daß ein Kind im Alter von fünf Jahren ein Bedürfnis zum Bildersehen und Bilderzeichnen hat. Sie weiß auch, daß das Kind danach drängt, die wirtschaftliche Betätigung des Hauses „spielend" zu erleben. Ich zeigte oben, daß die Kinder zur Polyglottie neigen und daß das Sprachenlernen erst im späteren Alter schwer fällt.

Selbstverständlich wäre es Torheit, anzunehmen, daß in dem geschilderten Bildungsverfahren von heute auf morgen ein Wandel geschafft werden könnte. Da unser Zeitalter ein

mechanistisches ist, drängen Staat und Eltern danach, frühzeitig die Jugend für eine möglichst hohe Verwertung und aussichtsvolle Stellung im Leben vorzubereiten. Von Kindheit auf ist das Kind Objekt dieser verstandesmäßigen Kausalität. Die Mechanei fordert das!

Aber diese Zeilen werden ja auch nicht geschrieben, um eine Aenderung hervorzurufen, sondern sie erstreben eine Eröffnung des Verstehens dieser Dinge.

Und dem Verständnis der Dinge rücken wir täglich näher. Ich habe seinerzeit die Kulturkreislehre ins Leben gerufen, habe gezeigt, daß alte Kulturformen heute noch lebendig vorhanden sind, daß sie in Beziehung zueinander stehen. Die Kulturkreislehre hat naturgemäß damit begonnen, die geographische Verbreitung der alten Kulturformen nachzuweisen. Das ist die Aufgabe des Studiums der h o r i z o n t a l e n Lage. Dem drängt sich jetzt ganz von selbst das Studium der v e r t i k a l e n Beziehungen, d. h. der Stufenfolge zur Seite. Es handelt sich nicht allein darum, die Verbreitung und das Wesen der Kulturformen der primitiven, mit einem später zu erklärenden Ausdruck: der t e k t o n a l e n

Periode zu verstehen, sondern auch darum, deren Schichtenfolge zu erkennen. Die urgeschichtlichen Funde, die zumal in Europa, Westasien und Kleinafrika gemacht wurden, die sich in einer deutlichen Schichtung erhalten haben, beweisen, daß noch heute ihre Ausläufer an den Rändern der alten Oekumene und der ökumenischen Zonen lebendig sind. Aus der schichtweisen Lagerung ist es möglich, die Reihenfolge der paideumatischen Urentwicklung aus den an die Ränder der Oekumene verschobenen lebendigen Formen in verschiedener Daseinsart festzustellen.

Die so vertiefte Kulturkreislehre wird also in wenigen Jahrzehnten in der Lage sein, einen Stammbaum sowohl der gesamten Kulturformen als auch jedes einzelnen Kulturgutes, d. h. also eine paideumatische Entwicklungsgeschichte zu schreiben. Es wird dann möglich sein, alle Aeußerungsformen des Paideuma in ihrer inneren Gliederung zu verstehen. Sobald dieses Werk vollendet sein wird, hat die Menschheit das große Werkzeug gewonnen zur Befreiung von der mechanistischen Tatsachenlast, die jetzt auf ihren Schultern ruht. Die zukünftige Menschheit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wird das kindliche Paideuma in derselben Weise, in der gleichen Stufenfolge, im gleichen Rhythmus im Einzelleben sich entwickeln und entfalten lassen, wie seinerzeit das Gesamtpaideuma die Stadien durchlief. Klar ausgesprochen wird an die Stelle der mechanistischen Dressur die paideumatische Erziehung treten.

Ich schließe mit einem Zitat, das beweist, wie natürlich dieser Grundgedanke schon dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, also der großen Weltanschauung vor Darwin und vor der „Entdeckung" des biogenetischen Grundgesetzes erschien:

„Wenn auch die Welt im ganzen fortschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorne anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen."

Der Ausspruch ist von Goethe!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

PAIDEUMA (III. TEIL)

DAS PAIDEUMA DER VÖLKER

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

12. Seelenraum und Lebensraum.

(Orient und Okzident.)

(1920.)

Schon mehrfach hat sich das Augenmerk derer, die sich der Geschichte der Architektur und dem Ursprung der Bauformen gewidmet haben, der Tatsache zugewandt, daß zwei verschiedene Systeme für den Anfang anzunehmen seien. Man spricht von Innenhof und Außenhof. Unter Innenhofanlagen sind Stilformen zusammengefaßt, bei denen die Gebäude geschlossen um einen Hof herumliegen, während die Gebäude der anderen Stilgruppe als dichte Masse inmitten eines Hofes liegen. Hier in Europa, wo sich mehr oder weniger, infolge des Klimas, das Leben in den Gebäuden selbst abspielt, sind die heute vorhandenen Formen schwer auf ihren Ursprung zurückzuführen; in einem Lande wie Afrika da-

gegen, wo der Mensch die Innenräume nur dann aufsucht, wenn die Witterung dazu zwingt, sind die verschiedenen Bauformen sehr leicht bis zu den beiden ursprünglichen Systemen zurückzuverfolgen.

Da zeigt sich nun, daß dieses Wesen der Innen- und Außenhofbildung nichts weiter ist als eine Erweiterung der Hausformen, deren Wurzeln bis in eine außerordentliche Tiefe der ursprünglichen paideumatischen Urschicht zurückverfolgt werden können.

In seiner Hausungsform steht der Bewohner der Wüste in scharfem Gegensatz zu den Bewohnern der nördlich und südlich gelegenen, fruchtbaren und regenreichen Landstriche. Zwar auch hier können wir ein entwicklungsgeschichtliches In- und Durcheinandergreifen der verschiedenen Systemausflüsse unterscheiden, aber das dem Wüsten- und Oasenraum entsprechende Urmotiv der Hausung drängt sich in den Ursprungsländern überall so selbstverständlich immer wieder hervor, daß es nicht zu verkennen ist. Der Mensch der Wüste lebt im Zelte. Die Kunsthistoriker sind immer wieder in den Fehler verfallen, das Zelt als eine ursprüngliche Haus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

form in Anspruch zu nehmen. Wer aber jemals mit dem Gedankenleben dieser Völker eingehend vertraut geworden ist, weiß, daß diesen Nomaden, ob nun höherer oder niederer Art, solche Vorstellung gänzlich unverständlich sein würde. Es gibt für diese Leute nur den einen Gegensatz: „im Freien leben" und „im Hause leben". Es ist gleichgültig, ob der Nomade nachts über seinem Haupte das Zelt hat oder nicht. Er fühlt sich unter dem Zelte genau so im Freien, wie wenn der Sternenhimmel sein einziges Dach wäre. Das Zelt ist für ihn nichts anderes als ein Kleid, und ich habe sogar den Ausdruck „Familienkleid" in den Gesängen der Mauren gehört. Dem Zelte entspricht die Anlage des Zeltlagers. Die Zelte werden in einem Kreise angelegt, und das Leben spielt sich inmitten des Zeltkreises ab.

Nun erzählte ich schon jene eigenartige Erfahrung, die mir im Gespräch mit dem Maurenhäuptling in Njafunke zuteil wurde (vgl. 4. Kap. S. 104). Der Mann sprach ganz klar aus, daß es nur ein Haus gebe, dessen Wände der Himmel seien. Er nannte dieses Haus eine Höhle. Für ihn war der ganze Weltenraum eine Höhle, deren Boden die Erde und dessen wölbende Um-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schließung der Himmel bildete; und jenseits war nichts.

Demgegenüber nun die Burgbauten am Niger und im Atlasgebirge! Hier wohnt der Mensch in einem Hause. Das tägliche Leben spielt sich z. T. im Raum um das Haus ab, und so, gewissermaßen als Betonung des Hauses, entsteht der Außenhof. Dazu die Vorstellung jenes Diarra, der mir im Anschluß an das Epos „Samba Gana" (S. 95) berichtete: Der junge Gana wurde aufgezogen im Hause, und dann zog er hinaus in die Welt. Und dort in der Welt blühte irgendwo sein Glück; er mußte sein Glück gewinnen, und wenn er sein ganzes Leben lang wanderte, kämpfte und suchte. Und er konnte wandern, solange er wollte, denn die Welt hat kein Ende.

Das sind die Gegensätze des paideumatischen Raumbewußtseins. Hier Okzident, dort Orient. Der Morgenländer lebt in einer Welthöhle. Ein Außen kennt er nicht. Sein Zelt ist kein Inneres, sondern eine gleichgültige Zwischenwand, die ihn nur vorübergehend umhüllt wie sein Kleid. Der Abendländer dagegen lebt in einem Haus. Dem entspricht ein Innengefühl, und

erst hieraus konnte sich ein Außengefühl entwickeln. Dieses Außen ist ein Unendlichkeitsraum. Es entsteht die Weltweite.

Es ist sehr wohl möglich, die aus diesen beiden Weltgefühlen entsprossenen Baustile zu unterscheiden. In Afrika entspricht dem Höhlengefühl das Araberlager, der atlantische Impluvialbau, in Europa der altetruskische Rotundenbau, in Asien die sich zum Zentralbau entwickelnde Basilika, deren Kuppel für Spengler z. B. nichts anderes ist als eine über den Innenhof gesetzte Wiederholung der Himmelshöhle. Dagegen stellen der berberische Zellenbau, die Aethiopenburg, der Kotokopalast, die kretischen Paläste, die Burg am Rhein und der gotische Dom Architekturen des Weltweitengefühls dar.

In Wahrheit liegt im heutigen Gegensatz von Höhlen- und Weitenvorstellung eine ursprüngliche Entwicklung. Auch das Ichgefühl des Menschen ist zuerst begrenzt. Das Paideuma wiederholt diese Begrenzung im Lebensraum. Der Mensch lebte erst unter freiem Himmel, und deswegen ward der Himmel zur Begrenzung seiner selbst. Man kann auch sagen, die Begrenzung seiner selbst wurde wiederholt durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Himmelsgewölbe. Die Höhlenvorstellung entstand. Sie zu überwinden, konnte erst gelingen, nachdem das Haus, die geschlossene „Wohnung", entstanden war. Nun erst war es dem Paideuma möglich, dem Innengefühl des Hausbewohners gegenüber das Außengefühl zu entwickeln. Die Weltweite, die gleichbedeutend mit Spenglers faustischem Geiste ist, konnte entstehen.

Die beiden großen Weltvorstellungen haben seitdem in ständiger Wechselwirkung gestanden. Die okzidentale Weitenvorstellung wurde aus ihrer Heimat bis an die Grenzen des Orients getragen. In der Berührung beider entstanden die monumentalen Kulturen. So ist die Antike eine großartig primitiv-naive Form des nordischen Paideuma, die ägyptische eine oasenhaft ausgebildete, die Gotik eine zu hoher Entfaltung gelangte. Und umgekehrt: sehr schön zeigt Spengler, wie das Hinübergleiten des orientalischen Paideuma auf den okzidentalen Kulturboden erst das germanische Christentum, dann in einer neuen Welle die Grundlage der Renaissance schuf. Wenn diese Paideumen sich untereinander nicht verstehen, sich sogar hassen, so ist das der Haß von Geschwistern. Es ist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aber sehr wohl möglich, die beiden Gruppen von Menschen, die okzidentale und die orientale, voneinander zu unterscheiden. Die einen leben in ständiger Angst und unter dem Druck der Vorstellung eines Eingeschlossenseins im Raume (so auch die Franzosen, s. 4. Kap. S. 107), die andern in der Sehnsucht, die Weite zu erreichen und zu durchdringen und in der Sorge, die Unendlichkeit zuletzt vielleicht doch nicht ausfüllen zu können.

Der natürliche Lebensraum (siehe nächstes Kapitel) übt einen bedeutenden Einfluß auf die Lebensform und -kraft des Paideuma und damit auch auf das Seelenraumgefühl aus. Die Lebenskraft des in die Weite wirkenden Dämonischen, des Genialen im eigentlichen Sinne, stirbt nämlich mit dem Verzicht auf den grenzenlosen Lebensraum ab (Kolonialbildungen); aber nicht nur, wie oben gesagt, beim Wechsel der bewohnten Landschaft, sondern auch bei freiwilliger Abschnürung des Lebensraumes, nämlich bei der Großstadtbildung. Die Großstadt bedeutet den Tod für alles Geniale, das sich voll verwirklichen will, für die freie Entwicklung des Raumgefühles. Ein großes Phänomen des paideu-

matischen Lebens hört hier auf; — ganz selbstverständlich; denn dieses Abgeschlossensein bedingt ein Ersterben des Weitengefühls, auch in verschiedener Weise.

Die Menschen empfinden solche Abschnürung recht wohl. Wenn das großstädtische Proletariat seine Laubenkolonien als Gürtel um das Häusermeer legt, wenn der wohlhabende Bürger jährlich für einige Wochen hinaus in die Natur, der großstädtische Engländer jeden Sonnabend für zwei Tage in seine Cottage entflieht, lauter Bedürfnisse, die der Orientale, aber auch der echte Franzose gar nicht kennt, so ist das gleichbedeutend mit den letzten Aeußerungen des dem Untergange verfallenen Weitengefühls. Wenn aber trotzdem die großstädtischen Familien erfahrungsgemäß nach wenigen Generationen aussterben, so entspricht das dem Absterben der paideumatischen Grundbedingung. Das Paideuma ist derart immanent mit dem Menschenleben verbunden, daß ein Absterben des paideumatischen Raumgefühls auch den Untergang des Menschen selbst zur Folge hat.

Diese beiden Formen des Raumgefühls, das der Weite und das der Höhle, besitzen unzählige Ausdrucksmöglichkeiten, ohne je die Eigenart ihrer Struktur zu verlieren. Man kann sagen, daß der echte Orientale ebensowenig zu einem reinen Weitengefühl wie der echte Okzidentale zu einem absoluten Höhlenempfinden gelangen kann, so wenig wie Salz im hexametrischen oder Quarz im regulären System kristallisieren können. Spengler kam dieser Tatsache nahe und beweist das an den Stellen, wo er zeigt, daß den großen Juden wie Spinoza und Hertz die Welt des faustischen Geistes unzugänglich geblieben ist. — Auch er ahnt den orientalischen Geist in den Franzosen. (In „Preußentum und Sozialismus".)

Das aber deckt sich genau mit meinen Beobachtungen auf afrikanischem Boden. Das Paideuma bildet Rassen. Es zwingt den Menschen so in seine Bahn, es beherrscht ihn so vollkommen, daß keiner ihm entgehen kann, daß der Mensch sich nur im Sinne des ihm angeborenen Paideuma geistig zu entwickeln vermag. (Das Problem der parasitären Kultur ist ein andermal zu erörtern.) Das Paideuma bedingt die Rasse. Wer jemals im Orient

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gereist ist oder lebte, kennt den unendlich feinen „Takt", der dort herrscht; wer die Sitten der Araber studierte, weiß von dem adligen Rittersinn, der sie auszeichnet; das sind Erscheinungen, die bei uns echten Hyperboräern fehlen und die immer mit orientalischen Wellen, im westlichen Europa z. B. mit den ursprünglichen Franzosen, verbunden sind. Dagegen kennt er auch in der orientalischen Dichtkunst das absolute Fehlen der Charakterentwicklung. In den gesamten Märchen von „Tausend und eine Nacht" ist immer nur ein feststehender Charakter geschildert, die seelische Umwandlung eines Menschen aber ebensowenig wie etwa im Alten Testament und andererseits bei Corneille und Racine. Die Gestalt eines Helden, der sein Geschick aus sich selbst heraus bildet, fehlt dort. Dagegen stellen die Ritterepen des Nigerbogens z. B. die Entwicklung Samba Kulungs, des Narren, dar (eine Charakterfigur wie die des deutschen Michel mit der Naivität des jungen Parzival und Simplizissimus), schildern die Gesänge ausgezeichnete Frauencharaktere, wie, im Spotte, den der Gattin Sirani Korro Sambas, bergen die Geschichten auch eine Schicksalsidee. Es ist ein

gewaltiger Gegensatz: hier Kismet, Zauber, blindes Ungefähr, dort freier Wille und Persönlichkeit. Ich habe am Niger ein paideumatisches Grenzgebiet zwischen Orient und Okzident erreicht.

Die Höhlenempfindung mit ihrer Beobachtung des, dem Bewußtsein nach, hoffnungslos abschließenden Raumes führt notgedrungen zu dem Gefühl des Kismet. Wie ein schweres Gewölbe liegt die Welt auf dem Menschen; die düstere Religion der Etrusker, das ständige Zürnen und Strafen Jehovas, die Vorstellung der Hölle als des wiederholten, nur ins Jenseits und unter die Erde projizierten Höhlenraumes, die Seelenangst Pascals, das leidenschaftliche Drängen der Franzosen zur Revanche sind Erscheinungsformen dieses zur ewigen Hoffnungslosigkeit verurteilenden Höhlengefühls. Alles ist eng und ineinandergeschoben, zeitlich und räumlich, ist in seinem Raume bis zu hoher Vollendung abgemessen, verfeinert, abgestimmt und zum Takt erzogen — denn der Takt der Umgangsformen verfeinert sich mehr und mehr. Aber Charaktere großen Stils können sich unter der Last des Kismet nicht entwickeln. Die Menschen dieses Paideuma gleiten aneinander vorüber, wie ab-

geschliffene Kiesel im Bachbett; kantige Kristalle sind hier nicht möglich.

Nur der Mensch der Weitenvorstellung, dem der Unendlichkeitsbegriff und das Mysterium einer unbekannten Umwelt Rätsel aufgeben (kennt der Orientale überhaupt ursprünglich Rätsel?), kann das Schicksal der Selbstbestimmung gewinnen. Nur ihn lockt jenseits des Hier und Jetzt ein erringbares Anderes und eine unerforschliche Zukunft. Nur er kann zur individuellen Selbstentwicklung kommen (die Antike), nur in seinem Bannkreis kann die Eroberung eines besseren Jenseits gelingen (altes Aegypten, aber dort, am nahen Grenzgebiete des Orients, immer mehr unter dem Druck der Sorge). Nur er kann endlich das bannende Fatum überwinden (germanisches Christentum, Parzival), nur er kann zur Entwicklung des Charakters gelangen (Shakespeare, Goethe).

Ist damit von den beiden Raumformen der zwei Weltgefühle der Erde gesprochen, so soll nur noch kurz gesagt werden, wie der geographische Lebensraum sich in der Entwicklung der Umbildung verhält (weiteres Kap. 22, b).

Die Ganater rechnen 74 nacheinander regie-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rende Könige vor und 44 seit dem Einfall der Fulbe (der um 300 n. Chr. stattfand) bis zum 11. Jahrhundert. Ein Nachrechnen zeigt, daß das Reich Gana am Niger schon vor der Zeit der römischen Weltausdehnung bestand. Vielleicht können wir aus den Schilderungen Herodots etwas von der Existenz dieses Reiches herauslesen, aber kein Römer hat davon berichtet, und er hätte es getan, wenn noch eine Beziehung zwischen dem Mittelmeer und diesem entlegenen Lande, das eine hervorragende Kulturblüte zeigte, bestanden hätte. Und dennoch muß es unter dem Einflusse einer dem Paideuma des Okzidents (Beziehungen der Ependichtung Atlantis, Bd. VI, zur thrakisch-phrygischen Kultur!) entstammenden Welle entstanden sein. Der Untergang dieser Kultur ist aber dem Islam und seiner mechanistischen Ausdehnung über die Maliländer zuzuschreiben. Die Großstadt Niami Mba, die in dieser mechanistischen Uebergangszeit etwa eine Million Einwohner hatte, tritt als deutliches Symptom des Kulturausklanges zutage. Erhalten sind aus dem geistigen Leben die herrlichen Epen und die Kenntnis der sozialen Struktur sowie einiges von der Architektur.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hier wird deutlich, daß bei der Entstehung dieses durchaus selbständigen Paideuma einer Befruchtung von auswärts zuerst eine Zeit der Abschließung gefolgt ist, daß der Untergang dann aber durch das Herandrängen neuer, jüngerer, mit der großen Form des Islam in ständiger Lebensbeziehung stehender Wellen erfolgte.

Eine andere, selbständige Kulturform entwickelte sich im Bakuba-Reiche. Auch hier können wir nachweisen: eine Befruchtung von Westen her, eine Loslösung, eine Abschließung und zuletzt eine Auflösung unter dem Einflusse der ständig nachsickernden Baluba.

Die ägyptische Kultur entsteht in völliger Vereinsamung; denn auf den Ruinenfeldern Westasiens und Tripolitaniens bestehen für diese Zeit periodische Lücken. Zugrunde geht sie, nachdem die Hyksos eine ununterbrochene Verbindung mit der Außenwelt hergestellt hatten. — Aus einer zeitlichen Abschließung geht auch die Antike hervor, der nach den Perserkriegen der weltverbindende und damit die Kultur mechanisierende Alexanderzug folgt. — Die westeuropäische Kultur endlich taucht mit der Gotik aus

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der dem Neolithikum folgenden Vereinsamung auf und verfällt der Mechanistik mit der Ausdehnung über die weite Erde.

Also erscheint die Abschließung des geographischen Lebensraumes, des Mutterbodens einer Kultur, als Voraussetzung paideumatischer Blütezeiten. Das Paideuma bleibt aber unfruchtbar und gestaltlos, wenn nicht innerhalb dieses abgeschlossenen Bereiches eine Befruchtung stattfindet. Man betrachte das Christentum. Als letzte und reifste Frucht fällt es vom Baum der orientalischen Kultur, die letzte „magische Formel" des ausgeprägtesten Höhlenbewußtseins. Auf diesem Mutterboden selbst, wo gleichzeitig der persische Keim das Erdreich durchbricht, gewinnt es keine Kraft, wohl aber wirkt es nun befruchtend auf das mütterliche Paideuma des Okzidents, das nun, vom stärksten Weitengefühl getragen, als germanisch-christliche Kultur im Zeitalter der Gotik unermeßlich aufwächst.

Und ebenso die ägyptische Kultur. In dunkler Vorzeit aus westeuropäischem Weitengefühl entstanden, gelangt der Same auf geheimnisvollen Wegen über das westliche Afrika in den schon

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem Orient benachbarten Boden des Niltales und entwickelt dort seine steinerne Macht.

Aber der Raum, über den eine hohe und vollausgereifte Kultur ihren Schatten breitet, wird auf- und ausgesogen. Der Raum sammelt seine ganze Kraft im Samen, und dieser fällt in mechanistischer Konzentriertheit auf allerhand Erdreich, auf schon ausgedorrtes, auf fruchttragendes, auf jungfräuliches Gelände, das seiner harrt.

Und damit bin ich wieder zu den Gedankengängen des Anfanges zurückgekehrt. Eine eingehende Untersuchung der monumentalen Kulturen des europäischen Gesichtskreises wird zeigen, daß väterliche Befruchtung und mütterliche Empfängnis mehr oder weniger deutlich wahrnehmbar stets den beiden Urgefühlen des Raumes entspringen: hier Weitenpaideuma, dort Höhlenpaideuma, aber wechselnd in der Aufgabe als Gebende und Empfangende. Orient und Okzident sind undenkbar einer ohne den anderen, beide phänomenale Urerscheinungen, jede unlösbar von dem Erdenraum, der sie gebar, aber jede fruchtlos, solange die andere nicht ihr zum Samen herangereiftes mechanistisches Paideuma hineinwarf.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

13. Der Lebensraum.

(Die Umwelt.)

(1920.)

An der bemerkenswerten Stelle, an der Spengler auf das gemeinsame Ausgangsland des Kontrapunktes, der Oelmalerei und des gotischen Stiles hinweist, spricht er von „einem letzten Geheimnis alles Menschentums: der Verbundenheit der Seele mit der mütterlichen Erde, aus der alle Mythen sie hervorgehen und zurückkehren lassen". Es erhebt sich also die Frage, inwieweit jedes Raumgefühl seinem Lebensraum entspringt, d. h. inwieweit die paideumatische Umwelt überhaupt zu den verschiedenen Lebensformen des Paideuma in Beziehung steht.

Goethe hat sich über die Bedeutung des Lebensraumes, der paideumatischen Umwelt, mehrfach ausgesprochen. So sagt er: „Daher

kommt es denn auch, daß man der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemütsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß! wer sein Leben lang von hohen, ernsten Eichen umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich erginge. Nur muß man bedenken, daß die Menschen im allgemeinen nicht so sensibler Natur sind als wir andern, und daß sie im ganzen kräftig vor sich hingehen, ohne den äußeren Eindrücken so viel Gewalt einzuräumen. Aber so viel ist gewiß, daß außer dem Angeborenen der Rasse sowohl Boden und Klima als Nahrung und Beschäftigung einwirkt, um den Charakter eines Volkes zu vollenden."

An anderer Stelle sagt er, oben am Rande des Unstruttales stehend und in die weite, schöne Landschaft hinausblickend: „Hier fühlt man sich groß und frei wie die große Natur, die man vor Augen hat, und wie man eigentlich immer sein sollte."

Und an einer dritten Stelle: „Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfertigen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen Möbeln hebt meine Gedanken auf und versetzt mich in einen behaglichen, passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegante Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen."

Goethe hat hier drei verschiedene Gesichtspunkte. Der erste läßt ihn den Einfluß der Landschaft auf die Entwicklung der Völker betonen; der zweite betrifft seine eigene persönliche Seelenbeschaffenheit; der dritte endlich geht von der Frage der Beeinflussung des Schöpfungsvermögens durch den Raum aus. Es handelt sich also einmal um die Bildung und zweitens um den Ausdruck des Paideuma, einmal um die erzieherische Kraft der Formenfülle um das Individuum und zweitens um die Abschließung des Individuums zur Erleichterung schöpferischer Arbeit. In meiner Sprache ausgedrückt: Bedeutung der Umwelt einmal für das Dämonische und zweitens für die Ideale.

„Die frische Luft des freien Feldes ist der

eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes den Menschen dort unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluß ausübte" — sagt abermals Goethe und stellt damit die Einwirkung der Natur den künstlicheren Reizwirkungen der den Menschen von Kindheit an umgebenden Kultur gegenüber. Schon das kleine Kind bringt seine ersten Entdeckungen, etwa die Fähigkeit, einen blinkenden Gegenstand zu sehen und ihn aus dem großen allgemeinen Raum herauszuschälen, zum Ausdruck, indem es danach greift; im Beginn des Sprechens äußert es seine Freude an irgendwelchen auffallenden Dingen durch das bekannte „haben, haben", das ich in den Sprachen sämtlicher Völker Afrikas, soweit ich darauf achtete, vorfand. Fast könnte es so aussehen, als ob der Aneignungstrieb die erste Quelle aller paideumatischen Entwicklung sei. Denn ein Besitzergreifen liegt auch in den ersten Namengebungen. Eine in ihrer Fülle geradezu erschreckende Reihe von Sitten und Gebräuchen, von der primitiven Namenanwendung an durch alle Zauberformeln und Bannversuche hindurch bis zu den hohen Formen wissenschaftlicher Erkenntnis und

philosophischer Weisheit — ja, alles bedeutende Streben scheint wie durch eine gemeinsame Kraft mit jenem ursprünglichen „haben, haben" in einer ununterbrochenen Verbindung zu stehen, die somit alle kulturellen Errungenschaften zuletzt als Ergebnis eines unheimlichen Aneignungstriebes erscheinen lassen könnte. Diese vom Ich auf die Umwelt gerichtete, physikalisch gesprochen zentripetale Form der paideumatischen Entwicklung bezeichne ich als paideumatischen Subjektivismus. Ihr entgegen wirkt eine andere, zentrifugale Lebenstendenz. Es ist allgemein bekannt, daß die ununterbrochene Ausübung eines Berufes den Menschen in bestimmter Weise umbildet. Ich erinnere an den Typus des Schusters, dem der Studentenscherz in tiefer Weisheit den des Schneiders gegenübersetzt. Das heißt aber: das Objekt, ob Umwelt oder Arbeit, übt eine wesentliche Macht aus. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet und in solchem Gedankengang ist es sehr wohl möglich, von der Besitzmacht jedes Objektes und alles Wahrgenommenen

auf das Subjekt zu sprechen. Diese Tendenz bezeichne ich als paideumatischen Objektivismus.

Um diese beiden Grundbegriffe dem Verständnis näherzubringen, sei ein Beispiel angefügt: die Wirkung eines Naturwaldes im Gebirge gegenüber der eines Kulturwaldes in der Ebene.

Im Naturwalde wirken Unebenheiten des Erdbodens, Gestrüpp und Gebüsch, verwildertes Unterholz, Erdrutsche, umgefallene Bäume, abgestorbene Aeste, Artenreichtum der Pflanzen, große Mannigfaltigkeit im Alter der Gewächse auf uns ein und wecken unwillkürlich die Empfindung des Entstehens und Vergehens. Es kommt gewissermaßen der Eindruck des Lichten gegenüber dem Dunklen, des Werdenden gegenüber dem Gewesenen zur Erscheinung. — Auf der anderen Seite der in geraden Reihen aufgezüchtete Kulturwald der Ebene mit seinem sauber gehaltenen, kahlen Boden, seinen gereinigten Kronen, seinen geraden Stämmen, der Gleichaltrigkeit der Gewächse, dem Fehlen jedes morschen oder gar toten Geästes! Eine solche Erscheinung gleicht der Schilderung einer Person, von welcher nur Lobendes ausgesagt

wird, und der wir demzufolge keinerlei Reliefwirkung, keinen Begriff ihres Lebens abzugewinnen vermögen. Eine Wanderung durch den typischen Kiefernwald der Mark Brandenburg hat eine überzeugende Wirkung. Wer die dieser Pseudonatur täglich zuströmenden Menschenmassen der Großstadt beobachtet hat, wird gesehen haben, wie jede knorrige, krumme Kiefer als auffallende Erscheinung alle Beschauer fesselt. Die einen fühlen sich dem Anblick der natürlichen Verschiedenartigkeit verwandt, erleben sie nur gemütsmäßig; die anderen empfinden dagegen die künstliche Regel als Selbstverständlichkeit, und ihre Aufmerksamkeit erwacht erst durch abnorme Eindrücke. Die ersteren e r l e b e n die Tatsachenwelt, die letzteren w i s s e n sie. Bei ersteren wird also die Naturwirkung mehr der Betonung des Du, dem paideumatischen Objektivismus, bei letzteren der Betonung des Ich, dem paideumatischen Subjektivismus zuneigen.

Aehnliche Unterschiede im Verhältnis des Ich zum Lebensraum habe ich bei allen Völkern, primitiven und zivilisierten, wahrgenommen. Die beiden Gegensätze treten allenthalben hervor. Nie habe ich im deutschen Hochlande einen,

wenn nicht von der „Kulturwelt“ dazu angeregten Bauer über die Schönheit seiner Berge und Wälder sprechen hören. Im Kriege sah ich aber solche, die vor Heimweh nach ihren Bergen wie die Kinder weinten. Diese Leute waren und blieben ihrer neuen Umgebung fremd. Ihr Gemütsleben war als Objekt der Besitzmacht der Heimatlandschaft verfallen.

Im Gegensatz hierzu kennt jeder die Städter, welche im Frühjahr die Riviera aufsuchen, im Sommer an die Nordsee reisen, im Winter sich auf den Schneebergen tummeln und überall sogleich Schönheiten verstehen, zergliedern und erklären können. Wie die ersteren Beispiele für die Besitzmacht des Objektes darstellen, so die letzteren für den Aneignungstrieb des wissenden Paideuma. In diesem Sinne hat der Sprachgebrauch längst zwischen dämonischen, genialen, „Natur“-, „Gemüts“menschen und Tatsachen-, Verstandes-, „Gehirn“menschen unterschieden.

Damit wird es ohne weiteres klar, warum Goethe das Sichergehen in der Natur für die Entwicklung des Gemütes forderte und sich für das geistige Arbeiten und Schaffen in einen möglichst schmucklosen Raum zurückzog.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In Afrika ist dieser Gegensatz aber in seiner primitivsten Gestalt noch heute zu beobachten. Jedes Mitglied der kleinen äthiopischen Splitterstämme kennt nur den heimatlichen Boden; wenige nur sind ausnahmsweise irgendwann einmal einige Kilometer darüber hinausgekommen. Jeder einzelne steht also absolut im Banne der umgebenden Natur, was dadurch zum Ausdruck kommt, daß jedem auffallenden Felsblocke, jedem kleinen Gewässer, jedem besonders gewachsenen oder mächtigen Raum, jedem Hügel Opfer dargebracht werden. Diese Völker sind durchaus noch nicht imstande, derartige Bräuche irgendwie kausal zu erklären. Mythen gibt es noch nicht. Aber es ist selbstverständlich, daß, sobald diese Stämme seelisch in das Stadium der Ideale treten würden, sogleich Mythenbildungen emporsprießen müßten. Die Grundlagen sind jedenfalls vorhanden. Die mythologische Vorstellungsweise erscheint also unter dem Einfluß der subjektiven Natur als paideumatischer Objektivismus. Den Vorgang der eigentlichen Mythenbildung würde ich nach dem Beispiel des Kindes, das aus einem Streichholz eine Hexe entstehen läßt, erklären, d. h. die Lebensform des Paideuma muß unmittelbar

vor der Mythenbildung noch durchaus die dämonische sein, daher denn auch das Unlogische, ja oft Sinnwidrige der aufkeimenden Mythen. Erst im Stadium der das jugendliche Leben durchgeistigenden Ideale können demnach die logisch konsequenten Kosmogonien und Kosmologien entstehen, nicht aber, wie oft irrtümlich geschlossen wurde, umgekehrt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

14. Dimension und Intensität.

(1925.)

Von erfahrenen Forstleuten empfange ich folgende Angaben: 1. Ob man bei der Neuanpflanzung eines Waldes die Bäume weit oder dicht setzt, bleibt sich für das natürliche, unbeeinflußte Wachstum durchaus gleich. Im ersten Falle dehnen die Pflanzen sich mehr nach der Höhe aus, im zweiten mehr nach der Breite. Der Gewinn an Wachstum ändert sich nicht. 2. Einer weiteren Angabe nach soll ein gewisses Normalverhältnis zwischen der Ernährungsmöglichkeit des Bodens und des in ihm wachsenden Baumbestandes bestehen, aber so, daß, je leichter das Holz ist, desto größer der Inhalt der Pflanze, je schwerer es ist, desto kleiner. Pflanzen mit großer Ausdehnung wie Holunder oder Pappeln wachsen schnell und ihr Holz zeigt ein niedriges spezifisches Gewicht; wogegen langsam wachsende Pflanzen wie Nußbaum und Eiche bei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

langsam vorschreitendem Wachstum ein Holz von hohem spezifischen Gewicht besitzen, so daß also auch nach dieser Richtung betrachtet das Ergebnis das gleiche bleibt.

Dagegen ist die Entfaltungsfähigkeit der Pflanzen im Laufe des Lebens eine recht verschiedene. In der ersten Jugend wachsen Bäume verhältnismäßig stark, nehmen dann eine gewisse Mehrung des Holzes und des Laubwerkes an und beginnen dann endlich zu stagnieren und noch weiter: von innen heraus an Gewicht einzubüßen. —

Zieht man aus diesen Erscheinungen die Folgerung, so ergibt sich, daß für die Erhaltung des pflanzlichen Lebens das Phänomen der eigenen Entfaltungs- und Lebensfähigkeit und der Ablauf, bzw. die Kurve desselben entscheidend sind im einzelnen, nicht aber im Gesamten. Die Einzelpflanze macht Phasen der Fähigkeit durch, die natürliche Umwelt gibt von sich aus aber immer das gleiche. Das Abweichende liegt also in den Kurven des Einzellebens — wie ja auch körperliches wie seelisches Leben der einzelnen Menschen von diesen abhängig ist. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die beiden Beobachtungen der erfahrenen Forstleute über die Holzbildung geben aber Veranlassung dazu, die Verteilung der geistigen Kräfte in einem Volke entsprechend der ihm immanenten Kultur je nach dem Stadium in der Lebenskurve ins Auge zu fassen.

Wenn wir z. B. die paideumatische Wucht in irgend einem Volk betrachten, so gewinnen wir das Gefühl einer gewissen Konstante. In dem Stadium, das ich als Barbarei (siehe unter Kapitel 21) bezeichne, ist die Genialität des Paideuma über alle Träger des Volkssinnes verteilt, und in diesem Sinne herrscht eine ungeheure Einheitlichkeit des Stiles. Wenn man Dichtung und Kunstgewerbe dieser Perioden ins Auge faßt, tritt eine ungeheure Einheit bei noch so ungeheurer Variabilität im Formwesen zutage. Jeder Schritt der Lebensführung des einzelnen entspricht dem der andern. Tracht und Sitte sind dem Wandel unterworfen; diese Umschaltung läßt aber nie einzelne Persönlichkeiten als hervorragend, anregend, tonangebend hervortreten. Die paideumatische Genialität ist in ihrer Fähigkeit, Stil zu bilden, erstaunlich. Ich verweise auf Beispiele wie Kreta und Neuguinea.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die zweite Periode der Kulturen zeigt demgegenüber die Genialität des Paideuma konzentriert in einzelnen Persönlichkeiten. Die Einheit des Stiles verfließt unter der Uebermacht „führender" Typen. Die Kraft, die vordem der Erhaltung der Harmonie des Stiles galt, entfaltet sich in jenen wenigen, und dadurch spaltet sich nach unten eine Masse ab, die, als Gesamtheit von den Ansprüchen der Entelechie befreit, immer mehr zu einer nach unten verdämmernden Gefolgschaft wird — zum Echo.

In der dritten Stufe, der Mechanei, endlich werden die schöpferischen Leistungen des einzelnen handlich geformt und schulgerecht der Gesamtheit vermittelt. Die Gesamtheit nimmt auf dem Wege des Intellekts die von den Persönlichkeiten intuitiv, d. h. paideumatisch gewonnenen Stil- und Zielgebungen hin, und so wird das, was im zweiten Stadium Einzelblüte war, im dritten Allgemeingut, die Blüte zur Kernfrucht.

Die Dimensionen und das spezifische Gewicht des Paideuma machen als solche in diesem Verlaufe keine Verschiebung durch. Das, was in der ersten Periode die Gesamtheit als organische Einheit leistet an Stilformung, Stilerhaltung und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stilwandlung — das gleiche Aufgebot paideumatischer Kräfte beansprucht die zweite in der Wirkung durch einzelne Persönlichkeiten —, das gleiche die dritte im Resorbieren und in der Fruchtbildung nach der Blütezeit.

Ohne Schwierigkeit können wir im Paideuma der Völker auch Pappelholz und Ebenholz erkennen, dessen eines mehr umfangreich bei schwachem spezifischen Gewicht und dessen anderes ein hohes spezifisches Gewicht bei geringem Umfang aufweist.

Wäre aber nunmehr zu erwägen, was im Sinne des Paideuma speziell unter Dimension und spezifischem Gewicht zu verstehen sei. Das soll erst am Paideuma des Individuums gezeigt werden.

Jeder reifere Mensch ist sehr wohl imstande, seinem jeweiligen Lebensgefühl entsprechend und dem unwillkürlichen Bedürfnis folgend, seine Kenntnisse wie seine Denkweise dem Stoff gemäß entweder auszudehnen, und dadurch zu erweitern, oder aber zu verdichten, und damit zu vertiefen. Die Ausdehnung bezeichne ich als Dimension, die Verdichtung als Intensität oder spezifisches Gewicht. In späteren Kulturen, wie

in der unsrigen, läßt sich sehr leicht ein Typus von Menschen erkennen, deren Paideuma vorzüglich als Ausdehnung und in Dimensionen sich ergeht, während das Paideuma anderer naturnotwendig zur Vertiefung und Intensität drängt. Als Karikaturen sind so gemeiniglich die ersteren Alleswisser, Hans Dampf in allen Gassen, politische Bierbankler, Spekulanten, Snobs, Zitatenjongleure, Bildungsprotzen, Kurpfuscher und Globetrotter, die anderen vereinsamte Menschen, Spezialgelehrte, Geldramscher, politische Fanatiker, Sammelnarren und Sportgierige. In jeder Schicht und in jedem Berufe kann man beide Sorten erkennen, und beide zeichnen sich aus durch einen ausgesprochenen Haß nicht nur gegen das Vice versa in eigener Zugehörigkeit, sondern auch gegen jene in dieser Periode Seltenen, die zur Harmonie zwischen Dimension und Intensität geboren sind.

Zwischen Dimension und Intensität des Paideuma besteht ein bestimmtes Verhältnis, das im Idealzustand eine Harmonie bedeutet, die aber im Individuum wacher und vorgeschrittener Kulturen selten zum Ausdruck kommt. Aus dem einfachen Grunde, weil beide im Wachsen nicht

gleichzeitig gewinnen, sondern abwechselnd. Es ist das gleiche wie in der vegetativen Umwelt, in der wir für den Winter Neigung zur Intensität, für den Sommer Tendenz zur Dimension als Ausdruck des Lebens erkennen. Ja, dieser Wechsel ist hier so bedeutungsvoll, daß ohne diesen rhythmischen Gang Leben überhaupt nicht vorstellbar ist. Das Wichtigste aber ist, daß wir außerstande sind zu sagen, welchen von beiden Zuständen wir als den vorhergehenden, welchen als den nachfolgenden zu bezeichnen haben, da wir die Linie des Lebens über jedes Individuum hinaus in ein vorhergehendes Samenkorn zurückführen können, so daß alles organisch Lebende gleicher Art ohne Rücksicht auf einzelne Exemplare als eine ununterbrochene und dem Rhythmus unterworfene Einheit erscheint.

Der Sinn des Wachsens und Lebens der Pflanze tritt auch im Menschen zutage — physisch wie paideumatisch. Der physische Rhythmus ist durch Wachsen und Schlafen gegeben, wobei mit dem einen Gewinn an Dimension, dem andern verdichtende Intensität Hand in Hand geht. Paideumatisch aber läßt sich in jedem Kinde und jungen Menschen ein Wechsel

nachweisen. Zu einer Zeit hat er ein Bedürfnis, Unbekanntes aufzunehmen, Kenntnisse zu erweitern, Verkehr zu pflegen, neue Probleme zu stellen, Neuland zu erwandern — zu einer anderen aber die Tendenz, das Bekannte zu durchdringen, Kenntnisse zu vertiefen, die Gesellschaft zu meiden, Probleme zu beantworten und Altland zu meliorisieren. Ich habe solchen Wandel durch den Rhythmus von Dimension und Intensität nicht nur an allen paideumatisch vitalen Menschen wahrgenommen, sondern habe auch bei mir selber nicht die Möglichkeit gefunden, seine Notwendigkeit aufzuheben. Den Zeiten der Forschungsreisen mußte ich zwangsgemäß immer wieder Zeiten des Studiums am Schreibtisch folgen lassen, und in beiden Perioden war, wenn der Scheitelpunkt der Hitze überschritten war, immer ein allmähliches Abflauen der Glut im Verlaufe unüberwindlich.

Erst mit dem Alter nachlassender Vitalität wird der Rhythmus schwächer und unmerklicher, um zuletzt im Vergreisen zu verschwinden.

Es besteht für den vitalen Menschen also keine Möglichkeit, eine Harmonie anders zu erreichen, als daß der Wechsel des Rhythmus

ein regelmäßiger sei; jene aber, die der Ueberspannung des einen oder des anderen verfallen, neigen dazu, den Rhythmus einzubüßen, d. h. sie büßen die paideumatische Vitalität ein, wenn sie auch als Zerrfiguren des Lebens — sei es als Alleswisser, sei es als Nur-Spezialisten — eine große Rolle spielen. Zwischen denen, die im einseitig betonten Rhythmus versiechten, und denen, die die Harmonie gewannen, gibt es nun eine Unzahl von Menschen, die Zwischenstufen erreichten und bei denen entweder die Dimension die Intensität oder die Intensität die Dimension verdrängt.

Kehren wir mit diesem Ergebnis nunmehr zu den Absätzen zurück, in denen ich von der gewissen Konstante sprach, die als Summe der Vitalität allen Stufen der Kultur auf einem Boden eigen ist. Das Bild der Entfaltung und der Beziehung von Dimension und Intensität ist das einer vorgeschrittenen Periode. Die Genialität des Paideuma äußert sich in der Ausbildung weniger Individuen zur Harmonie zwischen Dimension und Intensität. Die Masse der unharmonisch Veranlagten ergänzt sich. Das Minus hier entspricht dem Plus dort, während in vor-

hergehenden jüngeren Typen der Kultur die Stilbildung eine viel größere Summe von Harmonischem voraussetzt, in denen aber der Rhythmus zarter und fast unmerklich verläuft. Im letzten Stadium der samenauswerfenden Kulturen dagegen wird die Differenz zwischen wenigen leitenden Geistern und immer größeren Massen, denen der Rhythmus fehlt, immer größer, in den leitenden Geistern aber unter Ausbildung des Intellektes die Notwendigkeit, durch Reize die Rhythmenbildung zu beschleunigen und immer schärfer zu skandieren, bis zur Ekstase gesteigert.

Die Konstante der paideumatischen Genialität liegt aber darin, daß die Summe der im Anfang gleichmäßig verteilten Harmonie die gleiche sein wird wie die der im Endstadium nur in wenigen und übermäßig Entwickelten. — Von solchen Gesichtspunkten aus aber verstehen wir die Erscheinung der Wald- und Pflanzenentfaltung, wie sie Forstleute beobachtet haben, als Homologie zu den Wirklichkeiten und Tatsachen des Paideuma.

Die Genialität des Paideuma in einem bestimmten Raum und einer geographisch begrenzten Umwelt ist konstant.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

15. Der Wechsel der Umwelt.

(1925.)

Georg Schweinfurth berichtet von folgender Tatsache: Die einheimische Rinderrasse (Aegyptens) ist infolge von Seuchen manchmal im Laufe eines Jahrhunderts wiederholt gänzlich aus dem Lande verschwunden und wurde durch Zuzug der verschiedensten Rassen von Norden, Osten und Süden von neuem ersetzt; trotzdem erscheint sie nach Verlauf weniger Generationen bereits wieder ausgestattet mit den charakteristischen Merkmalen der ägyptischen Rasse, so daß sie in ihrem überwiegenden Teil heute noch genau den Abbildungen des alten Reiches entspricht. Schweinfurth führt das auf als besonders charakteristischen Beleg für die umgestaltende Kraft der ägyptischen Landschaft.

Jedem hegenden Jäger ist diese Eigentümlichkeit bekannt. Man kann die Böcke des Rehwildes

eines jeden Fluß-, ja oft Bachtales an der charakteristischen Gestängebildung erkennen. Bezieht man nun Nachwuchs aus einem entfernten Gebiet, so werden die neu eingesiedelten Böcke nach kurzer Zeit und ohne Paarung mit etwaigem Altbestand genau den gleichen Typus der Gehörnbildung aufweisen wie die von früher her bekannte alteinheimische Art — also auch wenn diese vor der Neueinführung vollständig erlosch. Dieses aber ist weiter nichts als eine spezielle Variante der allgemeinen Erscheinung des Pflanzenreiches. Alle Löwenzahnpflanzen, mit Samen aus dem Tiefland gewonnen, nehmen auf ein- bis zweitausend Meter Höhe einen absolut gleichen Typus an, der von dem der Tiefe sich wesentlich unterscheidet.

In physischer Hinsicht schließt sich der Mensch in bezug auf die Umstellung seiner Typenbildung schon nach wenigen Generationen durchaus dem räumlichen Anpassungsvermögen der Tierwelt an.

Ich konnte große Mengen von Engländern gruppenweise nach Landschaften gesondert sehen. Die australischen Engländer waren lang, dünn und schlaksig wie die Känguruhs — oder auch eingeborene Neuholländer; neuseeländische stark,

breit, formvollendet wie die alteingeborenen Maori; südafrikanische plump, schwer wie Kaffernstämme und Buren. Die Amerikaner selbst haben den hübschen Versuch gemacht, eine Reihe von Köpfen echter Yankees (d. h. alteingesessener) auf eine Platte übereinander zu photographieren und erhielten als Durchschnitt dann den Typus eines Indianers.

Die Umwelt formt, bzw. variiert das physische Gebilde.

Um zu erkennen, wie der Wechsel der Umwelt auf das Paideuma wirkt, müssen wir uns in die großen Linien des Werdens der Hochkulturen versenken und uns vergegenwärtigen, was als erstes wesentliches Ergebnis dieser Forschung zu verzeichnen ist.

Wir wissen heute, daß das Paideuma der Hochkulturen gewandert ist, also ebenfalls die Umwelt gewechselt hat. Es ging das in unserer Kulturperiode als eine Verschiebung von Osten nach Westen vor sich. Erst entfaltete sich anscheinend die Hochkultur in den südlichen asiatischen Randländern des Pazifischen und Indischen Ozeans, dann glitt sie nach Westasien hinüber; von hier aus gewann sie im östlichen Mittelmeer Raum,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verschob sich nach Italien, dann Frankreich, dann England. Mit jedem Raumwechsel zeigte die Kultur ein neues Gesicht, eine neue Entfaltung. Wenn sich nur der äußere Habitus, der Stil geändert hätte, so wäre das gleichbedeutend mit dem Wechsel der Form in den Tatsachen der natürlichen Umwelt. Aber nicht nur der Stil variierte.

Dem Wechsel der Umwelt entsprach vielmehr auch ein Wechsel in der Tektonik des Seins. Im Pazifischen Ozean hat die Kultur Sinn und Wesen der hohen Mythologie, in Westasien gewinnt sie den Ausdruck der Religion, im östlichen Mittelmeer kulminiert sie in der freien Kunst (zu der auch die griechische Philosophie zu rechnen ist), in Rom drückt sie sich aus durch Bildung der Idee des imperialistischen Staates, in Frankreich durch Sozialgliederung, in England durch die Psychologie der Weltwirtschaft. Betrachten wir das Ganze losgelöst von Zeit und Raum, so sehen wir uns vor einem gewaltigen Baum stehen, in dessen Bau heute alle zeitlich durchlaufenen und räumlich verschiedenen Schicksale, Eigenarten und Elemente enthalten sind. Wir Heutigen leben in dieser Einheit, ohne zu spüren,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wie sie erstand. Untersuchen wir aber dies Gebilde, so erkennen wir große Phänomene, die nur aus dem Wechsel der Umwelt verständlich werden.

An den Ufern des Pazifisch-Indischen Ozeans war die Kultur eine litorale, d. h. sie bedeutete den Menschen, die sie durchlebten, ein Lebensgefühl, das von dem ganzen Zauber eines mythologischen Kosmos, bestehend aus einem unbekannten Meer, einem unerreichbaren Himmel und einer dazwischen gelagerten Erdscholle, der Heimat des Menschen, gebildet war. Alles das verbunden durch den Wandel der Sonne am Tage, durch die Lichterwelt der Nacht. Das Verbindende bietet das Erklärende. Der Wandel der Sonne ist das große Geschehen, welches das Bewußtsein zum Kosmos erweckt; aber in hundert und tausend Aeußerungen, vom Aufgang bis zum Untergang, durch Lichtspiel und Farbenpracht, im Gewölk, im Wogenkampf und Wellenspiel, im Spiegelbild des Meeres, tausend Intuitionen spendend, tausend Fabelbilder erweckend. Alles spontan, isoliert, eigengestaltig. Alles spontan mit der einen Idee des Sonnenschicksals im Hintergrund. Daher üppig, und weil isoliert, sporadisch und ohne Zusammenhang mit

anderen Bildungen, so daß Widersprüche, Gegensätze, Unstimmigkeiten erwachsen. Nicht geschlossen als System — und nur zusammengehörig, weil im Untergrunde die eine Idee des Mythos wie ein mütterlicher Vulkan das alles aus einem Schoße herausgeschleudert hat.

Und dieses unendlich ausgedehnte, kosmisch dimensionale Paideuma mit seiner Naturkraft und in seiner Widerspruchsfülle gehört in die Umwelt, die vom Küstengestade zum Inland, in das „Brückengebiet" zwischen Indischem Ozean und Mittelländischem Meer reicht. Jetzt wird ihm eine kontinentale Umwelt. Das Meer, das bewegliche, ewig die Lebensform ändernde Element, schaltet aus. An die Stelle der in das unbegrenzt Fließende gebetteten Scholle tritt das weite Land, die Landmasse, über der mit hartkantigem Horizont ein Himmel fest aufliegt. An die Stelle des flüchtigen Schiffes tritt die beschwerliche und ermüdende Eigenbewegung, ein Sichhinschleppen als Ersatz für ein hurtiges Eilen vor frischem Wind über gleitende Wellen. Und nicht hinüber zu irgendwelchen zauberhaften Inseln, nicht mehr abhängig vom Wesen des Windes —, nein, immer über Erde und

Land, durch bekannte Länder, soweit das Interesse reicht. Die Dreiheit: Himmel, Meer, Scholle wird unter dem Einfluß dieses Kosmos zu der Dreiheit: Himmel, Land, Mensch. Der Mensch tritt auf als ein sich selbst interessierendes und wichtiges Moment. Denn: dort drüben gedieh Gartenbau und jedes Unternehmen zur Nahrungsgewinnung nebenbei, im stillen, unbemerkt. Hier wird es zum harten Zwange. „Im Schweiße sollst du dein tägliches Brot erarbeiten." Arbeit statt Schaffen. Enge statt Weite. Alles drängt sich zusammen. Die flatternden Fabelgebilde werden zu gebundenen Gedanken, Symbole zu Allegorien, Mystisches zu Magischem. Was vordem an jugendlichen, aus jubelnder Intuition geborenen Ahnungen ohne Acht auf Widerspruch unbeschränkt Luft und Meer durchstreifte, das nimmt jetzt gedankliche und sichtbare Form an und wird mit Flügeln ausgestattet. Aus der Umwelt taucht der grimmige Löwe auf und wird mit Flügeln ausgestattet, um den leichtbeschwingten Meeresdrachen zu vertreten. Eng eingepfercht drängen und häufen sich die vom Gefühl der Enge zusammengepreßten und in das Sinnliche eingezwängten Vorstellungen. Wider-

sprüche stoßen auf Widersprüche und zwingen zu Lösungen, die nun das Geschick des Menschen allegorisch zur Ausstattung seiner Umgebung machen. Der Weg des Menschen auf dem Meere verlischt; auf dem Lande lassen seine Tritte Spuren zurück, die als ernste Momente im Gedächtnis haften. Das aus überreichem Besitz der Litoralzeit Ueberkommene wird zum sorgsam behüteten, sich nicht mehr vervielfältigenden Schatz. Durch Gesetz und Schrift wird aus dem Lebendigen, Blutwarmen totes Gebein und dürre Mumienpracht, Vorgeschriebenes aus Lebensnatürlichem; alles in allem eine von ängstlich behüteten Deutungen vollgepfropfte Formwelt. Alles das aber mehr und mehr gruppiert um das Geschick des Menschen selbst, der unter der Last des kontinentalen Paideuma in der Begrenzung seine Rettung sucht und sie dann findet, indem er dem neugewordenen Not-ich „d e n“ Gott gegenüberstellt und so Objekt der Religion wird. — Das duftige und flüssige, weitdimensionale Paideuma der pazifischen Litoralperiode ist zum dumpfen, ernstnachdenklichen, formverknöcherten, sinnüberfüllten kontinentalen Paideuma der Brückenperiode geworden.

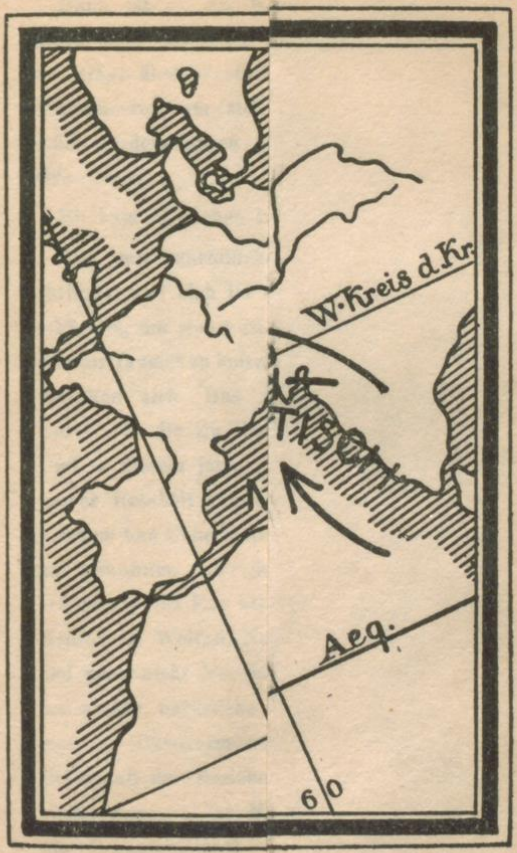
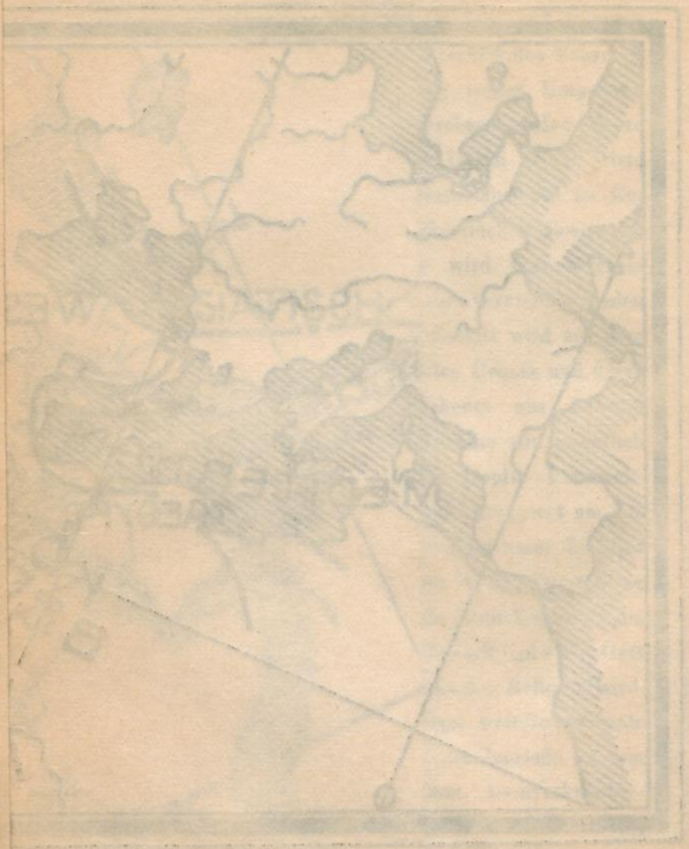

W. Kreis d. Kr
Aeq.
60

Abb. 1.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dann ist es, als wälze sich das Paideuma unter einer schweren Gewitterschwüle mühsam und träge über Westasien hin bis zur Küste des Mittelmeeres, um sich hier noch schlaff und müde niederzulassen und zu ruhen — bis zur Griechenzeit.

Bis zum Erwachen in einem neuen Meer.

Um mit unendlicher Kraft dann aufzuspringen und sich im jugendlichen Frohsinn zu schütteln, um sich vom Alpdruck eines schweren Vampirtraumes zu befreien. Kraftvolle Schwingen entfalten sich. Das Auge blickt wieder vom Gestade in die Zweiheit von Himmel und Meer. Und in diesem jungen Aufblühen taucht das in naiver Reinheit empor, was an übermäßig Beladenem und Ueberlastetem, kontinentalem Kerngut gewonnen war: der Mensch selber, Selbsterkenntnis des Ego als natürliche Intuition; der Mensch im Weltall. Nun nicht mehr Nur-Objekt und noch nicht Nur-Subjekt; nein: der Mensch, der nackte, natürliche Mensch als Teil des Kosmos, als Mikrokosmos im Makrokosmos. Aus dem Uebermaß der Beziehungen, Bekleidungen, Verkleidungen, — der Mensch, bewußt, er selbst als Schönheitsideal aufwachsend aus einem

Mutterleib mit allen seinen Eigenarten, seinem Schicksal, seiner Natur. Die kontinentale Kultur brachte ihn im Zwange der Not aus dem Chaos der Bedrängnisse hervor und belud ihn mit allen Imponderabilien der Angst, mit Tracht und Moral, mit dem Widerspiel magischer Kräfte und dem Monotheismus (denn die Selbstentdeckung der Einheit des Menschen mußte sich in der göttlichen Einheit widerspiegeln) als Gegenpart. In der jungfrisch naiven Kultur des östlichen Mittelmeeres stieg im Gesichtsfeld der Küste zwischen Himmel und Welle dieses auf dem Festland gezeugte, aber mit kontinentalem Ballast überfüllte Lebensgefühl und Selbstgefühl des Menschen befreit empor. So ward es nun mit allem. Die kontinentaler Intensität eigene Ueberhäufung an Formdeutung und Sinneserklärungen, an gedrängter dogmatischer Erbschaft und grüblerischer Gebundenheit war in der Höhle westasiatischen Paideumas aufgestapelt und stieg hier im Lichte des Aegäischen Meeres, entäußert des Uebermaßes, befreit von der Belastung der Deutungen, herausgerissen aus dem Chaos orgiastischer Magie, in naiver, lebendiger Schönheit empor. (Die moderne, blasierte,

senile, abgeschmackte Abneigung des in Uebersättigung maulfad gewordenen Snobismus gegen diese „Schönheit“ kümmert mich nicht!) Jung, naiv und rein! Rein und naiv in tektonischer Harmonie. Ob Kapitell der Säule, ob Mäander, ob Perlstab, — ob Tympanon, Metope und Triglyphe kosmische Sinnbindung bergen —, was kümmert es die junge Freude! Alles lebt, weil es ist. Belastende und dogmatische Deutung fällt — fällt wie die Frontallinie der Plastik, wie das Uebermaß aller durch Häufung der Tradition übermäßig gestapelten Kleidung. Wie nach langem, schwerem Traumschlaf in kontinentalem Raum steigt Helios-Apollo empor, jung, reich, Dimensionen fordernd und spendend, nun aber nicht mehr wie einstmals im Pazifisch-Indischen Ozean ein kosmisches Schemen, sondern Prototyp des auf dem Uebergang gewonnenen Menschheitsgefühles. — Das Paideuma des Abendlandes entsteht als Nachwelt des alten Orientes im ägäischen Raum. Im Rhythmus des Ganzen ist die Entelechie der Dimension des Pazifischen Ozeans, die beim Uebertritt in das kontinentale Westasien von der Entelechie der Intensität abgelöst wurde, im Mittelländischen Meer zurückgewonnen.

Das also bedeutet Wechsel der Umwelt für das Paideuma. Und stellen wir die Wirkungen des Wechsels auf das Paideuma des Menschen den Wirkungen des Wechsels auf das Paideuma der Tier- und Pflanzenwelt gegenüber, so gewahren wir eine beachtenswerte Steigerung. Die Pflanze hat heute unter natürlichen Verhältnissen geringe Fähigkeit zur Variabilität. Nicht in jedem Tal gewinnt sie abweichende Gestalt. Nur große Differenzen wie ganz verschiedene terrestrische und klimatische Verhältnisse bedingen Spielformen. Die sie bedingenden Kräfte können wir erkennen. Aber die bald weniger scharf, bald deutlicher hervortretende Variation der Gehörne, der Fellfärbung, des Knochenbaues der Tiere können wir schon nicht mehr mit gleichen Erklärungen deuten. Hier schiebt sich unwillkürlich das alte, schlechte Verlegenheitswort „Naturlaune" ein; eine Laune, die aber durchaus hartnäckig ist. Die Umbildung des Paideuma aber, das unter gewissen Bedingungen des Wechsels der Umwelt Steigerungen erlebt, ist weder chemisch, noch physisch, noch meteorologisch verständlich zu machen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

16. Der Ausdruck der Umwelt.

(1923.)

Wenn man an der Hand einer Karte der alten Welt die Verteilung der jährlichen Regenmengen einerseits, dann die Sprachen andererseits prüft und den Vergleich durchführt, so müssen vor allem die Gliederung der „nördlichen Wüstenzone" einerseits, dann die Rassenbildungen andererseits in die Augen fallen. Die regenarmen Gebiete sind von Osten nach Westen: die Wüste Gobi, die Wüste Takla Makan, die Persische Wüste, die Wüste Innerarabiens, die Wüste Sahara. Dieser Wüsten- und Steppengürtel trennt die „nordischen" Kulturen, die Kulturen der gemäßigten Zone, von denen der subtropischen und tropischen Zone.

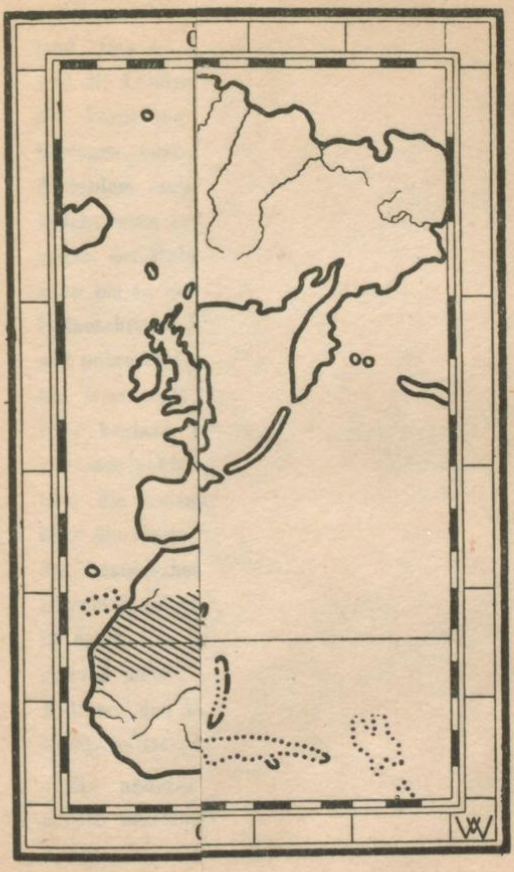
Aber noch mehr. Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die oben gegebene Karte der Kulturverschiebung aus dem Indisch-Pazifischen

Ozean, so gewahren wir, daß der Uebergang über das Brückengebiet Westasien nicht nur die „Kontinentalisierung" der Kultur zur Folge hatte, sondern auch eine Verschiebung aus der südlichen, subtropisch-tropischen Kulturzone in die des gemäßigten Klimas bedeutete.

Noch wesentlicher aber ist folgende Beobachtung (vergl. L. F. „Geographische Kulturkunde" Leipzig 1904 S. 671 ff.): jedes der soeben aufgezählten regenarmen Gebiete ist von einem eigenen Sprachstamm bewohnt; nämlich es bergen die Wüste Gobi Mongolen, die Wüstensteppe Takla Makan Ural-Altaier (Türkstämme), die Persische Wüste Indogermanen, die Arabische Wüste Semiten, die Sahara Hamiten.

Jede dieser Sprachgruppen hat nun aber nicht nur ein Wüstengebiet inne, sondern eine jede hat auch ein eigenes Kulturgebiet entweder einstmals besessen oder aber heute noch inne, nämlich die mongolische Familie China und Hinterindien, die ural-altaische (einstmals und „ursprünglich") Mesopotamien und Westasien, die indogermanische sowohl Nordindien als Europa, die semitische Westasien und die hamitische Aegypten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



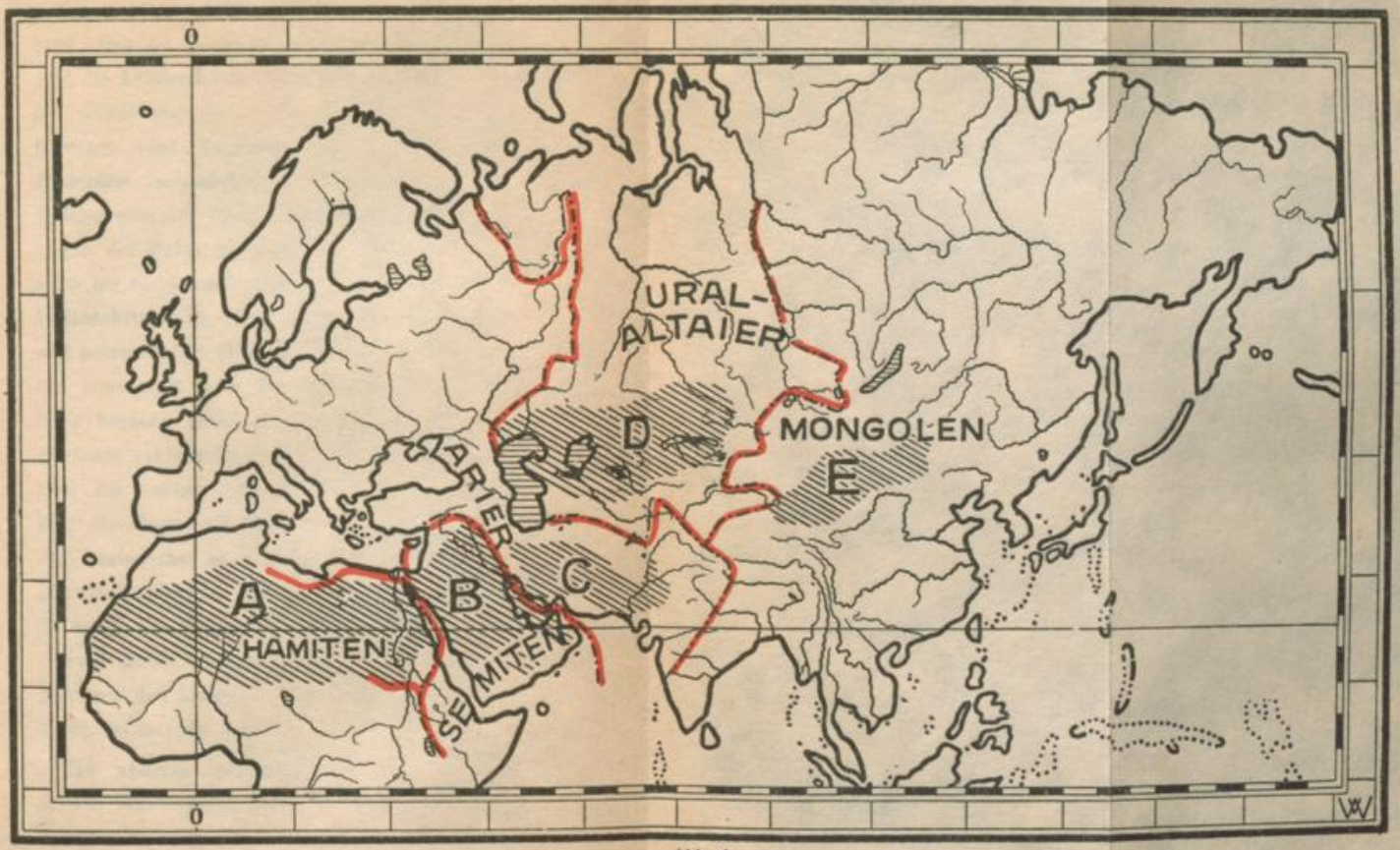
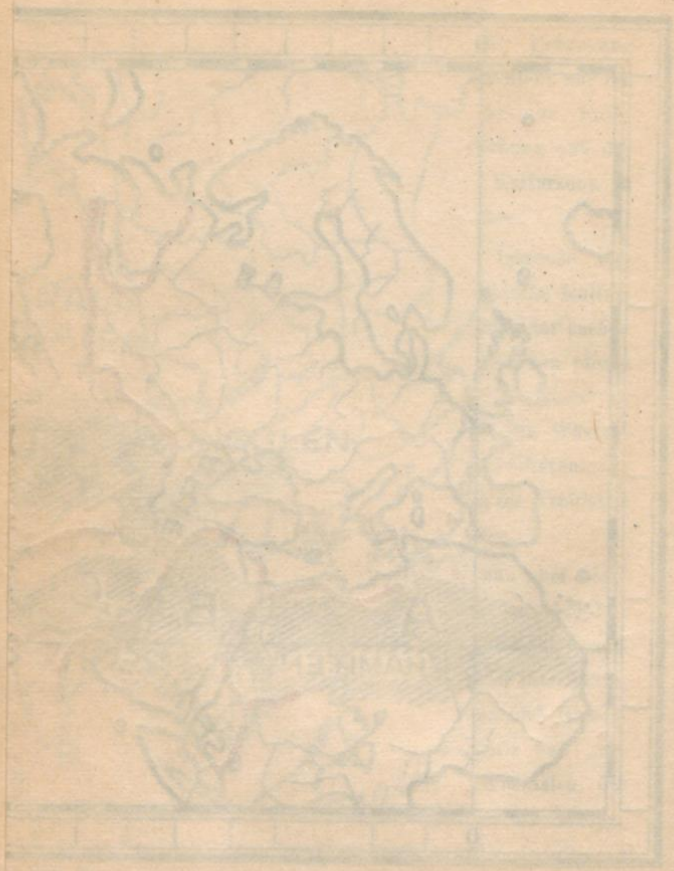


Abb. 2.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Also gehört zu jedem Wüstengebiet ein Kulturland. Das ist leicht zu erklären. Die Wüsten sind die Landschaften der physischen Zucht und der Förderung der Willensstärke. Aeußerstes Ertragen oder Zugrundegehen heißt es hier. Außerdem sehnsüchtiges Schielen nach den Reichtümern der Tiefe, dem Wohlleben, dem Behagen, der Ruhe. Wenn die Weichheit da unten dann bis zu einem bestimmten Schwächezustand fortgeschritten ist, dann steigen die wetterfesten und notgestählten Wüstensöhne herab und treten die Herrschaft über die Weichlinge an. Sehr früh beginnt dann ein Tausch. Die Unterworfenen nehmen die Sprache des Siegers, dieser aber die Kultur der Altansassen an. Da nun aber die Kultur all dieser Orte noch zu Zeiten des Austausches an Tiefland, Küste oder Stromunterlauf gebunden war, also an Landschaften, in denen das Wasser seinen höchsten Einfluß geltend macht, so drückt der Wettkampf dieser Kulturen den Ausgleich zwischen den extremsten Landschaftstypen aus.

Ein anderes kulturgeographisches Bild ist ebenso bezeichnend: das eurasiatische Binnenbecken zwischen Westeuropa und Ostasien,

zwischen den Polarländern und den südlichen Gebirgsstöcken. Eine riesenhafte, schwach gegliederte Fläche ohne Zutritt zum Meer. Das ist die Heimat des phlegmatischen Nomadismus und kultureller Explosionen. Ein Gebiet, in welches die Gedanken der Hochkulturen nur langsam eindringen, um dann aber den Zündstoff gewaltiger, den ganzen Raum ausfüllender Explosionen abzugeben. Denn in dem Phänomen von Dimension und Intensität liegt ein Wechsel zwischen Ruhe und Bewegung begründet, der mehr oder weniger rhythmisch Umschaltung und Wechsel fordert. Je regelmäßiger der Ausgleich erfolgt, desto geringer sind die Schwankungen. Die afrikanischen Bauernvölker haben ihre regelmäßigen Mondscheintänze, die Spanier ihre Stierkämpfe, andere Völker vorgeschriebene Festzeiten bis zur Feingliederung der Woche in Arbeitstage und Sonntage. Immer regelmäßiger und zierlicher ist im Wandel der Kulturverschiebung die Gliederung geworden.

Aber das eurasiatische Becken mit seinem Nomadismus und seinem Phlegma, in seiner Riesenhaftigkeit ist einem andern Ausmaß unterworfen. Das Getriebe wirft hier längere Wellen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Anregungen, die in Steppengebiete solcher Ausdehnung im Augenblick der Prädisposition fallen (d. h. ins Ende langfristiger Ruheperioden), lösen ungeheure Folgen aus. In Afrika, wo ähnliche Steppenverhältnisse vorliegen, genügte die Ankunft von 300 Portugiesen mit Feuerbüchsen in Abessinien, um eine Völkerwanderung einzuleiten, die sich vom Nil bis zum Senegal einerseits, andererseits bis zum Kap der Guten Hoffnung fortpflanzte. In den noch größeren und noch typischeren Gefilden Eurasiens folgen in solchen Augenblicken aber Einsätze von Riesenstürmen, — einst der als Folge des Einfalls der Hunnen, dann der der Mongolen, heute der des Bolschewismus. Die Riesenhaftigkeit des Raumes bedingte das Ausmaß.

Also wie im fruchtbaren Küsten- und Stromland die Pflanze Paideuma Farbenpracht, Ideenreichtum, Gestaltungsfreudigkeit und Stil aus der Umwelt herausgreift, — wie sie im Wüstenland aus der Umwelt die Herbheit und Stärke gewinnt, — wie sie in der Einsamkeit der Insel einschrumpft und wie sie aus der riesenhaften Dimension der Steppenbecken langwelligen Rhythmus, Ausdehnung, Expansionskraft und

Fähigkeit zur Wogenbildung empfängt, so ergänzt sich das Paideuma in allem und jedem aus seiner Umwelt.

Die Außenwelt bietet den Reiz. Das Paideuma aber hat die Fähigkeit, auf diesen Reiz zu reagieren. Das aber heißt: die Umwelt formt das Paideuma. Das Paideuma ist wohl mit dem Phänomen des Entfaltungsdrangs versehen, die Planmäßigkeit desselben aber muß aus der Umwelt fließen. Die Umwelt ist für das Paideuma nicht nur Merkwelt. Das Paideuma ist Ausdruck der Umwelt, ist durch den Menschen hindurch Gestalt gewordene Uebersinnlichkeit der Umwelt.

Diese Sätze bringen mich in einen Gegensatz zu der alten Anschauung, daß es der Mensch sei, der willens- und fähigkeitsmäßig die Kultur schaffe. Auf die Begrenzung des frei und willensmäßig schöpferischen Menschen des näheren an dieser Stelle einzugehen, macht der Drang unserer Zeit notwendig. Denn durch alle Länder ertönt heute der Schrei nach dem großen Führer. Die meisten Völker fühlen einen Mangel an bedeutenden Männern, die imstande sein

sollen, die mutwillig zerbrochene Maschine der Weltwirtschaft wieder in Gang zu bringen. Denn das setzen alle voraus: mutwillig zerbrochen, und meinen, „der andere“ habe das getan (Kriegsschuld); und dazu hinterher: „es mangle der Wille zur Wiederherstellung“.

Also vom „Willen“ wird das Schicksal der Kulturwelt abhängig geglaubt, im allgemeinen wie im einzelnen, im großen wie im kleinen. Es ist hieraus zu ersehen, daß gerade die Erfahrung des letzten Jahrzehntes den meisten Menschen nicht zum Erlebnis wurde; man gewahrt hier die Armut westeuropäischen Denkens, das infolge senil gewordener Moralschnüffelei, verblödeter Rassensucht und mechanisch verbrauchter Gemütsintuition den anschwellenden Dimensionen des Weltgeschehens nicht mehr folgen kann; der Grund hierzu ist der, daß die ältere Kultur zwei Generationen hindurch dem Zuchtwillen des mechanisch-materialistischen Ausdehnungswillens unterworfen war und dadurch lebensdünn wurde.

Und was lehrt das Beispiel der letzten zehn Jahre?

Weshalb versagt ein Wilson, weshalb taucht

kein Führer auf, der mit „Genialität“ und „Willenskraft“ alle Völker aus dem fast allgemeinen Elend erretten kann?

Eben weil die Kultur der letzten Zeitperiode eine eminente Tendenz zur Dimension gezeigt hat und eine alles verbindende, alles übermalende, alles äußerlich gleichmachende, dadurch aber allzu gestreckte und dünne Wesenheit angenommen hat, so daß im Augenblick der Pendelung in die Tendenz der Intensität die Entelechie jeder einzelnen Volkskultur die allzuweit getriebene Verallgemeinerung abwarf und in das Gegenteil hiervon, in eine schroffe Betonung des Anspruchs und Ausdrucks der eigenen Art verfiel. Aus der unerträglich gewordenen Maskerade des mechanischen Kunstschlafes brachen dann heraus: Rußlands Kultur als Ausdruck der eurasiatischen Becken- und Steppennatur, Frankreichs, Englands, Deutschlands Kultur als das, was ihre Entelechie war. Oesterreich, das ein Schemen war, zeigte das, und nur die nordamerikanische Kultur, die nichts weiter war und ist als der Prototyp kolonialer Steppenzivilisation, konnte in der Form, gewissermaßen als abgeschüttelte Haut unversehrt bleiben.

Wenn man nun mit geschultem Blick die Aktenstücke über die „Ursachen", die zwangsmäßige Entwicklung, das unabwendbare Hindrängen zum Weltkriege durchsieht, so erkennt man deutlich im „diplomatischen Spiel" jedes einzelnen die Rolle eines Trägers seiner Kultur. Der Franzose spielte französisch, der Russe russisch, der Italiener italienisch. Es ist, als wäre das Ganze eine große symbolische Dichtung. Aber es ist mehr, es ist Natur gewesen.

Und ist es noch heute.

Warum gerade dieses vor unseren Augen abgerollte und sich immer noch abrollende Kulturgeschehen so sehr viel klarer ist als jedes historisch nachzuprüfende der Vergangenheit, das liegt nicht darin, daß wir etwa eine besondere Höhe des Bewußtseins erklommen hätten, auch nicht darin, daß wir Zeitgenossen sind oder bessere Belege hätten, — nein darin, daß zu der verdünnten Ausdehnung der Kultur über die ganze Erde alle Kräfte sich in der Richtung der Dimension erschöpft hatten, wodurch Intensitätsverlust bedingt war. Die materialistisch-mechanische Kulturausdehnung ist unter denen, die wir als aktiv nachweisen können, die paideumatisch

ärmste. Sie hat ein riesenhaftes Kanalsystem entfaltet, aber darin rieselt ein bleichsüchtiges Blut. Sie ist das Gegenstück zu der Kontinentalkultur des Brückengebietes (Westasien), die ich im vorigen Abschnitt charakterisierte. Diese nämlich war überlastet durch Sinn und formal gefesselte Bedeutungen. Küste und Meerfahrt mangelten ihr. Zu schwer wuchteten ihre unbeflügelten Schritte über die Erde. Jene atlantisch-pazifische Ueberseekultur aber hatte zu wenig Halt am festen Boden; sie war zunächst zu wenig erdenschwer, allzu leicht den Stürmen ausgesetzt, — was alles durch die im Weltkrieg zum Ausdruck kommende Umkehr zur Intensität, d. h. zur Bildung der Einzelentelechien zum Ausdruck kommt.

Nun wird es verständlich werden, weshalb „unsere Zeit" keine Führer in eine Rückkehr zur alten Einheitlichkeit hervorbringen kann. Das Neue fordert Intensität, das Frühere bedeutete Dimension. Nicht der Mensch „macht" die Kultur; das Paideuma formt vielmehr den Menschen, oder wenn man so will: den Genius. Der Genius ist ein Teil, ein Ausdruck, eine Spitzenerscheinung des Paideuma. Damit aber ist

auch alles gesagt, was zum freien Willen hier zu bemerken wäre.

Der freie Wille ist begrenzt durch das den einzelnen Menschen räumlich und zeitlich belebende Paideuma.

Dieses Paideuma, das planvoll als Einzelerscheinung aus der Bedingtheit seiner Umwelt heraus lebt.

17. Polarität, Sexualität und Paideuma.

(1924.)

„Organisch sein" heißt, durch fortwährenden Zerfall hindurch die Fähigkeit zu neuer Formentfaltung gleicher Natur und aus sich heraus zu bewahren. Das Problem des Werdens und Vergehens der Kultur bedeutet also Stichprobe auf das Axiom vom Jahre 1897: „Die Kulturen sind Organismen."

Fassen wir noch einmal die kulturellen Bedingtheiten der geographischen Räume ins Auge, so zeigt sich ein tief einschneidender Unterschied zwischen zwei Gruppen, die gekennzeichnet werden können durch die Stichworte: Inlandsteppen und Küstengelände.

Für die Inland- und Steppenlandschaften sind bezeichnend: die großen Gebiete zwischen China,

Mitteleuropa und Indien, die weitausgedehnten Gebiete des Hochlandes von Innerafrika, die großen Gebiete Nordamerikas, die entsprechenden Gebiete Südamerikas. Von vornherein fällt es auf, daß in allen diesen Landschaften keine einzige Hochkultur gelebt hat, die auf Selbständigkeit Anspruch erheben kann. Jede eingehende Untersuchung zeigt, daß die hier herrschenden Kulturen Ableger derer der Küste sind, von der aus sie ins Inland geschwemmt sind, und auch in ihrer ferneren Entwicklung sich dem inneren Wesen nach nicht von dem Sinne der von dort vorgeschriebenen Gestaltungsform zu entfernen vermögen.

Der Fähigkeit zur Gestaltung nach stehen demgegenüber alle größeren Küstengestade, sei es am Pazifischen Ozean, am Mittelländischen Meer oder am Atlantik. Ich habe erst im „Zeitalter des Sonnengottes", dann neuerdings in meiner „Kulturphysiognomik — Vom Kulturreich des Festlandes" (Bd. VII dieses Werkes) nachgewiesen, daß die Geschichte der Hochkulturen direkt durch die Reihenfolge: Pazifik, Mediterraneum, Atlantik, Weltmeer charakterisiert wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Verhältnis der beiden Wesenheiten „Inlandkultur“ und „Küstenkultur“ scheint nun dieses zu sein: Nach entsprechender kultureller Prädisposition (hierüber sogleich) erfolgt der Einfall einer Inlandkultur und die Ausdehnung in machtvollem Umsichgreifen, erst ein Erblühen und dann gewissermaßen die Ausstreuung des gereiften Samens über weitere Räume; dieser Machtperiode folgt dann an dieser Stelle das Verschlummern; der ausgestreute Same aber geht in einem dem Pendel der Weltkultur entsprechenden seitwärts gelegenen Küstengebiet auf. Der Samenniederfall ist gleichsinnig mit der oben erwähnten kulturellen Prädisposition. Die Verschiebung ist eine ganz regelmäßige. Der letzte Pendelschwung läßt sich noch nachweisen in der Reihe: Indien, Westasien, Aegäis, Rom, Frankreich, England. Jede nachfolgende Kultur übernimmt von der vorhergehenden Formen und gibt ihnen einen neuen stilbedeutenden Sinn.

Wir wären danach also berechtigt, von einer Kontinuität der Kulturen, besonders soweit es sich um Hochkulturen handelt, zu sprechen. Das Werden und Vergehen der Kulturen wird damit,

also äußerlich genommen, in seiner tatsächlichen Wesenheit verständlich. Um aber die inneren Vorgänge, die metaphysische Wirklichkeit zu erkennen, gilt es, das Wesen der beiden Kulturgruppen und ihrer gegenseitigen Verhältnisse nochmals fest ins Auge zu fassen.

In bezug auf die erste Entfaltung höherer Kulturen sagte ich soeben: Nach entsprechender kultureller Prädisposition siedelt sich in einem Küstengebiet eine Kolonialkultur ein, erblüht, empfängt den Einfluß einer Inlandkultur und blüht ab; d. h. wir haben es mit einem doppelten Vorgang zu tun, mit der kulturellen Prädisposition, die durch Empfang der Samenkörner aus einer ausgereiften Hochkultur erfolgt, und mit der Mischung dieser gestaltungsfähigen Küstenkultur und einer entwicklungsfähigen Inlandkultur. Die kulturelle Prädisposition ist das Ergebnis eines physischen Vorganges (des Keimens und Aufblühens entsprechend der Entelechie eines eingeführten Samenkulturbestandes), die Mischung von Inland- und Küstenkultur (wobei Entwicklungsfähigkeit seitens der Inlandkultur und Gestaltungsfähigkeit der Küstenkultur entscheiden) ein metaphysischer Vorgang. Meta-

physische Phänomene lassen sich lediglich als naturnotwendig und logisch bedingte Voraussetzungen physisch konsequenter Tatsächlichkeiten erweisen.

Hier handelt es sich also darum, die physischen Tatsachen der einen Fähigkeit zum Gestalten und der andern zum Entwickeln heller zu beleuchten.

Die Zweiheit von Entwicklung und Gestaltung läßt sich an den meisten Erscheinungen der höheren Pflanzen- und Tierwelt leicht erkennen. Auch hier tritt das zur Bewegung und Entwicklung und das zur Ruhe und Gestaltung Führende getrennt und nebeneinander auf. Bei den Pflanzen ist es der Pollen aus den Staubgefäßen der Blüten, der als sich Bewegendes und Entwicklung Heischendes in den ruhenden Stempel einfällt, in dem die Samenbildung, also Gestaltung, erfolgt. Wir bezeichnen diese Differenzierung mit Geschlechtsbildung und sprechen dementsprechend von „männlich" und „weiblich".

Die Gliederung der Formen und das Prinzip der Sexualität ist in der organischen Natur von den niedersten Lebewesen bis in die höchsten Ausgestaltungen nachgewiesen. Nach vieler

Richtung könnte man den ganzen organischen Bau als den Ausdruck der Sexualität bezeichnen, und Unterbrechungen im regelmäßigen Zusammenhang sind auch mehr scheinbar und schwer verständlich als tatsächlich. Man könnte geneigt sein, das Prinzip der Sexualität, resp. der Zweiheit von Bewegung und Entwicklung einerseits und der Ruhe und Gestaltung andererseits eben als das Entscheidende im organischen Leben zu betrachten, wenn wir nicht von unten her im anorganischen Sein auch schon recht bedeutende Erscheinungen zu beachten hätten, die den Gedanken aufdrängen müssen, daß diese Polarität nicht nur Eigenart der organischen Welt ist — und zweitens, daß auch Kulturen und das Paideuma Symptome aufweisen, die uns zwingen müssen, uns über die Faßlichkeit metaphysischer Ursächlichkeit in diesem Sinne klar zu werden.

Denn zum ersten ist zu beachten, daß im Magnetismus P-Pol und N-Pol Symptome gleichen Ursinnes sind.

Zum andern aber können wir viele paideumatische Vorgänge und vor allem viele paideumatische Eigenarten, ja das Wesen ganzer Kultur-

formen nicht verstehen, ohne solchen Ursinn als Phänomen auch des Paideuma anzunehmen.

Vergegenwärtigen wir uns also die Unterschiedlichkeit der speziellen Pole nach den Erfahrungen, die die natürliche Umwelt und das Lebensgefühl des Männlichen und Weiblichen bieten.

Schon die ursprünglichsten Keimzellen zeichnen sich durch die Eigenschaft aus, daß die einen beweglicher, die anderen schwerfälliger sind. Die beweglichen sind dadurch charakterisiert, daß sie die ruhenden aufsuchen, wogegen die ruhenden ebenso augenscheinlich der bewegenden zur Vereinigung harren. Dies führte Weismann dazu, die bewegenden als männliche, die ruhenden als weibliche zu bezeichnen.

Von den Insekten sagt fernerhin Espinas, daß in den allermeisten Fällen die Männchen allein das Weibchen zu suchen scheinen, und daß man bei den Insekten keine flügellosen Männchen kenne, wenn das Weibchen geflügelt ist, während das Umgekehrte oft der Fall ist. Und fernerhin macht er die feinsinnige Beobachtung: — daß, wenn das Weibchen sich verweigere, um sich

suchen zu lassen, dieses Suchen bei den Männchen mannigfache Fähigkeiten entfalte, welche ohne diese Verweigerung nie entwickelt worden wären, — fernerhin: daß die Männchen immer zur Bewegung bereit sind, während die Weibchen die Erregung langsamer fühlen, — und endlich: daß im ganzen geschlechtlichen Tierreich die Bewerbung des Männlichen um das Weibliche durch Aeußerungen erfolge, welche nicht mehr physiologisch, sondern psychologisch sind, und zwar um so entschiedener, je höher das Tier stehe.

Je höher das Tier steht, — vergegenwärtigen wir uns die Vorgänge nach der Mittellinie der entsprechenden Erscheinungen in der uns umgebenden Menschenwelt oder auch nach der in unserer Dichtkunst geschaffenen Gestaltung!

Nach seinem Innensinn, nach Sitte wie nach Natur kann man die Erscheinungen unseres sozialen und wirtschaftlichen Gemeinschaftslebens in zwei Gruppen gliedern. Auf der einen Seite steht der Mann, der als Bewerber auftritt, der der Erwerbende und Gebende, der Bewegliche und Ausdehnungsbedürftige, der dem Neuen

HEIT

DIE WEIBLICHEN

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

SCHEMA DER WESENHEIT

DES MÄNNLICHEN

DES WEIBLICHEN

PRINZIPS

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zuneigende, Treibende, alles in allem Zentrifugale ist. Auf der andern das Weib, das das Umworbene, Zögernde, Wählende, Aufnehmende, Festhaltende, Sparsame, Aufspeichernde, also Zentripetale ist. In der Liebe kommt der Mann von Natur nicht auf den Gedanken, für das, was er gibt, etwas zu nehmen. Zwischen den üblichen und platten Galanterien, die der billigste Ausdruck hierfür sind, bis zur Todesbereitschaft im Minnedienst gibt der Mann. Das Weib aber nimmt alles. Sachlich betrachtet, hat das Verhältnis mit irgendeiner Oekonomie im menschlichen Sinn nur in einem das Gleichzeitige weit überholenden Sinne etwas zu tun und wird zur Utopie, wenn in der extremen Verrohung des Bordellebens der Mann auch noch zahlt, während (nicht nur nach den Lehren der Pythagoräischen Schule) im Genuß die weibliche Empfindungsspanne eine höhere ist als die männliche.

Derart betrachtet, dehnt sich das Verhältnis des physischen Lebens bis in das psychische aus — oder vielmehr: drückt sich im Psychischen das gleiche aus wie im Physischen. Werben und Bewegung einerseits — Ruhe, Anziehungskraft, Aufsaugen andererseits.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber damit ist nur die eine Seite der Erscheinung beleuchtet. Schon der Römer sagte: post coitum omne animal triste, fügt aber dazu: „mit Ausnahme der Frau" usw., stellt also das Männliche dem Weiblichen gegenüber und weist damit darauf hin, daß der Akt selbst für den Mann ein abschließendes Erlebnis ist, während er für das Weib der Beginn neuen Geschehens und neuen Erlebens ist. Denn dem Glück der Stunde, der beglückenden Empfängnis folgt Neubildung, Gestaltwerdung neuen Lebens, das Kind.

Damit wird die Gesamtheit des Vorganges in seiner Zweiseitigkeit deutlich: zuerst spendet der Mann in der Bewegung von innen.

18. Kulturen und Volk.

(1925.)

Umwelt und Polarität bedingen das Schicksal der Kulturformen von außen her und in ihrem Verhältnis untereinander. Der innere Bau jeder Kulturform ist gegeben durch ihre automatische Einheit, in der „die genialen Menschen" oder „führende Schöpfungen" die Bedeutung von Elektronen haben.

Die übliche und heute noch verbreitete Meinung ist diejenige, daß der einzelne hervorragende Mensch, der Führer, das Genie usw. die Kultur leite, und anscheinend hängt das Schicksal einer Gemeinschaft der herrschenden Anschauung nach davon ab, ob der „Zufall" sie in bestimmten Augenblicken gnädigst hervorbringe und an den entscheidenden Platz setze oder allerungnädigst vorenthalte. Diese Frage streift das Problem vom Willen, das schon oben (Kap. 16) berührt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde. Kurz gefaßt lautet die These: „Der große Mann schafft seine Zeit.“ Andererseits spielt dann die Antithese: „Die große Zeit gebiert den bedeutenden Mann“ eine heute weniger aktive Rolle.

Es wird gut sein, demgegenüber festzustellen, daß die große Linie der inneren Bewegung im Dasein der Kulturformen, ob sie nun von einzelnen Völkern, Völkergruppen oder Völker umspannenden Staaten getragen werden, den Prozeß eines Werdens, Seins, Gewordenseins und den Wandel von Ideen durch eine Verstofflichung darstellt. Die den Augen sich aufdrängenden großen Vorgänge der Geschichte folgen stets einer langen Vorbereitung und bieten meist den Abschluß und das Ende eines dem Auge weniger bemerkenswerten Vorganges. Nachdem die griechische Idee still und schweigend den Orient durchsickert hat, unternimmt Alexander in der hierdurch gegebenen Richtung seinen Zug und gründet sein Reich. Nachdem die französische Idee durch Deutschland hin bis nach Rußland vorgedrungen war, unternimmt Napoleon seinen Kriegszug und die machtvolle Ausdehnung der französischen Gloire. Wie nach

außen hin, so auch nach innen. Der französische Philosoph Le Bon weist mit Recht darauf hin, daß die französische Revolution der Ausdruck einer fast ein Jahrhundert zuvor erfolgten Konzeption einer Idee ist (Rousseau). Hieran schließt sich die so oft mißverstandene Tatsache, daß bedeutende Leistungen meist erst nach dem Tode ihrer Schöpfer verstanden und „anerkannt", d. h. wirkend werden. Dann auch, vice versa, daß sofort nach ihrer Entstehung die eine Allgemeinheit hinreißenden Leistungen sich nach kurzem als Schemen und wirkungslos erweisen, — wenn es nicht Topfdeckel sind.

Man muß nämlich bei alledem bedenken, daß sämtliche auffallenden Vorgänge und Erscheinungen Einzelheiten und Tatsachen oder Episoden in einem Gesamtsein sind, und demnach von Fall zu Fall sehr sorgfältig unterscheiden, welche Phase des Werdeganges sie ausdrücken. All diesem Sein und Werden wohnt gleicher Sinn inne, der die Spannung umfaßt vom Reiz bis zum Reflex. Das, was im einzelnen und kleinen äußerlich leicht wahrnehmbar sehr schnell erfolgt, benötigt im Ausgedehnten das Proportionale in Raum und Zeit und ist —

weil eine Allgemeinheit oder Gemeinsamkeit ausdrückend — für den einzelnen nicht oder kaum wahrnehmbar. Der Weg von Reiz und Reflex ist eine Wirkung, und das Wirkende ist im Paideumatischen, weil Ausdruck der metaphysischen Priorität, unseren menschlichen Organen nicht erkennbar.

In Fällen wie der französischen Revolution und der Entstehung des Christentums können wir das Moment des Reizes noch feststellen. Das sind einzelne kulturgeschichtliche Tatsachen. In Fällen wie eben dem Alexanderzuge und dem Napoleonszuge tritt das Moment des Reflexes klar hervor. Und somit ist in jenen der Reiz und in diesen der Reflex als Anfang und Ende einer Wirkungsspanne ausgedrückt, die aber ihrerseits — was man nie vergessen darf — gewissermaßen Einzelnerv in einem ganzen Nervensystem ist.

Die Stellung der einzelnen „Genies" in diesem Vorgange ist sehr deutlich. In dem einen, wie Rousseau und Paulus, ist der Reiz symbolisiert, in dem andern, wie Alexander und Napoleon, der Effekt. Ich unterscheide also Reizgenie und Effektgenie. Beide aber repräsentieren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht etwa eine zwang- und schrankenlose Schöpfungskraft als vielmehr den Ausdruck eines aus dem Wesen des Paideuma naturnotwendig hervorgehenden Prozesses.

Für das Effektgenie wird dies allgemein einleuchtend sein, nicht so für das Reizgenie. Denn in ihm ist der neue Gedanke, das Auslösende eben in einer gewissen Ursprünglichkeit für allgemeinere Auffassung verkörpert. Hier gilt es, die Tatsachen fester ins Auge zu fassen. Zuerst die, daß jede noch so bedeutende wissenschaftliche oder künstlerische (also auch philosophische) Leistung nie anders als im Rahmen und im Zusammenhang eines Ganzen auftritt. Banal ausgedrückt sagt man, daß jeder auf der Schulter eines andern stehe, oder auch, daß jedes Werk Vertiefung früherer Werke sei usw.

Aber noch mehr. Man kann sagen, daß in paideumatischem Sinne alles Gleichzeitige und Gleichumraumte in der gleichen Richtung schwinge und nur die Geschwindigkeit die Unterschiedlichkeit darstelle. Dies ist heute, wo die deutsche Kultur eine Richtungsänderung vornimmt, leicht wahrnehmbar. Wir, die wir als

Metaphysiker von der Bewegung der Materialisten abschwenkten, waren vor dreißig Jahren noch sehr vereinzelt und trafen uns unter einander nicht. Heute aber wird jeder von uns die Erfahrung machen, daß in jedem größeren Kreise von wirklich Miterlebenden Anschauungen wie die unsrigen aus allen Gebieten Echo finden, aus der Medizin wie der Jurisprudenz, aus der Theologie wie aus der Künstlerschaft, ja sogar aus der Technik. „Ebenso habe ich es auch schon empfunden, habe es nur nicht so ausdrücken können", ist ein heute einem jeden von uns selbstverständlicher Satz, den wir fast täglich hören. Damit wird aber ein jeder Verantwortungsklare und nicht Verblendete wissen müssen, daß seine Arbeit weniger wesentlich ist durch eine absolute Originalität als durch die in ihr liegende Fähigkeit, ein Allgemeines zum Ausdruck zu bringen. Das Werk des einzelnen liegt also in jedem Falle in der Entelechie des Ganzen.

Man kann also ganz allgemein sagen: für die Einstellung „großer Werke" und „Genies", die den zeitlichen und räumlichen Ausdruck des Paideuma einer Kulturform darstellen, ist

weniger bedeutungsvoll das spezifische Gewicht hervorragenden „Schöpfungsvermögens“ und bedeutender Schöpfungen als vielmehr der Einblick in die Aufnahmefähigkeit, das Erkennen, das Mitschwingen des rezipierenden Teiles, d. h. der entsprechenden Kulturgemeinschaft. Wenn der einzelne also nur Ausdruck der Entelechie des Ganzen ist, dann tritt das Ganze, die Kulturform in den Mittelpunkt des Interesses. Dann gilt es, das Ganze zu erkennen, um das einzelne verstehen zu können, dann wird die unsichtbare Wirkung wichtiger als eine scheinbare Abgeschlossenheit durch Reiz und Effekt.

Ueber weniges haben die Denker und Politiker aller Zeiten sich mehr den Kopf zerbrochen als über dieses „Ganze“, über die Kulturformen, über die Kulturgemeinsamkeiten, über Sinn von Volk, Staat, Staatsformen, Nation, Rassen usw. Wir Kinder unserer Zeit, in der das Kulturproblem als Entscheidendes ein Neugewinn geworden ist, haben die Pflicht, all dem Wertvollen und Bedeutenden, was bisher an Gesichtspunkten gewonnen wurde, neue Erkenntnisse beizufügen.

Diese Notwendigkeit ergibt sich schon daraus,

daß wir dem einzelnen (dem „Genie“ wie dem „historischen Vorgang“), welches bisher an prominenter Stelle figurierte, eine Deutung geben müssen, die das Ganze in anderem Lichte erscheinen lassen muß.

Eine, wenn nicht die charakteristischste Note im Wesen des typischen Trägers deutscher Kultur ist eine ausgesprochene Neigung zur Problematik. Alle Mitteilungen und Beobachtungen stimmen nun darin überein, daß der aus der Heimat in die Vereinigten Staaten von Amerika abgezweigte Deutsche zunächst einen bemerkenswerten Kampf um die Erhaltung seiner Eigenart führt, für diesen aber in seiner Umgebung gar kein Verständnis findet und ihn dann aufgibt, so daß er langsam in einen Zustand hinübergleitet, der keine Probleme mehr kennt. Solcher Wandel spielt sich im Verlaufe eines Menschenalters in einem Individuum ab. Und ebenso beginnt derjenige, der in seiner vollen Jugend nach China übersiedelt, chinesisch zu fühlen; der nach Westafrika sich Festeinsiedelnde verniggert usw. Bei den Deutschen, deren Intensität eine ganz hervorragende ist, ist

dies ganz klar feststellbar, bei Engländern, den geborenen „Dimensionalisten", weniger. Also kann man sagen, daß für die Umfassung der Kulturform der geographische Raum entscheidend ist, was sich ja vollkommen mit den Erscheinungen der natürlichen Umwelt deckt (vergl. Kap. 15 S. 241 Beispiel vom ägyptischen Rind!). Denn auch das Entgegengesetzte läßt sich erkennen: Hugenotten aus Frankreich, Dänen und Schweden aus dem Norden, Polen und Russen aus dem Osten werden bei uns paideumatisch resorbiert. Und für den, der das Allgemeine nicht so gern ergreift wie das Spezielle, sei das Beispiel der durchaus organisch und einheitlich gearteten Gemeinde Zürich aufgerufen, in welcher echt schweizerischen Stadt elementar wuchtige Revolutionäre aus Italien, Frankreich und Deutschland zusammenkamen, erhöhte Vitalität mitbrachten, aber nach kurzer Zeit dem innerlichen Sinn des genius loci anheimfielen. (Die einzige scheinbare Ausnahme einiger Träger parasitärer Kulturformen kann hier nicht in der Breite erörtert werden.)

Die Kulturform also ist in ihren Ausmaßen räumlich bedingt durch geographische Tat-

sachen und stellt in diesen eine Wirklichkeit dar. Wesen und Charakter eines Volkes sind also kulturmorphologische Bedingtheiten.

Das Volk als Träger einer Kulturform weist demnach eine angeborene Strukturbildung auf. Die soziale Strukturform eines Volkes kann eigentlich keine andere sein als die der Kulturform des Volkes entsprechende. Soziale Struktur nennen wir „Staat". Der natürliche Staat ist also die soziale Struktur der Kulturform und als solche ist er „Idee", d. h. lebendiges Sein in prinzipiell bedingtem Ausdruck.

In allem nun, was den „Staat" und das Verständnis für die durch seine Kulturform bedingte Entelechie als Ausdruck erkennbarer Gestaltung anbelangt, leben wir in einer traurigen Periode. In unseren Ländern ist der Staat nicht mehr Idee, sondern Begrifflichkeit, und zwar veraltete, verbrauchte, vermodernde Begrifflichkeit geworden, ein Gemeinplatz für Schlagworte, Bierbankerei im kleinen wie im großen, Spielball schlimmster parteilicher Selbstsucht und schäbigen Kuhhandels. Wenn man jemals ein Beispiel aufsucht für das, was der menschliche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Realitätswille an Torheiten, Verranntheiten, Utopien, Selbstbetrug und Widernatürlichem zu leisten vermag, dann werden spätere Zeiten auf den „Staat" Mitteleuropas an der Scheide des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts verweisen. Denn das, was der Mensch an Eingriffen in die natürlichen Vorgänge der Strukturbildung unternehmen kann, beschränkt sich auf intuitiv wirkende Genialität, und diese wird dann adäquat die natürliche Struktur bilden. Wir aber, die wir von den heute abgenutzten Maßnahmen der Römer und von dem Vorbilde von Nachbarn anderer Kulturform und Strukturbildung leben, bringen es fertig, statt festzustellen, in welcher „Verfassung" sich der kranke Volkskörper befindet, ihm eine „Verfassung" aufzuoktroyieren, die den Ideologien einer Masse entspricht.

Die Gefahren dieser Mitteilung durch den Realitätswillen muß ich deswegen besonders scharf betonen, weil ich im Anfang dieses Kapitels auf die Stileinheit des Genies und seiner Kulturform hinwies, und deshalb folgerichtig diesem das Umgekehrte, nämlich die Kulturwidrigkeit der anorganisch gewordenen Masse gegenübersetzen muß.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

19. Intuition.

(1925.)

Walter F. Otto hat in dem bemerkenswerten Werke „Die Manen“ (1923) eine außerordentlich dankenswerte Tat ausgeführt. Er hat von Spencer-Tylor ausgehende Theorien über die Entstehung primitiver Anschauungsweise, hat den Animismus und den diesem folgenden Prä-Animismus einer Nachprüfung unterzogen und den Beweis erbracht, daß die weitverbreiteten Ansichten nach dieser Richtung nichts weiter sind als Rekonstruktionen „nach dem Bilde des europäischen Gelehrten oder Durchschnittsgebildeten“. (S. 39, 40, 41.) Damit charakterisiert Otto die Zeitschablone. Denn es ist ganz gleichgültig, ob der naive Mensch zur Konzeption einer Gottesvorstellung gelangt oder der Gelehrte der materialistischen Periode zu einer

wissenschaftlichen „Erklärung“ paideumatischer Vorgänge der Vergangenheit, — immer wird der Betreffende dazu neigen, das All wie das einzelne nach der Zeitschablone, die für alles verwendbar ist, zu formen oder das Geformte für sich verständlich zu machen.

Walter Otto hat in dieser Arbeit gezeigt, in welcher Weise zarte Finger die morschen Fadengebinde vergangener Anschauungen zu entwirren vermögen. Aber vielleicht noch bedeutungsvoller als das positiv Gewonnene scheint mir sein weises Sichbeschränken. „In Wirklichkeit bildet der Zauberglaube das größte Rätsel für die Psychologen.“ (S. 40.) Das sind goldene Worte, die heute, wo die Primitiven eine so große Rolle im Leben des Snobismus, des Eklektizismus und der mechanistischen Auslegekunst spielen, nicht scharf genug betont werden können.

Unser Wissen vom Werden der großen Kulturrevolutionen vor uns und unserer historischen Periode ist in Wahrheit gleich Null. Jenseits unserer engsten historischen Vergangenheit gähnt eine Welt der Rätsel und Geheimnisse. Von der gesamten „Kultur der Primitiven“ kann in „Religion“ oder „Wirtschaftsform“, in „Kunst-

sinn" und „Sozialgebilde", in „Gemeinschaftsbildung" wie in „Technik" nur der sich anmaßen, zu behaupten, sie sei durch Ethnographie belegt, der — gar nichts davon versteht. Wie aber wollen wir den Weg in diese Tiefe finden?

Ich sehe nur zweierlei Möglichkeiten. —

Wenn der Archäologe die Vorgeschichte einer Siedlung erkennen will und mit dem Spaten die Decke abhebt, legt er sorgfältig die erste Schicht der Vergangenheit frei. Er birgt den gesamten Befund an Scherben, Klingen, Abdrücken, nimmt Pläne und Lichtbilder auf usw. — summa summarum, er bucht alles und jedes — ehe er von der gewonnenen Schicht niedersteigt in die vorhergehende.

Genau die gleiche Arbeit hat der Kulturmorphologe auszuführen. Seine heutige Aufgabe ist es, Schritt für Schritt weiter zu gehen und eines nach dem andern durchzuarbeiten. Die kartographische Methode (siehe letzte Arbeit dieses Bandes) gibt ihm die Raumbestimmung, und sicher unterscheidet sich seine Tätigkeit von der der Archäologen dadurch, daß er in der Horizontale studiert und somit das Nebenein-

anderliegende ebenso zu beachten und es auch nie aus dem Auge zu verlieren hat. Aber dieses darf ihn keineswegs dazu verführen, das Fernerliegende bis ins Verfeinerte tiefergehend erfassen zu wollen, ehe nicht das Näherliegende bis zu dem Stadium der Strukturbloßlegung verständlich geworden ist.

Denn wohl ist es notwendig, das festzulegen und zu bergen, was „ist", nicht aber ist es angängig, das „Gewordensein" einer Schicht verstehen zu wollen, die von uns durch eine andere, noch nicht völlig aufgeklärte Schicht getrennt ist. Da ich in jungen Jahren nach dieser Richtung genau so gesündigt habe wie andere, kann ich von dem Verführerischen falscher Aufgabestellung in diesem Sinne recht gut zeugen.

Das zweite, was uns bislang gefehlt hat, war die Beantwortung der Frage nach der „Natur", d. h. nach dem Wesen der „Kultur" überhaupt. Solange für die Betrachtungsweise Zufall, Zweckbewußtsein, Erfindungsgenie und Rationalismus unter den Voraussetzungen die entscheidende Rolle spielten, mußte notgedrungen die Keule als Nachbildung des Armes mit einer Faust,

das Giebeldachhaus als Umkehrung eines Schiffes über vier Eckpfählen, das Feuerzeug aus Berechnung und der Bogen überall erfindbar sein.

Das Ergebnis dieser Betrachtungsweise war die Interpolation und Rekonstruktion einer in unserem Sinne logisch denkenden Menschheit für die „Urzeit". Zwar konnte der Mensch das Zweckmäßige des Unerfundenen tatsächlich nicht kennen, aber er konnte es nach dieser Rekonstruktion aus freien Stücken nach denkmäßiger „Entdeckung" seiner Zweckmäßigkeit „erfinden", und es blieb dem Zufall überlassen, wie oft und wo überall dieser phänomenale Prozeß eintrat. Dies und nichts anderes war die Grundlage der Theorie von den Konvergenzen, die vor noch gar nicht langer Zeit den unzeitgemäßen Anspruch auf Anerkennung erhob. Es liegt dem die für unsere Zeit nur als Anmaßung zu geißelnde Anschauung zugrunde, nach der unsere Denkweise auch die aller Zeiten gewesen sein müsse, nämlich die der Zweckmäßigkeit. Solchen Beurteilern erschien es natürlich, daß, wie heute drei Chemiker in der Verfolgung eines vorgesteckten Zieles in drei Erdteilen die gleichen Erfindungen machen können, ebenso an

beliebig vielen Stellen gleichzeitig und unabhängig die Erfindung des Bogens gemacht worden sein könne. Sie übersahen dabei, daß bei uns ad 1 in allen drei Erdteilen überhaupt zweckmäßig und ad 2 nach vorgestecktem Ziel gearbeitet wird, daß aber ad 3 den Völkern der Erde allgemein der Gebrauch des Bogens noch unbekannt war und daß ad 4 die praktische Nutzbarkeit als Zweck am Ende der Dinge, aber nie und nirgends in der Kultur am Anfange steht.

Dieses zu erkennen, gehört mit zu den ersten Aufgaben kulturmorphologischen Arbeitens, denn nur diese Linie des Werdens entspricht dem Wesen und der Entelechie des Paideuma.

Hierfür nun eine Reihe von Belegen nach den letzten Untersuchungen des Institutes für Kulturmorphologie.

Nach dem Grundsatze, demzufolge der Weg der Forschung von einer bekannten Schicht in die nächstgelegene zu nehmen ist, ergab sich für das Institut, die Schicht des uns bekanntesten ältesten Kulturgebietes, nämlich Mesopotamiens, zu durchstoßen und dessen Vorkultur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu gewinnen. So kamen wir in das kaschitische Becken, in den Indischen und Pazifischen Ozean, fanden die solare Kulturperiode und damit die Formen der litoralen und insolaren Kultur, aus der dann die kontinentale Kultur Westasiens mit ihren äußersten Ausläufern (Phönizier und Karthager; denn diese sind als letzte Ausstrahlungen dieses Werdeganges anzusprechen) hervorging.

Diese solare Kulturform und -periode ist uns zugänglich geworden. Ihre Kenntnis gewährt Einblicke in ein großes tektonisches Gebäude von erstaunlicher Stilreinheit. Alles Mythologische wie Technische, die Sozialstruktur wie die Formung des Lebens sind für uns leicht erfaßbar — leichter erfaßbar als manches Historische, weil das neueste Historische in Europa und Asien oft schon bis zur Unkenntlichkeit überwuchert oder gar durch junge Kulturbildung überdeckt ist, während sich aus jenem solaren Kultursein heute noch allerhand lebende und lebendige Zugehörigkeit bis in unsere Zeit herein erhielt und so beobachtet und wissenschaftlich festgelegt werden kann. (Näheres vergl. auch Bd. VII dieses Werkes.)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der ungeheure Gewinn dieser Aufklärung ist eine bedeutende Vertiefung der kulturmorphologischen Perspektive, die es uns gestattet, die einzelnen Erscheinungen unserer Kulturen nun nicht mehr nur bis in die westasiatische starre Kontinentalkultur, sondern weit über die hinaus bis ins Quellgebiet der Hochkulturen überhaupt zurückzuverfolgen. Denn aus dem solaren Quellbecken hat sich zeitlich wie räumlich alles abgezweigt, was heute zur Gruppe der Hochkulturen gerechnet wird: Westasien und Aegypten, Indien und China, Mexiko und Peru. Andere Gebiete, die hierdurch nicht weniger wichtig sind, bieten Typen reinerer Ursprünglichkeit und schwacher Variation, so Ozeanien und Afrika.

Es gilt, sich den Quelltypus dieser Kultur zu vergegenwärtigen, um die erstaunliche Vitalität zu verstehen, ihre Fruchtbarkeit und ihren Reichtum, die sie eben zum Keimwesen der Hochkulturen werden ließ.

In den Vordergrund muß die Tatsache gestellt werden, daß die solare Kultur nicht anders verstanden werden kann als die seelische Eroberung des Raumes durch Ueberwindung des

Meeres als Lebensgrenze. Das Lebensgefühl erfährt eine erschütternde Spannung durch diesen denkbar größten und plötzlichen Wechsel der Umwelt. Was vorher raumabgebend und unüberwindliche Barriere war, wird zum Küsten- und Länderverbindenden. In das neue Gefühl eines grenzenlosen und nur durch den Horizont konturierten Raumes hinein zieht die Sonne ihre Bahn. Die Sonnenbahn wird das Entscheidende, das Gliedernde, das Zeit und Raum Bestimmende. Nur wer auf tage- und wochenlanger Segelschiffahrt das Meer mit seiner Himmelswölbung kennen gelernt hat, weiß, was es heißt, wenn des Menschen Auge, das, je kontinentaler und je mehr Landmensch er ist, desto stärker, gleichsam magnetisch zur Beobachtung der Erde gezwungen wurde, nun draußen in der Unbegrenztheit des Meeresspiegels, bei Tage von der Sonne, nachts vom Sternenhimmel emporgezwungen wird. Nur er kann das Mysterium des Sonnenaufganges und Sonnenunterganges verstehen und in Momenten intuitiver Naivität erfühlen, welch gewaltigen Umschwung dieser Wechsel der Umwelt für die ersten seefahrenden Menschen bedeutet.

Ein aufregendes Fühlen und Denken umspinnt die Sonne.

Der Mythos ist hierfür Ausdruck.

Reiche Symbolik entfaltet sich. Das, was am Himmel unter dem Horizonte mythisch lebt, wird plastisch figuriert, in Formen gebannt. Das Weltbild mit seinen vier Himmelsrichtungen wird in der Horizontale auf die Erde projiziert. Der Aufstieg des großen Tagesgestirnes zum vertikal aufsteigenden Kunstgebilde, die Mythe vom Feuerdiebstahl führt zum Feuerritus und duftenden Rauchopfer. Festliche Veranstaltungen geben das große Drama von Sonne und Mond ab; beide werden zu Bällen. Oder aber die Sonne wird zur Scheibe; das Symbol des Meeres, der Drache, zum Schiff. Aus dem Zauberer wird der Priester. Das heilige Schauspiel wird geboren. Das Göttliche und die Götter keimen und die Menschen beginnen das Leben der Götter nachzuleben. Der Kosmos wird irdisch.

Der Ort, der im fernen Lande angelegt wird, das Land, das ihn umgibt, werden zu Spiegelbildern des Mythos. Ein Weg verläuft von Osten nach Westen in der Richtung der Sonnenbahn, ein zweiter senkrecht hierzu von Norden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach Süden. Tore entsprechen dem Eintritt und Austritt der ewigen Gestirne. Dieser Stadt entspricht die Anordnung des umliegenden Landes, die Gliederung in vier Provinzen. Die soziale Struktur trägt einen „Priester" an der Spitze, einen Priesterkönig, der gekrönt ist mit dem Strahlenkranz, umgeben vom Sternenmantel. Sein Leben ist begrenzt, so wie das Leben der Gestirne begrenzt ist durch die Nacht für die Sonne, durch den Tag für alle andern.

Heilig und tief sinnvoll ist alles. Nicht eine einzige profane Zweckdienlichkeit ist erstrebt oder bewußt.

Und was wird hieraus?

Die innere und äußere Gliederung der Stadt und des Landes münden aus in der Struktur des absolut monarchischen Staates. Der Priester wird einerseits König, mit Purpurmantel, Krone und Reichsapfel, und andererseits Beamter — das heilige Götterschauspiel zum Kasperltheater — die figurale Darstellung des Sonnenaufstieges im Vierpfählegerüst erst zum Tempel mit Tympanon, dann zum Wohnhaus für alle — das duftende Rauchopfer zur Haschischpfeife und

dann zur Zigarre — der Meeresdrache zum Ozeandampfer — die Sonnenscheibe zum Wagen — die heilige Zahlensymbolik zur Mathematik — der Sonnenball zum Fußball — der Strahlenglanz zur Krone und zum Regenschirm.

In allem also im Anfang Ausdruck eines seelischen Vorganges, in nichts aber im Anfang ein profaner Zweck. Der profane Zweck steht am Ende der Dinge. Weitere Beispiele für den gleichen Vorgang, nämlich die Entstehung des profanen Hackbaues und der Pflugwirtschaft aus symbolischen und heiligen Handlungen, habe ich im 9. Kapitel S. 168 bis S. 170 gegeben.

Wir können aber noch viele andere profane Institutionen unserer Kultur ohne Schwierigkeit bis zum Aufstieg aus den gleichen Tiefen paideumatischer Gärung verfolgen.

Am ausgiebigsten sind die „religiösen" Zeremonien, Opfer, Gebet, Geste. Ich erwähnte schon, daß aus bestimmten Formen des Opfers das Tabakrauchen, der Hackbau und die Pflugwirtschaft ihren Ursprung nahmen. Aber von ihm leiten sich ebenso ab das Geschenk, der Tauschverkehr, das Geld, die Steuer und der ganze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Handel. Dem Gebet entspringen alle Formen der Dichtkunst, der Geste Gruß und Tanz. Aus dem der Exaltation dienenden Geräusch entstammt jede Musik, herunter bis zur Drehorgel. Magische Zeichen werden zu Schmuck, Tätowierung und Schrift. Heilige Vorschrift mündet in die Jurisprudenz, magische Körperbehandlung in die Medizin. Kein Kunstwerk der Malerei, des Zeichnens oder der Skulptur ist denkbar ohne Ursprung aus heiliger Symbolik, und solcher Weg führt zurück sogar bis zur Bildung der Namen, die die Menschen einander geben.

Ueberall Ausdruck im Anfang und profane Zweckmäßigkeit, d. h. also Anwendung am Ende.

Gerade die außerordentliche Produktivität der solaren Kulturperiode bietet die Möglichkeit, das Paideuma in seiner Entfaltung zu beobachten. Der neue Raum erschließt sich dem Menschen, gibt ihm ein unerhört weites neues Lebensgefühl. Das Paideuma, das als bildende Organität den neuen Raum erfüllt, wird charakterisiert durch elementare Erschütterungen, deren Intuitivität in dem Mythos ihren Ausdruck erfährt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Wechsel des Raumes führt so zu einer Materialisation, die in ihrer Weise spontan und typisch ist; wie sich ja auch die Hexe als Vorstellung im Bewußtsein des Kindes materialisiert (vergl. Kap. 7). Der Mythos als junge Materialisation zeigt die gleiche Uebermäßigkeit in der Inanspruchnahme alles Erreichbaren wie vordem das Matriarchat, später die Religion, heute die Maschine (Technik). Mythos ist eine Bewußtseinsform, wie später Religiosität, Philosophie und Materialismus. Das Paideuma in seiner Entfaltung durch die Kulturschichten hindurch ist aber nichts anderes als ein Aufsteigen durch die Bewußtseinsformen in immer feinerer Gliederung der Sinnesanwendung und ein Neubilden aus immer größerer Entfernung durch die Gebundenheit des Stofflichen hindurch. Ueber letzteres beides im nächsten Kapitel mehr.

Hier nun nur noch einige Worte über Dimension und Intensität der kulturellen Materialisationen.

Einen bedeutsamen Abschnitt im Dasein der Materialisationen vermögen die Heutigen in der Auswirkung der Maschine zu sehen. Die Maschine erscheint als Produkt des rationalistisch zweck-

as der hochreligiösen,

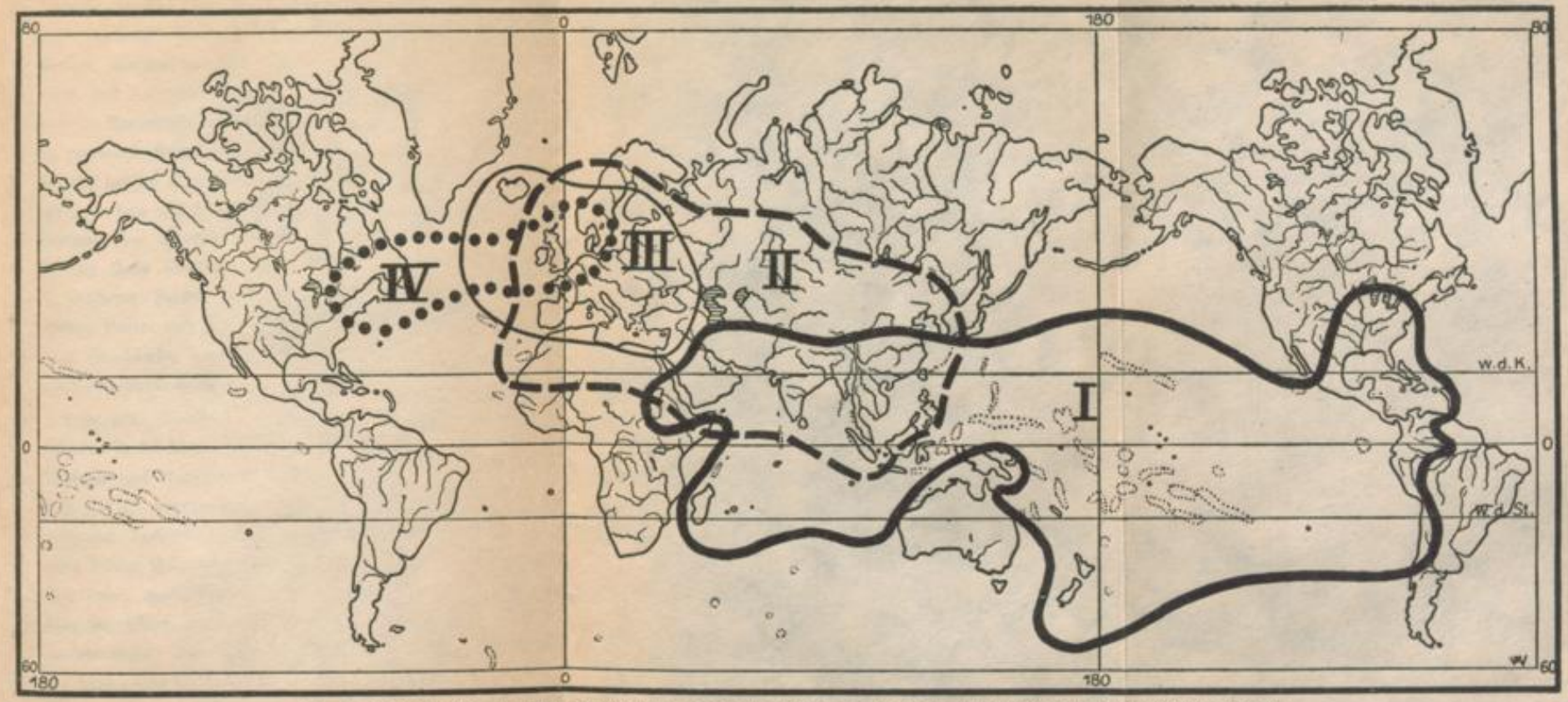
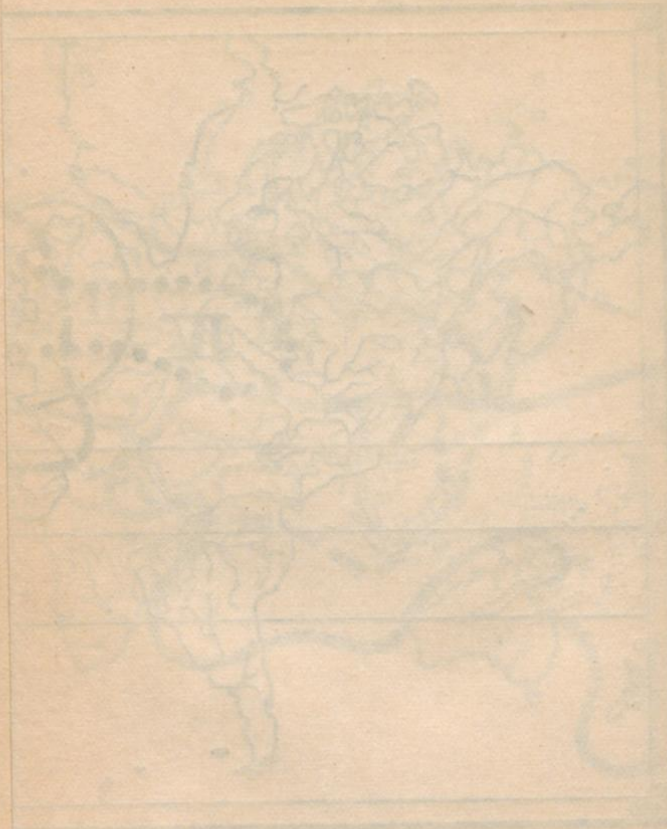


Abb. 4. Die Quellbecken der Kultur der Umbildung auf dem O-W-Pendel: I das der hochmythologischen, II das der hochreligiösen, III das der hochphilosophischen, IV das der materialistischen Kultur.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mäßigen Denkens. Sie ist Glied eines Ganzen: der Technik. Nur profan zweckmäßiges Denken konnte zur Verfolgung vorgesteckter Ziele und Aufgabenlösung werden. Zweckmäßig war die Menschheit wohl immer, so wie die Natur in gewissem Sinne es ja auch, aber stets unbewußt ist. Im Hochschwung des religiösen Zeitalters opfern die Menschen mehr oder weniger bewußt zum Zwecke der Befreiung oder Erfüllung ihres Gemütes. Bis zur Selbstaufgabe. In anderen Zeiten opfern Männer sich dem Ruhm, Mütter sich den Kindern, Geschlecht sich dem Geschlecht. Nicht als Einzelfälle, sondern als Kulturnotwendigkeit.

Jede neue Manifestation frißt Menschen, ja Völker. Es ist hierin kein Unterschied zwischen Technik und Religion. Aber auch darin nicht, daß sie mit ungeheuerer Prätention als Neues, Jüngstes, Letztgeborenes sich breit macht und alles früher Gewesene in ihren Bann zieht und sich selbst angliedert, so daß neben ihr bedeutungslos klirrt, was vor ihr harmonisch zusammenklang. Die junge Manifestation erregt die Menschheit bis in den letzten Nerv und wirkt sogar umbildend auf die Struktur des Staates.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Idee der christlichen Religion wirkte von Rom bis ins deutsche und russische Reich. Die Technik und die Maschine rufen die Masse ins Leben, geben dem Denken und damit auch der Sprache neue Richtung, drängen zur mechanistischen Schule und greifen in jede Aeußerung der Kultur, welcher Art sie auch sein mag, umbildend, ja verzerrend ein. Die junge Manifestation herrscht.

Aber auch das Wesen der Manifestation ist dem Phänomen der Entelechie des Ganzen unterworfen. Wenn sie alle Teile des kulturellen Lebens durch Disharmonien hindurch in neue Abhängigkeiten und Zusammengehörigkeiten gebracht hat, beginnt aus dem Wesen des aufgewühlten Paideuma in langsamer Umbildung sich eine neue Harmonie zu entwickeln, in der zuletzt die junge Manifestation eingefügt ist, in der jedes vordem schon Wirkende wieder seine Bedeutung gewonnen hat, in der aber das Jüngere stilvoll zum Aelteren, das Aeltere stilvoll zum Jüngeren umgelagert ist.

Und allmählich verbraucht sich auch die Manifestation. Die Idee des imperialistischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Staates, zuerst manifestiert in Rom, wird als Gedanke im Zeitalter der beginnenden Weltwirtschaft, im Ringen zwischen Frankreich und England verbraucht.

Das aber ist so im Großen wie im Kleinen.

Die Mythologie war Auswirkung des Erlebnisses: Pazifischer Ozean; die Religion Auswirkung des Erlebnisses: westasiatische Kontinentalität; rationalistisches Denken, Technik und Maschine ist Auswirkung des Erlebnisses: Atlantischer Ozean plus Weltmeer.

Paideumatische Keimkraft und Entelechie bieten die Fähigkeit zum Erlebnis, der neue Raum Erschütterung und Dimension, das durch Zeit und Dauer zur Erfahrung werdende Erlebnis aber endlich die Intensität.

Das mit der Erschütterung verbunden auftretende erste Erlebnis bezeichnen wir als Intuition des Paideuma der Völker (vgl. Kap. 7 und 8).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

20. Stil und Zucht.

(1925.)

Ich sagte im drittletzten Abschnitt des vorigen Kapitels:

„Das Paideuma in seiner Entfaltung durch die Kulturschichten hindurch ist nichts anderes als ein Aufsteigen durch die Bewußtseinsformen in immer feinerer Gliederung der Sinnesanwendung und ein Neubilden aus immer größerer Entfernung durch die Gebundenheit des Stofflichen hindurch."

Für uns!

Denn das menschliche Bewußtsein ist deshalb für die Gesamtentwicklung des Paideuma in den Kulturformen von so entscheidender Bedeutung, weil sich in ihm die Begriffsbildung und damit die Erhaltung und Anwendung des aus der Ge-

mütsfläche Auftauchenden vollzieht. Jeder intuitiv gewonnene Ausdruck muß in eine Anwendung übergehen. Das eben vollzieht sich auf der Bewußtseinsfläche. Denn der Reflex auf der Gemütsfläche erfolgt durch Reiz aus der Umwelt. Ins menschliche Bewußtsein eingetreten, erfolgt dann aber der Vollzug der Verbegrifflichung und damit die rückwärts gerichtete Eingliederung des begrifflich Gewordenen in die Gesamtheit der vom Menschen ausgehenden Auffassung der Umwelt. Wenn ich nun sage, daß dieser Vorgang sich in immer mehr verfeinerter Gliederung der Sinnesanwendung abspiele, so bedarf das einer weiteren Erklärung.

In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stellte J. J. Sm. Steenstrup den Satz auf, das Geschlecht sei über den ganzen Körper verteilt und in allen Teilen vorhanden. Die neueren Untersuchungen haben hierfür allerhand Bestätigung gebracht. Wer einmal den Berührungsexperimenten beigewohnt hat, weiß, daß besonders weibliche, feinsinnlich veranlagte Wesen mit Fingerspitzenberührung Mann und Weib im

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dunkeln zu unterscheiden vermögen. Allein dieses schon läßt weitgehende Schlüsse in bezug auf die polaren Eigenschaften schon der Keimzellen zu. Diese waren demnach geschlechtlich ohne die Ausbildung spezieller Geschlechtsorgane. Aber was hier nach einer Richtung besonders leicht feststellbar ist, bezieht sich auf die ganze Sinnlichkeit.

Die Ergebnisse der modernen Psychologie geben uns ein Recht, anzunehmen, daß die gesamte, heute speziell lokalisierte Funktion der Sinne ausgeht von einer prioritätsmäßigen, auch physischen Einheit, in der also alle bei höheren Tieren heute in Gesicht, Gehör, Gefühl usw. verteilten Sinne ursprünglich enthalten waren. Unter ständigem, fortgesetztem Reiz der Umwelt erfolgte als Reflex die Ausbildung der einzelnen Sinne, die nun in Spezialressorts das übernehmen, was vordem die Sinnlichkeit als Einheit an Arbeit und Vermittlung zwischen Paideuma und Umwelt leistete. Die Bewußtseinsform als solche ist dann das Ergebnis gesteigerter Leistung, ausgeführt durch die Spezialisierung der Sinne.

Da nun der gleiche Vorgang im Aufbau der Kultur der Menschheit nachweisbar ist, so lassen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sich verschiedene Möglichkeiten der Ergänzung des im einen nicht Erkennbaren durch das im andern Feststellbare denken. Denn danach würde das Paideuma entsprechend seiner Entelechie im Physischen das homolog zu dem hervorrufen, was, wenn auch in anderer Weise, die Entfaltung der Kulturformen charakterisiert: von dem Lebensgefühl, das im Anfange Einheitlichkeit mit der Umwelt bedeutete (und das wir natürlich nicht zurückgewinnen und uns auch durch Denken und Vorstellung nicht wieder rekonstruieren können), bis zu jenem bei uns extrem Entgegengesetzten, das den Menschen zu dem von der Umwelt sich isolierenden Ego machte. Ebenso im Anfange Sippe und Klan eine Einheit, am Ende die zusammengehörige Menschheit geordnet nach Staatsprinzipien, Klassen, Berufen usw.

Diese Tatsachen bieten einen Einblick in die Entelechie des Paideuma, der sonst schwer zu gewinnen ist. Es entsprechen sich hierin aber nicht nur die Ergebnisse der Beobachtungen, die wir im physischen Bau des Menschen und in dem der Kulturformen machen, sondern auch diejenigen, die wir im Gesamtbau des organischen

Lebens überhaupt in der Linie Protoplasma — Hochtier gewinnen können.

Nämlich in der Beseelung der Materie.

Die „Durchseelung" — wie man besser, wenn auch nicht schöner sagen würde — muß eine ständig fortschreitende sein. Von der Keimzelle bis zu uns hat eine Steigerung der Organität stattgehabt. Der ununterbrochene Umsatz von anorganischen Stoffen in organische kann nur zugenommen haben, da uns die Ergebnisse aller Forschungen auch heute noch zwingen für eine geologische Urzeit Unmöglichkeit zu organischem Leben anzunehmen. Aus einer anfänglichen Einheit ging auch hier Gliederung der anorganischen Materie hervor, und dieser folgte dann das Keimen ersten Lebens.

In diesem großen Vorgange wird immer das Bedeutsame sein und bleiben: der ständig sich wiederholende Aufstieg aus dem Stofflichen, die damit gebotene Bindung, die in der Rückkehr aller Leben Bergenden zur anorganischen Materie ihren sichtbaren Ausdruck findet. In Anbetracht der Großartigkeit der Gesamtvorgänge muß ich demnach auf die Wichtigkeit der Frage hin-

weisen: Welches ist das Verhältnis des Paideuma zum Stofflichen?

Damit aber ist der dritte Gedanke der These im Anfang dieser Kapitel spruchreif. Dieser besagt, daß mit der Entfaltung des Paideuma durch die Kulturschichten „ein Neubilden aus immer größerer Entfernung durch die Gebundenheit des Stofflichen hindurch" Hand in Hand geht. Ohne weiteres ist es klar, daß der Ausgang von einer Einheit und der Verlauf in eine Gliederung für die Annahme einer Einheit des Paideuma ein Sichentfernen vom Wesen jeder nach Synthese drängenden Entelechie bedeutet. Jede Organität muß unserem Vermögen, in diesen Dingen etwas zu verstehen, entsprechend synthetisch sein. Die Gliederung auf dem Wege der Entelechie muß also Mittel sein, so wie Wurzel-, Keimblatt-, Laubblatt-, Blüten- und Fruchtbildung Mittel sind, den Plan der Pflanze als Grundlage von Entwicklung und Gestaltung durchzuführen. Also ist die Gliederung ein Verfahren, „Mittel zu gewinnen", um sich selbst zu vollenden.

Die Bahn des Werdens zeigt eine deutlich wahrnehmbare, wahrscheinlich stufenweise Lösung

späterer Formen vom Erdboden. In der Pflanze ist diese Entfernung eine scharf umgrenzt periodische, beschränkt sich nämlich auf den Zeitabschnitt von der Entfernung des reifen Samens der Mutterpflanze bis zur Neuverbindung mit dem Boden im ersten Keimen. Bei den Tieren ist die Trennung schon weitergeführt und teilweise auf den Stoffwechsel und Ernährungsprozeß, Bewegungsberührung und Verfallsvollzug beschränkt. Im Werden der Kultur aber besteht nur noch eine durch den Menschen bedingte, sehr unmittelbare Bindung mit diesem Erdboden. Das Paideuma ist Ausdruck der Umwelt in seinem Werden, im Sein aber infolge der Unmittelbarkeit seiner räumlichen Bindung und der sich steigernden Abhängigkeit vom Menschen mehr und mehr der Lösung von der stofflichen Bedingtheit ausgesetzt. Der Mensch als höheres Tier bildet ein Mittelglied zwischen Umwelt und Paideuma. Deshalb tritt hier das ein, was die gesamte Welt sonst nicht kennen kann: die Möglichkeit und der Vollzug gewisser Disharmonien und Stillosigkeiten.

Denn im Natürlichen, in der Umwelt gibt es keine Widersprüche. Die Umwelt hat ihren Stil

und ihre Harmonie nur vom Gedankenbereich des Menschen aus. Sie selbst ist überall eben „natürlich". Harmonie und Stil sind nicht Ausgangspunkte, sondern Gegensätze eines Selbstverständlichen, so wie ja Wahrheit auch nie ein Gegensatz zu Unwahrheit und Lüge ist. Stillosigkeiten, Disharmonien, Unwahrheiten und Verlogenheiten sind dadurch hervorgerufen, daß das Paideuma dem Menschen vom Stofflichen gelöste Mittel in die Hand gibt, die auf dem Weg der jeweiligen Umbildung vom Ziel zum Mittel und mit der Ausbildung des Zweckbewußtseins (das an Stelle der natürlichen Entelechie getreten ist) Widersprüche zur Natur des Stofflichen hervorriefen.

Frage des Stiles und der Harmonie in der Kultur!

Fassen wir erst einmal das Selbstverständliche ins Auge.

Frühe und schlafende Kulturen kennen keine Stilwidrigkeiten. Ob man ein Indianerdorf Brasiliens, eine melanesische Ortschaft, ein afrikanisches Lager, eine Siedlung der Polarvölker durchwandert, — man wird nichts Stören-

des, sondern nur Selbstverständliches, Ineinandergreifendes sehen, etwas, das nach allen Richtungen Bindung an die Umwelt in Schmuck und Kleidung, Handwerk und Architektur, Gerät und Waffen aufweist. Der Mensch spricht hier ebensowenig von Stil und Harmonie, wie er von Kultur redet. Alles ist unbewußt und selbstverständlich. Das gleiche drückt sich aus in allen alten Kulturen, so weit wir sie ergraben können, in Westasien und Aegypten, Griechenland und Kreta, Westafrika und Peru, Mexiko und China. Und tatsächlich lebt der Inder heute noch indisch, der Chinese chinesisch. Professor Wilhelm sagt mir, daß es in China vor einigen Jahren eine Welle gegeben habe, in der auch europäische Geschmacklosigkeiten, wie zinkgegossene Lampen, unmöglich gearbeitete Spiegel, groteske Möbel, Mode waren. Aber die gesunde Natur der chinesischen Kultur überwand diese Zeit schnell und für heute jedenfalls entscheidend.

Prüfen wir diese schon äußerlich so klar zutage tretende Erscheinung nun, auf den Innenbau der Kulturformen eingehend, noch weiter, so eröffnet sich uns die Tatsache, daß alle früheren Kulturen auch in tieferem Sinne nur „natürlich“

waren. Ich habe das für alle typische Bild einer Kultur, der tellurischen der Aethiopen des Sudan, im dritten Bande von „Und Afrika sprach“ gezeichnet. Das Ganze dieser Kulturform — wie stark sie auch im einzelnen variiert — greift überall und in jedem Punkte fein mechanisch ineinander, so daß das gesamte Kulturgebilde einen in sich stoffgerechten, konturierten Organismus darstellt. In verblüffender Folgerichtigkeit baut sich auf dem Knochengerüst organisch zusammengehöriger und ineinandergreifender Anschauungen und Institutionen das Leben mit seiner Unzahl von Kleinigkeiten auf, die nach den verschiedensten Richtungen variieren können und so den einzelnen Typen Charakter und Individualität verleihen, ohne daß die Lebensfunktionen davon irgendwie in ablenkendem Sinne beeinflußt werden. Die Grundlagen der Lebenserhaltung sind ebenso wiederzuerkennen in religiösen wie in sozialen Bindungen. Technik und Kunst gehören bedingungslos in die Gesamtheit, in Sitte und Recht. Nichts bereitet Widerspruch. Alles ist „gewachsen“, nichts ist „gemacht“.

Alles ist hier wie in der Natur „natürlich“.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die leitenden Kulturen unserer Zeit zeigen nicht mehr das Gleiche. In ihnen sind Stillosigkeit und Disharmonie als Neues im Werden und in der Durchseelung des Stofflichen erschienen. Im Aeußerlichen war das Ende des vorigen Jahrhunderts, im Sozialen die Gegenwart am reichsten an Belegen. In jener Periode goß man in Eisen die Formen von Marmorkapitälen, hämmerte in Stein Holzornamente, brannte in Porzellan Metallmodelle. Die Kleidung trat in Widerspruch zu den Körperformen, Gerät verlor die Beziehung zum Zweck, alles Sinnlose triumphierte. Dem Aeußeren entsprach in allzuvielem das Innere. Rechtssprüche widerstritten dem Rechtsgefühl, Staatsformen dem Gemeingefühl, das Profane dem Religiösen. — Es ist aber unsere Pflicht, es auszusprechen, daß die deutsche Kultur an der Spitze der in Disharmonie und Stillosigkeit schwelgenden marschierte. Und wir vollführten den Totentanz der Selbstvernichtung bis ins Grenzgebiet der Lebensmöglichkeit. Denn unsere deutsche Kultur hat eine Vertikalstruktur, die wir unserem westlichen Nachbar abgucken. Solches ist an sich fast selbstverständlich bei einer Kultur, die mehr der Intensität

unterworfen ist als irgendeine andere, so daß sie auch das Phänomen der Stillosigkeit und der Disharmonie am ausdrücklichsten zeigen muß.

Also nicht aus der Vereinzelung, sondern nur aus dem Wesen der gesamten Kulturen West- und Mitteleuropas heraus kann es möglich sein, die Frage nach der inneren Bedingtheit der Entstehung dieser Disharmonie zu beantworten.

Aus dem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ergibt sich die Antwort aber von selbst. Es ist ungemein charakteristisch, daß diese fast plötzlich sichtbar werdende Neigung zur Disharmonie Hand in Hand geht mit einer Auflehnung gegen das Metaphysische, mit der „endgültigen" Lossagung des Menschen von seinem Gefühl als Objekt, mit der Proklamation des Materialismus und der Verschiebung ins Mechanistische und Maschinelle.

Es ist der Ausdruck eines Kampfes, eines zeitweiligen Uebergewichtes des Stofflichen über das Metaphysische, der Mittel über die Entelechie. Das aber heißt, daß die Glieder den Zusammenhang mit dem Ganzen verloren haben, daß die Einheit trotz ihrer Priorität in der Periode der

Disharmonien zeitweilig in Verlust geraten und aufgehoben ist, bis die einzelnen Teile wie abgestorbene Partikel der Amöbe zu ihrem Lebenskern sich zurückgefunden haben.

Das ist sehr leicht verständlich, wenn man sich die Beispiele vergegenwärtigt, die ich im vorigen Kapitel betreffs des Uebergewichtes junger Manifestationen der Kultur brachte, wie der des Matriarchates, der Mythologie, der Religion. Die sich ihrer femininen Kultur spontan bewußt werdenden Völker treten auf in schroff das Männliche negierender Strukturbildung. Die ersten Zeiten müssen, gesellschaftlich und gemeinschaftformend, als matriarchalische alle Wesenseigenschaften des Weiblichen mit zynischer Betonung des Bewußtseins hervorkehrend, erschreckend gewesen sein. Ebenso aber ist es mit der Maschine.

Der Unterschied jedoch ist ein eklatanter. Jede derartige Manifestation leugnet zunächst im Bewußtsein ihrer Selbstherrlichkeit die Bindungen der Herkunft und des Gegenspieles, das Matriarchale die Vaterschaft, die Religion den Mythos, die Philosophie die Religion, der Materialismus die Metaphysik.

Durch den letzten Vorgang, den Umschlag zum Materialismus, wurde aber eine Wandlung vollzogen, die nun zum erstenmal im Werden des Ganzen auftritt: die Aufhebung der „Durchseelung" des Stofflichen. Mit jeder „Erfindung", die der Mensch macht, löst er sich zunächst von der paideumatischen Bindung mit dem Stofflichen. Der Intellekt des Menschen nimmt in die Hand, was an sich Ausdruck des Paideuma und auf dem Wege der Entelechie des Paideuma liegt. Er durchbricht die Struktur des Lebens. Er errichtet sich und dem Metaphysischen eine Schranke. Mit dem Erfolge des Mechanismus und des Materialismus hat er diese Schranke aber zu einem ganzen Gebirge übereinandergehäuft, das zu durchbrechen Aufgabe des beginnenden Zeitalters und der deutschen Kulturarbeit zu sein scheint.

Denn das Riesennetz von Drähten und Schienen, Agenturen und Kolonien, Missionen und Börsen, mit dem die Erde umsponnen wurde, ist zunächst nicht der Ausdruck des Paideuma, sondern des zweckbewußten Intellektes. Es ist Dung, aber nicht Same.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es scheint mir nicht schwer zu sein, heute schon den Weg zu erkennen, der aus dieser allgemeinen Disharmonie herausführt; wir brauchen uns nur zu vergegenwärtigen, bis zu welchen „Natur"- und Kulturwidrigkeiten der Mechanismus, die übertriebene Einschätzung menschlicher Macht über die Naturgewalten und den damit verbundenen Materialismus geführt haben, um den Abschnitt bezeichnen zu können, in welchem die Dissonanz ihre Auflösung erfahren muß. Die Dissonanz selbst muß ja das Gesetz der Auflösung in sich bergen.

Das, was die Disharmonie am meisten charakterisiert, ist die künstliche Gliederung unserer Kultur. Das Artifizielle ist das Entscheidende. Für alle Zeiten wird Erzbergers Finanzexperiment eines der schönsten Beispiele kulturmorphologischer Naturwidrigkeit bleiben. Eine der Entelechie des Ganzen entgegengesetzte, echt westländische Zentralisation des Steuersystems hatte innerhalb von fünf Jahren eine genau entgegengesetzte Dispersion als Gegenwirkung. Der Organismus half sich selbst und reflektierte umgekehrt.

Das Artifizielle ist Zucht. Zucht auf Medio-

krität, auf Masse, auf Intellekt. Jede Zucht auf Intelligenz gibt naturnotwendig eine wirkende Kurve der Mediokrität. Zucht führt zuletzt zu einer Zeit, in der jeder dichten kann, die aber keinen Dichter hervorbringt, in der jedermann Musik machen kann, aber kein Komponist (im Sinne hoher Kunst) geboren wird, in der alle Welt bauen kann, der Architekt aber durch den Unternehmer ersetzt wird, in der alles philosophiert, der Philosoph aber fehlt.

Diese Zucht geht in der Widersinnigkeit so weit, daß sie sogar das Sinnige der Widersinnigkeit aufhebt. Von den großen Gedanken des heute zusammenbrechenden Systems Darwins war das eine bestimmt zu begründen: die Erkenntnis von der großen Bedeutung des Kampfes ums Dasein. Wenn auch nur in der Variante, daß der Gebrauch der Glieder die Entelechie der Muskelbildung fördert, solange es in deren Sinne liegt. In der Zeit, in der man geneigt war, den Darwinismus zur Staatsreligion zu erheben, hätte wenigstens diese Beobachtung Beachtung und Verwendung bei der Beeinflussung der sozialen Struktur finden müssen. Was aber tun wir? Wir garantieren, garantieren alle! England, indem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

es zur Erhaltung der Handelsvorteile und der finanziellen Wohlgeborgenheit seiner Bürger Kriege führt und den Cant fördert (vergl. das ausgezeichnete Werk: E. G. Jellicoe: „Playing the Game", London 1924, das jeder Kulturmorphologe lesen sollte); Frankreich mit seinem Rentensystem, Deutschland mit dem Schrecklichsten alles Schrecklichen, dem Versicherungswesen, indem (zum Teil sogar von Staatswegen) alles versichert wird: Leben und Alter, Häuser und Felder, Gesundheit und Fensterscheiben, Hunde, Katzen und ich weiß nicht, was sonst noch alles. Um alles in der Welt sich nicht dem Schicksal aussetzen! Welch ein Segen, daß die Verwaltung der meisten der so angelegten Versicherungssummen den größten Teil auffrißt, so daß nur eine gewisse Schicht von Beamteten durch den bequemen Stundenverbrauch paideumatisch zermorscht wird, das Volk als solches aber keinen allzu schlimmen Schaden nimmt, weil die Garantie doch nicht die letzte Ver-Philistrierung zuläßt.

Die naturgemäßen Folgen dieser dem Materialismus entspringenden mechanistischen Zuchtmaßnahmen sind heute schon im ersten Sym-

ptomen bemerkbar. Die Tendenz zur Mediokrität ging schon seit langem so weit, daß alles eigene Gedanken und Fähigkeiten Aufweisende als „unbequem" vom Beamtenkörper abgestoßen wurde. Heute, wo man nach Tüchtigkeit schreit, fehlt natürlich die Kategorie der freudigen und geborenen Daseinskämpfer und der Menschen, die bereit sind, auch außerhalb des Waffenkrieges als Staatsmänner zu siegen oder zu sterben. Und ganz dasselbe ist es, wenn heute das Wort „konservativ" auch für uns nach mancher Richtung eine Bedeutung erlangt hat, die erschreckend ist, weil sie direkt Verblödung zeigt. Hierfür ein Beispiel. Vor einigen Jahren war in dem Abgeordnetenhause eines deutschen Bundesstaates der Antrag eingebracht worden, das Institut für Kulturmorphologie zu unterstützen. In dem Hin und Her der Meinungen kam zum Ausdruck, daß die Leistungen des Institutes gegenüber anderen, staatlichen Instituten hervorragend, daß manche Staatsinstitute dagegen senil und unproduktiv seien. Der Antrag wurde aber zum Schlusse doch abgelehnt, weil zuerst die dem Staate gehörigen Institute erhalten werden müßten, „weil sie Eigentum des Staates seien".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und kein einziger Abgeordneter widersprach diesem Nonsens; keiner sagte, daß Morsches eben auf den Komposthaufen gehöre, daß die geistige Kraft des Staates in der Leistung des Volkes liege, nicht aber in der Erhaltung der Senilität.

Das letzte Beispiel des kulturellen Zustandes unserer Zeit und Länder ist aber das Bedeutsamste: die Durchführung der Gliederung, zunächst mechanischer Natur, die in letzter Linie wieder zur Einheit führen muß und damit zur Auflösung der Dissonanz.

Der französische Philosoph Le Bon sagt einmal: „Die einzigen Veränderungen von Bedeutung — die, aus denen die Erneuerung der Kultur entspringt — vollziehen sich auf dem Gebiete der Ideen, der Gedanken, der Ueberzeugungen.“ Und ein anderesmal: „Es ist den Philosophen und Historikern unschwer gelungen, zu zeigen, daß die Institutionen Töchter der Ideen, Gefühle und Gesittungen sind, und daß diese Ideen, Gefühle und Gesittungen durch die Umbildung der Gesetze nicht umgestaltet werden.“ Und dann

wieder in bezug auf die Gesetze, daß die Völker mit deren Vermehrung sich ein Joch auferlegen und „hierdurch zuletzt alle Spontaneität und Energie einbüßen".

Auf drei Gebieten wollen wir die fachliche Gliederung der heutigen Zeit, die Aufteilung in Berufe und in Interessensphären ins Auge fassen.

Zunächst in allem Technischen. Wieviel Spezialisten dazu gehören, ein Haus von Handwerkern herstellen zu lassen, ist oft schwer zu sagen. Steine, Mörtel, Holzteile, Kamine, Beschläge, Tapeten, Leitungen usw., jedes einzelne in der Hand von Spezialisten. Der eine fertigt nur Nägel, der andere nur Schrauben, der dritte nur Regenrohre, der vierte nur Schlösser an. Aber alles fließt zuletzt nur in der einen Synthese „Haus" zusammen, in dem sich außerdem alle Möbel, alles Gerät, aller Schmuck zuletzt an ihrem Platz und in voller Ausgestaltung des Lebensnotwendigen zusammenfinden. Hierin also ist alles zum besten. Die technische Umrahmung des Lebens ist im mechanistischen Zeitalter in ihrer Art vollendet.

Zum zweiten unsere Beziehung zur natürlichen Umwelt. Dazu ist zu bemerken, daß gerade sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeigt, wie ganz nach dem Satze Le Bons die Ideen früherer Zeit zu Institutionen und realen Lebenssicherungen einer späteren werden. Ohne intuitive und dann erfahrungsmäßige Arbeit wären alle bedeutenden Industrien der Jetztzeit nicht denkbar. Die materialistische Betrachtungsweise ist sehr gern bereit, jeden Augenblick zu vergessen, daß alle materiellen Fortschritte der alten Zeit in letzter Instanz aus dem Bereich der Ideen stammen, — deren Konzeptoren allerdings allzu häufig in großer Dürftigkeit lebten, wie ja auch heute noch nicht begriffen wird, daß Gedanken für die Kultur wichtiger sind als materielle Vorteile, und daß die Ideen selbst die Lebensadern der Kulturen sind. — Aber abgesehen von der bedauernswerten Tatsache, daß die Beschäftigung mit der Umwelt im Sinne des Mechanismus diesen notwendigsten Gewinn des Bewußtseins nicht einbrachte, hat doch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Umwelt ein Tatsachenmaterial und damit ein Werkzeug geschaffen, das heute schon fast als genügendes Mittel erscheint, einer künftigen Metaphysik die Möglichkeit zur „Wissenschaftlichkeit" zu gewähren.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zum dritten nun aber unsere Beziehung zur Menschheit, zum Wesen des Menschlichen. Soweit es sich um das Physiologische handelt — eine tüchtige und gediegene Zeit! Auch in der Gliederung zu Spezialflächen ist sie ausgezeichnet. Aber fassen wir alle Fächer der Philologie und Geschichte ins Auge, so muß auch dem harmlosesten Laien ein eigenartiger Widerspruch auffallen, den man am klarsten in der Weise formuliert, daß man sagt: der äußerlich und technisch dem Abschluß zudrängenden Weltwirtschaft mit ihrem einheitlichen Geäder steht weder philosophisch noch wissenschaftlich eine Durchdringung der Erdkultur gegenüber; statt eines Wissens von der Gesamtheit der Kultur und den Abzweigungen des einzelnen aus einem Ganzen, statt einer Synthese in solchem Sinne, die naturgemäß die Struktur der Weltwirtschaft sein müßte, — statt dessen Sinologie und Aegyptologie, Babylonismus und Amerikanismus, Spezialfächer für alle Sprachen, alle Völker, alle Geschichtsteile, alle Rassen, dazu eine Prähistorie und eine deskriptive „Völkerkunde“, alles den Anspruch erhebend auf Isolierung und das stille Glück im Winkel. Wer in der Naturwissenschaft

den Amphioxus oder die Amöbe oder die Farren im speziellen studieren will, muß ausgehen von einer Kenntnis der Gesamtheit organischen Lebens. Wer aber über die Geschichte des Mittelmeerbeckens heraus eine Gesamtheit älterer Kulturperioden ins Auge fassen will, erfährt einen bis zur Komik gesteigerten Einspruch von Historikern und anderen Zünftlern.

In der Ueberwindung dieses zwischen Weltwirtschaft und Kulturmorphologie gebotenen Hiatus sehe ich die Möglichkeit, die große Dissonanz unserer Zeit aufzulösen.

Und ich weiß, daß eine spätere Zeit dieses bestätigen wird.

Denn aus solcher heute schon aufdämmernden neuen Synthese wird — und damit sind wir im Rundgang wieder bei den ersten Ueberlegungen dieses Kapitels angelangt — das menschliche Bewußtsein aus seinem derzeitigen Egozentrismus und seiner Intellektualistik erhoben werden, bis es sich dem Verständnis des Metaphysischen zu nähern vermag, — und es dem Menschen so ermöglichen, das bewußtseinsmäßig zu erfassen, was ihm vordem nur auf der Gemütsfläche und der Spontaneität fühlbar war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Isolierung von Stoff und Paideuma wird dann aufgehoben sein.

Menschlich gesprochen, wird dieser Wandel die Rückkehr zur Pietät vor einem „Höher als menschlich“ bedeuten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

21. Formen und Perioden.

(1920.)

An einigen Beispielen habe ich die Unterschiede der Dichtung bei Afrikanern dargelegt. Es sei erinnert an den Schmerzgesang des Bena-Lulua-Greises, dann an die Meinung des Dialli Korongo von Segu über die Entstehung von Gesängen, endlich an die Einleitung zur Erzählung des Blinden*). Ich wiederhole, daß trotz der emsigsten Umschau, die ich in Nord und Süd, Ost und West des Kontinents gehalten habe, mir nur wenig Völker bekannt wurden, bei denen dichterische Neubildungen stattfanden. Ich habe im Laufe der Jahre Tausende von Fabeln, Erzählungen, Legenden, Märchen, Gesängen gehört und weit über tausend aufgezeichnet, wozu noch als Material die Reihe von kleinen und großen Erzählungen kommt, die die eigentliche Literatur

*) Vgl. „Schwarze Seelen".

bilden und deren Nachprüfung genau das gleiche Resultat zeitigt: die wenigen Stämme mit der Fähigkeit, neu zu bilden, sind heute eine Ausnahme gegenüber den Hunderten von Völkern und Tausenden von Stämmen, deren Dichtkunst vollständig erstarrt ist.

Prüfe ich diese auffallende Erscheinung nach, so ergibt sich nicht etwa eine „besondere Veranlagung" dieser Völker zur Dichtkunst; es zeigt sich vielmehr, daß dies nur eine einzelne von mehreren in voller Blüte stehenden Ausdrucksformen ist, welche der Gesamtkultur der betreffenden Stämme eine Ausnahmestellung im Rahmen der übrigen afrikanischen Völker verleihen.

Leicht läßt sich dies bei den Bena Lulua (siehe Kap. 3) erkennen. Sie sind nicht nur durch die Dichtkunst ausgezeichnet; sie haben auch eine „neue Religion", den Riambakultus, entwickelt; sie haben eine durchaus stammeseigene Ornamententwicklung; sie traten alles in allem ihren Entdeckern, meinen Vorgängern Pogge und Wißmann, in den achtziger Jahren als ein Volk ganz eigener Art entgegen. Was diese Forscher unter den früheren Baschilange und heutigen

Bena Lulua erlebten, steht einzig da. Das Besondere liegt in der ununterbrochenen Begeisterungsfähigkeit, aus der heraus sie den Europäern in die dichtesten Urwälder zu den als schlimmste Kannibalen verschrienen Stämmen folgten und, obwohl sie bis dahin keinerlei Schiffahrt getrieben hatten, sich ohne lange Ueberlegung entschlossen, den riesenhaften Kassaistrom hinab in die dunkle Welt des Unbekannten hinauszufahren. Wenn demgegenüber etwa gesagt werden sollte, daß ostafrikanische und hier und da auch einmal westafrikanische Träger ähnliche Dienste geleistet haben, so übersieht man, daß diese küstennahen Stämme aus unfreiem und teilweise halb nomadischem Dasein hierzu erst erzogen werden mußten, während bei den Baschilange-Bena Lulua der Entschluß zu solchem Beginnen aus vollkommener Seßhaftigkeit heraus ganz freiwillig und spontan erfolgte.

Es ist ein seltener Glücksfall, daß es gelang, auch einiges über die Geschichte dieses Zustandes in Erfahrung zu bringen und nachzuweisen, daß er einen erkennbaren Beginn gehabt hat. Das war damals, als, von der Westküste herannahend, die Sage von den weißen

Menschen ein stilles Aufhorchen zur Folge hatte, dem dann der verblüffende Knall des ersten Büchsenschusses in den Grenzwäldern folgte. Dann endlich das Erscheinen der Europäer selbst! Wenn die Alten davon sprachen, erglänzten ihre Augen. Es war deutlich, daß, wenn sie nun auch den Europäer und seine Machtmittel als etwas Normales kennen gelernt hatten, solches doch nicht den ursprünglichen Eindruck des W u n d e r s verwischen konnte, das damals wie eine Erfüllung die Seelen dieser Menschen erleuchtete. Es war die Erschütterung, die das herannahende f r e m d e L e b e n mit sich gebracht hatte.

Ich will die feststellbaren Vorgänge ihrer Reihenfolge und ihrer Bedeutung nach wiedergeben: Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts saßen die Baschilange-Bena Lulua eingekeilt zwischen fremden Völkern anderer Art. Im Norden die herrischen Bakuba, im Osten die gewalttätigen Bassonge, im Westen die feindseligen Bapende, im Südwesten die primitiven Bakete, im Südosten die starken Baluba, mit denen die Baschilange zwar sprachlich verwandt waren, von denen sie sich aber getrennt hatten,

um sich mit einem hier schon von altersher ansässigen Volke zu mischen. Diese Mischung mit den Alteingesessenen vollzog sich im stillen. Es ist auch in der Erinnerung und dem Bewußtsein der Baschilange-Bena Lulua für diese Zeit ein traumhaftes, großes Schweigen, eine Zeit, aus der nichts zu sagen ist. Eine dunkle Erinnerung an die Einwanderung und Loslösung von den Baluba ist vorhanden. Aber für nachher, für die Zeit der ungestörten Abgeschlossenheit von der Umwelt bis zum Eintritt der ersten Berührung mit der Westküste, fehlt jede Erinnerung. Die Baschilange-Bena Lulua wissen nur, daß das Land „eng" und daß kein Verkehr war, „daß ein Tag war wie der andere".

Demgegenüber das erste Bewußte. Eines Tages bemächtigt sich aller eine tiefe Erregung. Der erste Baumwollstoff kommt ins Land, die Nachricht von einem weißen Volke, „das in einem großen Wasser des Westens lebt", verbreitet sich; der erste Büchsenschuß fällt in den westlichen Randwäldern und mit dem Büchsenschuß ein gigantischer Elefant, der bis dahin als unüberwindlich galt. Eine Spannung sondergleichen, eine Erwartung jeglicher Möglichkeit gegenüber

bisherigen Unmöglichkeiten löst das träge Hinträumen ab. Der alte Ratgeber des Fürsten Katende drückte das aus mit den Worten: „Darauf wußten wir, daß wir anders waren als andere, daß es ein anderes Leben (mojo) gab als unser Leben." — Die Ornamentik, der Riambakultus, die Dichtkunst, ja sogar einige Ansätze von Charakterbildungen traten zutage. Die Erschütterung ist erfolgt, ein dämonisch aufblühendes Paideuma ist entstanden.

Das Bild, das sich hier entrollt, entspricht bis in alle Einzelheiten dem, das ich vom Dämonischen und den Idealen im Individuum geben konnte. In einem Volke zeigt das Paideuma die gleichen Phänomene. Es entsprechen sich hier gleicherweise stufenmäßig: die Ausbildung des Dämonischen in der Barbarei, die der Ideale in der Kulturei, die Umbildung zu Tatsachen in der Mechanei des infantilen, juvenilen und virilen Paideuma des Individuums.

Spengler hat in seiner Morphologie der Weltgeschichte mit einem ungewöhnlich starken Lebensvermögen ein ungemeines Wissen zu einer organischen Physiognomik der Kulturgeschichte ausgestaltet. Sein Feld ist die über-

sichtliche „Kulturgeschichte", beginnend mit dem alten Aegypten und endigend mit uns Okzidentalen von heute und mit der uns nahen Zukunft, also die Summe von Kulturepisoden, die ich nachstehend als die der Gestaltungsperiode zusammenfasse. Spengler hat diesen Zeitraum paideumatischer Entwicklung wirklich durchdrungen und die Entdeckungstat, die durch meine und wohl auch andere Arbeiten vorbereitet war und in der im Laufe der letzten Jahrzehnte gar mancher Gelehrte sich versucht hat, diese Entdeckungstat hat er für diesen Zeitraum und in diesem geographischen Rahmen tatsächlich vollzogen.

Aber Spengler arbeitet nur auf diesem Boden, ist nur daheim in den Formen und Zeiten der monumentalen, juvenilen Kulturei; und deshalb ist er an der ganzen Welt der primitiven Erscheinungen ohne Achtsamkeit vorübergegangen Das Paideuma des Urmenschen ist für ihn nur ein Chaos (S. 410), die Steinzeit ohne Stil (S. 275), die Umwelt des primitiven Menschen ohne Physiognomie (S. 243) und ohne kausale Ordnung (S. 171), es fehlt den Urvölkern noch „der mythische Organismus" (S. 56). Vor allem

begrenzt Spengler sich selbst, indem er die Gemälde der Steinzeitmenschen auf den Nachahmungstrieb zurückführt (S. 263), d. h.: das Phänomen der Geburt des Dämonischen bleibt ihm verschlossen.

Dantes Incipit vita nova gilt auch bei Spengler für den Zeitpunkt der Ichbildung auf der Lebensfläche der juvenilen Ideale, und zwar der bewußten in der monumentalen Volkskultur, und nur hierfür! Es ist richtig, jede Kultur hat ihre eigene Sprache (S. 249), und unserer Zeit scheint zunächst nur die der Monumentalität würdig, oder deutlicher: sie ist ihr leichter zugänglich. Die gleiche Unterscheidung, die die Griechen dazu führen mußte, sich selbst als Einheit allen anderen Völkern als Barbaren gegenüberzustellen, läßt Spengler in der Unterscheidung der Kulturformen walten. Der letzte Aufschluß über das Phänomen der Intuition kann also von ihm nicht erreicht werden.

Diesem Entwicklungsbilde monumentaler Kulturen stelle ich das Beispiel eines primitiven Volkes, der Bena Lulua, gegenüber.

Hier liegt eine „primitive" Kulturform vor, die innerhalb ihrer Entwicklung ebenfalls

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein juveniles Stadium zeigt. Ich habe lange genug unter und mit den Bena Lulua gelebt, um sagen zu können, daß ihr Lebensstil durchaus einzigartig ist; nur wird es unmöglich sein, ihr Paideuma so zu umschreiben, wie dieses hinsichtlich des antiken oder abendländischen gelingen kann. Die Monumentalität des griechischen Dramas, des gotischen Domes ist nicht vorhanden. Ich muß deshalb auf andere Ausdrucksformen hinweisen.

Ueber den Sudan zwischen Niger und Nil sind Hunderte von verschiedenen Stämmen verbreitet. Wer sich dem Studium ihrer paideumatischen Eigenart und zumal derer im Haussagebiet, die für das Nachfolgende hauptsächlich in Betracht kommen, hingibt, wird alsbald auf einen Unterschied stoßen, der sie in zwei Gruppen zerfallen läßt.

Die einen Stämme leben nur in kleinen Verbänden, kennen keine Märkte, sprechen oft Dorf für Dorf ein eigenes Idiom und sind in der sozialen Gruppierung kaum über die Sippe hinweggekommen. Die anderen dagegen wohnen in Städten. Ihre Sprache dehnt sich über weite Strecken aus. Sie haben ein reich gegliedertes

Staatsleben, regen Handelsverkehr, Entwicklung von Berufen, Zünften, Großmärkten. — Die Kultur der ersteren bezeichne ich als Flachkultur, die der letzteren als Hochkultur. Paideumatisch sind beide Kulturtypen durchaus verschieden.

Die Menschen der Flachkultur sind wortkarg Im Verkehr mit ihnen fühlt jeder bald, daß sie jeden Menschen als Typus für sich betrachten. Sie e r l e b e n den anderen Menschen und treten mit Bekannten wie Fremden in gefühlsmäßig ablehnende oder zuneigende Beziehung. Sie haben durchweg eine klar gegliederte Anschauungswelt, in der (das ist paideumatisch und symbolisch gemeint) jeder Hausrat eine genau vorgezeichnete Stelle einnimmt, in der jeder Baum und Stein ein Wesentliches, in der jeder Wert ständig fest und invariabel ist, in der vor allem alles i s t und hierüber keinerlei Zweifel auftauchen kann. Die Bewegungslinie ihrer Schicksale ist eine allen gemeinsame. Alles ist selbstverständlich, derart selbstverständlich, daß es keinerlei „Frage" gibt, daß die Vorstellung, daß für andere irgendetwas anders sein könnte, ihnen a priori unfaßbar bleibt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Menschen der Hochkultur zeigen dagegen schon bei der ersten Begegnung den Drang, jeden irgendwie in eine Kategorie zu bringen. Sie kennen weniger das Individuum als die Art und legen jeder Art einen bestimmten Wert bei, betrachten jedes Individuum vor allem als Vertreter seiner Art. Sie sind stets bereit, zu handeln und zu verhandeln, sprechen viel und äußern eine ständige Begehrlichkeit nach neuen Meinungen, um dann ihr eigenes Schicksal mit deren Verwendung zu ändern.

Der Verlauf des Lebens ist für die ersteren vorzugsweise synthetisch, für die letzteren analytisch. Die ersteren kennen nur d a s Schicksal, die letzteren e i n Schicksal. Die ersteren leben in einer dämonischen Welt, die für alle ein und dieselbe ist. Die letzteren bauen sich die Tatsächlichkeit jeder nach eigener Art auf. Das Paideuma der ersteren bewegt sich fast ununterbrochen auf der Stufe der Barbarei, das der letzteren zumeist auf dem der Mechanei.

Die beiden Kulturformen leben ohne wesentliche gegenseitige Beeinflussung dicht nebeneinander. Meist beginnt schon wenige Kilometer

von der Stadtmauer entfernt der Heimatsraum der Flachkulturen. Die Frage ist nun die nach dem paideumatischen Entwicklungsgang. Das Wesentliche hierfür beruht darin, daß ich in diesen Haussaländern jede Staatenbildung der Hochkulturen Hand in Hand gehend fand mit einer Verschiebung des Lebensraumes (also einer geographischen Raumveränderung) und daß sich gleichzeitig stets ein Wechsel der paideumatischen Stufe nachweisen ließ. Jeder der eigentlichen Staaten ist ursprünglich von einem Volke der Flachkultur geschaffen; keiner der einmal geschaffenen Staaten erlebte eine zweite Blüte unter Leitung des gleichen Volkes, das ihn einst schuf. Hand in Hand mit der Staatenbildung ist dann die Ausgestaltung eigener Sprache, Ausgestaltung eigener Abarten der allgemeinen Ornamentik und wohl auch eigener Dichtung (Legendenbildung) gegangen. Mit der Erstarrung des Staatslebens war dieser Bildungsvorgang dann aber stets abgeschlossen; d. h.: 1. das Paideuma der Flachkultur gehört der kindlich-dämonischen Art an, 2. der Prozeß der Veränderung des geographischen Lebensraumes mit gleichzeitiger Staatenbildung ist die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ganz kurz bemessene Blüte juveniler Ideale und 3. das Dasein der Hochkulturen in den Städten ist gleichbedeutend mit der fast absoluten Herrschaft viriler Tatsachengesinnung. Die Barbarei klingt also nach ganz kurzer Blütezeit (Kulturei) in Mechanei aus. Vielleicht erklärt sich hier mancherlei aus einer einfachen, immer wiederkehrenden Erscheinung. Wenn solche Flachkulturvölker einen derart plötzlichen und mit Staatenbildung endigenden Zug antreten, so wechseln die tragenden Menschen den Lebensraum nicht als einzelne, sondern als ganzes Volk. Sie gewinnen das neue Land und sogleich schließen sie sich und die „Tatsachen" ihrer Umwelt in umwallten Städten gegen die hier einheimische und umwohnende Flachkultur und deren Dämonisches ab.

Mit diesem Zustand der Dinge möchte ich nun die entsprechenden Formen der höheren Kulturvölker und der von den Völkern der Haussaländer abweichenden Mandestämme vergleichen.

Auch wir haben in Europa die zwei Extreme, haben auf dem Lande die Flachkulturen und in den Städten die Hochkulturen. Auch bei uns

bewegt sich das Bauernleben auf einer anderen Stufe als das Dasein der Großstädter. Aber — und hier liegt der tiefe Unterschied — Flachkultur und Hochkultur wird von Menschen des gleichen Volkes, der gleichen Sprache, der gleichen Rasse getragen. Beide erleben einen, wenn auch im Laufe der Entwicklung immer mehr sich einengenden, so doch stets wahrnehmbaren, dauernd fließenden Kräfteaustausch. Die Menschen der Städte und die des Landes sind bildungsmäßig geschichtet. Es gibt auf dem Lande gebildete Menschen, wie in den Städten, und nicht selten verstehen die oberen Schichten des Landes und die der Stadt (zumal solange ein Adel den Großgrundbesitz in Händen hat) sich untereinander leichter als die unteren Schichten, d. h. an Stelle oder neben die horizontale Gliederung in Hoch- und Flachkulturen tritt die vertikale ihrer Bildungsschichten.

Bei den Völkern der Haussaländer zeigen sich dämonisches Empfinden in der Flachkultur, Tatsachensinn in der Hochkultur, beide unüberbrückbar getrennt, Entwicklung der Ideale verbunden mit geographischer Verschiebung. In den Kulturen unserer Art dagegen treten wohl

auch Dämonisches in den Flachkulturen und Tatsachen in den Hochkulturen bedeutsamer hervor; beide aber verbleiben im ständigen Austausch, da die Verbindung der vertikalen geographischen Verschiedenheit durch eine horizontal liegende Bildungsschicht hergestellt ist, die wenigstens für die kleinen Städte eine entscheidende Bedeutung hat.

Das ist aber nicht nur bei den Okzidentalen so. Auch aus Afrika kann ich hierfür ein Beispiel anführen, das der Faraka-Mandeländer. Hier liegt weit ausgebreitet ein Netzwerk von Hochkultur, bei dem die Knoten als kleine befestigte Marktstädte, die Schnüre durch viel bewanderte Verbindungsstraßen hergestellt werden, über einer das ganze Land bedeckenden Flachkultur. Ein aus dem Norden stammendes Volk hat die ganze Menschheit der Faraka-Mandeländer vereinheitlicht, so daß die Bewohner der Städte und die des Landes gleichen Sprachen- und Rassenbestand aufweisen. Die vertikale Abgeschlossenheit ist eine sehr bedingte. Denn alles, was in den kleinen Städten der Vermehrung entgegensieht, das Weib, die Stute, die Hündin, wird auf das Land gebracht,

um hier den Nachwuchs auf einem starke Nahrungsmittel und gesunde Arbeit bietenden Boden zur Welt zu bringen. — Dabei besteht eine durchgeführte Bildungsschichtung. Die vornehmen Horro (Ritter und herrschendes Volk) mit ihren sangeskundigen Dialli (Barden) auf der einen Seite, die kunstfertigen Schmiede mit ihrem reichen Schatz übersinnlicher Vorstellungen auf der zweiten, sowie die Ulusu als emsige Bauern auf einer dritten leben nebeneinander und bereichern durch Wechselwirkung das Paideuma des Individuums wie das der Masse. Die Horro mit den Dialli sowie die Schmiede mit den Ulusu stellen zwei Schichten in der Kulturform dar.

Der unteren Schicht des Paideuma gehören nun die gern und häufig erzählten Volksmärchen und Fabeln, ferner das altertümliche Bundeswesen mit den Masken und endlich das Schamanentum an. Die obere Schicht hat die herrlichen Bardengesänge, die reich gezierte Tracht (die wundervoll gestickten Toben sind seinerzeit in Faraka entstanden und von dort aus erst nach dem Osten gewandert), die gewaltigen Grabbauten, die alten Königspaläste hervorgebracht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Vergleich der Dichtwerke beider Schichten ergibt, daß die Fabeln, Märchen usw. Allgemeingut des Volkes sind, daß sie überall erklingen, daß sie keinerlei individuelle Erscheinungen zum Objekt haben und keinerlei Umbildungen unterworfen sind. Die Gesänge der Barden zeigen dagegen die Schilderungen von persönlichen Entwicklungen und Schicksalen; ihr Vortrag ist durchaus bewußt künstlerisch, d. h. aus dem Kreise der berufsmäßig vorgebildeten Zunftmitglieder treten ideal veranlagte Schöpfernaturen hervor.

Diese Erscheinung einer Zweischichtbildung ist das, was alle sogenannten Kulturvölker vor den primitiven auszeichnet, vom alten Aegypten an bis zu uns herauf. Das alte Aegypten hatte neben dem steinernen Tempel des Gottes die Lehmbehausungen des Volkes, die Antike neben ihren Märchen und Fabeln die philosophischen Systeme und großen Dramen, der Okzident neben der Fuge das Volkslied.

In der unteren Schicht lebt das Paideuma einer älteren Periode weiter, lebt und wirkt dämonisch fort und fort auf die obere Schicht, in der sich die Ideale als monumentale Ich-

bildungen einstellen. Diese dämonischen Seelenkräfte der unteren Schicht sind und bleiben überall die Wurzeln des Paideuma, im Volk wie im Individuum. Das lehrt die Betrachtung jeden Unterganges einer Kulturei — auch einer monumentalen. Und das ist ganz naturgemäß. Denn die Bildung und Abschließung der Großstadt als Herberge bloßer Tatsächlichkeiten bedeutet das Ende der Dämonen.

So wurzeln auch, um mit Spengler zu reden, die apollinische, die ägyptische und die faustische Seele im Volke und bedeuten die Gesamtheit des Volkspaideuma; wenn diese dann aber in den großen städtischen Werken der Mathematik, Malerei, Architektur, Dichtkunst und Plastik zum Ausdruck kommt, so ist das nur der Bildung einer durchgeistigten Oberschicht zu verdanken, deren Führer stets einzelne dämonisch-geniale Naturen sind.

Es zeigt sich also eine deutliche Periodenbildung in der Entwicklung des Paideuma. Die älteste Stufe, deren Formen typisch erhalten sind in der äthiopischen Kultur der Haussaländer, ist rein tektonisch, d. h. sie baut

aus den Fundamenten des Seelenlebens überhaupt die Umrisse einer Kultur in wenigen klaren und bedeutungsvollen Zügen auf. Ich nenne dies die Schöpfungsperiode. Dagegen ist die Kultur der Mande-Farakavölker schon eine zweischichtige, muß also schon in der Gestaltungsperiode entstanden sein, die unserer Zeitrechnung nach etwa mit Babylon und Aegypten einsetzt.

Das Paideuma der Gestaltungsperiode bringt eine Oberschicht und in dieser das ungebundene Individualpaideuma, im höchsten Falle das Genie, hervor. Die Schöpfungsperiode kannte die Einzelseele nur als verkleinertes Nachbild der Gemeinseele. Diese Gemeinseele, deren typische Kultur ich in den Flachkulturen der Haussaländer geschildert habe, entfaltet sich in der Gestaltungsperiode zum Volkspaideuma, wie es die Mandeländer zeigen.

Wenn sich aus allem Vorhergehenden ergibt, daß das Verständnis für den Reichtum dieser Formen dadurch erschwert wird, daß man die Umwelt der Urzeit als Chaos bezeichnet und dem menschlichen Paideuma dieser Periode eine Physiognomie abspricht, so schließt man auch

das volle Verständnis für die unendlich weitverzweigten Wurzeln paideumatischer Entwicklung aus. Denn wie die Stufenfolge im Seelenleben jedes einzelnen Menschen sich im Gemeinde- und im Volkspaideuma als Barbarei, Kulturei und Mechanei wiederholt, so stellt auch die Schöpfungsperiode eine dem infantilen und die Gestaltungsperiode eine dem juvenilen Paideuma genau entsprechende Form dar — woraus endlich folgt, daß der in vollentwickelte Mechanei ausklingenden Gestaltungsperiode eine dritte und abschließende, eine Erfüllungsperiode folgen muß.

Das ist auch sonst leicht zu verstehen. Denn wenn bedacht wird, welche stets steigende Ausdehnung die „moderne" Kultur mit ihren Bewegungsmaschinen, ihrem Nachrichtenwesen, ihren wirtschaftlichen Bedürfnissen nimmt, wie Buchdruck, Zeitung und Fernsprechwesen immer weitere Gebiete in ihren Machtbereich ziehen, so ist es nicht schwer, zu berechnen, in welch kurzer Zeit der ganze bewohnbare Erdenraum mit diesen Verbreitungsorganen einer mechanistischen Zeit und ihrer Tatsächlichkeiten übersponnen sein

wird, so daß kein Volk der Erde mehr im Genuß der Unberührtheit und Abschließung verbleibt, die nötig ist, um die zur Kulturei führenden Ideale eines Volkspaideuma zu entwickeln; die Gestaltungsperiode geht mit diesem zwangsmäßigen Ausdehnungsbedürfnis, mit dem Siege des Tatsachenwillens über den Hang zum Dämonischen und mit der daraus folgenden Unmöglichkeit einer Abschließung einzelner Volkskulturen einem Zustand entgegen, in dem die Möglichkeit der Hervorbringung neuer monumentaler Formen verschwindet. Damit aber neigt sie sich ihrem Ende zu. Was dann?

Ein Blick auf die nachfolgende Tabelle ergibt das Weitere: Das Paideuma der Schöpfungsperiode bewegte sich vorwiegend auf der Ebene des Gemütes, und zwar in einer einzigen Schicht. Die Einzelseele war unlösbar von der der Gemeinde. In der Gestaltungsperiode tritt die Ablösung der einzelnen Persönlichkeit infolge der Bildung einer Unter- und Oberschicht ein; das Gestaltungspaideuma entwickelt sich auf der Fläche des Verstandes. Demnach wird die Erfüllungsperiode infolge Aufgehens des Volkspaideuma in ein den ganzen bewohnten

Erdraum ausfüllendes Paideuma eine weitere Entwicklung der horizontalen Schichtung mit sich bringen; die vertikale Begrenzung des Lebensraumes wird ihre Bedeutung gegenüber der horizontalen Bildungsschicht verlieren. Die geistige Schichtung muß in diesem Zusammenhang ihre stärkste Gliederung erfahren, aus einer Zweischichtung wird eine Dreischichtung werden; als dritte wird die Schicht des Vernunftlebens sich über die des Verstandeslebens legen: das entspricht den Dämonen des Kindes, den Idealen des Jünglings und den Tatsachen des Mannes und damit den Kulturstufen der Barbarei, Kulturei und Mechanei.

Die Einschichtigkeit trat in der Verbundenheit der Einzelseele mit der Gesamtseele, ausgedrückt durch das natürliche Altersklassensystem, zutage. Das Dämonische wirkte in der Gesamtheit, ohne durch einzelpersönliche Regungen unterbrochen zu sein, und deshalb war die Menschheit in dieser Periode ungeschichtlich. Denn die Einheitlichkeit hatte den Begriff der Zeit noch nicht hervortreten lassen. Das Dauernde ist hier das Natürliche, das Gegenwartsgefühl das Beherrschende.

Mit der Ichbildung, mit den Idealen, beginnt die Zweischichtigkeit, in der mit dem Gegensatz „ich und die Welt“ der andere „meine Zeit und die Zeit vor mir“ erscheinen mußte. Die Vergänglichkeit aller Ideale trat in schneller Umbildung zu Tatsachen immer deutlicher hervor, und damit war die Episodenhaftigkeit der zweiten Kulturperiode besiegelt.

Der Wesenszug der dritten Periode (siehe nachfolgende Tabelle) wird nun aber ein harmonisches Ineinandergreifen des Dämonischen, der Ideale und der Tatsachen sein, d. h. der Phänomene aller drei Stufen: genialdämonischer Schöpfungskraft, idealer Individualität und verstandesgemäßen Zweckbewußtseins. Deshalb werden die Kulturformen dieser Periode den Anspruch auf den Namen des „Phänomenalen“ haben. Das Episodische wird mit der Ausbildung der Dreischichtung abschließen, der Zeitbegriff einen Wandel durchmachen und damit eine Ueberzeitlichkeit einsetzen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Grun

Stufen	ers
Altersklassen	

a) Pa

Formen und Wesen	Das I
Fläche	
Phänomene	Schöp
Charakter	Spo

b) Paideuma

Kulturstufen	B
Kulturperioden	der

c) Paideuma

Phänomene	Ein (Ge Däm
Charakter	pr
Räumlichkeiten	Ge (
Zeitlichkeiten	vor (unges

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Grundlagen des Paideuma

Stufen	erste Stufe	zweite Stufe	dritte Stufe
Altersklassen	Kind	Jüngling	Mann

a) Paideuma des Individuums

Formen und Wesen	Das Dämonische	Die Ideale	Die Tatsachen
Fläche	Gemüt	Verstand	Vernunft
Phänomene	Schöpfungskraft	Individualität	Verstandesgemäßes Zweckbewußtsein
Charakter	Spontaneität	Zweiheit	Auflösung

b) Paideuma der Völker (Formen und Perioden)

Kulturstufen	Barbarei	Kulturei	Mechanei
Kulturperioden	der Schöpfung	der Gestaltung	der Erfüllung

c) Paideuma der Völker (Morphologie der Perioden)

Phänomene	Einschichtig (Geburt des Dämonischen)	Zweischichtig (Entwicklung der Ideale aus den Dämonen)	Dreischichtig (harmonisches Ineinandergreifen der Dämonen, Ideale und Tatsachen)
Charakter	primitiv	monumental	phänomenal
Räumlichkeiten	Gemeinde (Sippe)	Volk	Regionen der Ökumene
Zeitlichkeiten	vorzeitlich (ungeschichtlich)	episodisch (geschichtlich)	überzeitlich (übergeschichtlich)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

22. Das paideumatische Werk.

(1920.)

Abschließend greife ich auf das schon im Anfange (auf S. 49) Gesagte zurück: Der in dieser Schrift gebotene Entwurf einer Kulturphilosophie hat in seiner Gedrängtheit und Betonung des Begrifflichen die Bedeutung einer Richtlinie, wie sie im großen den bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete fehlte. Ihre Bestätigung muß nunmehr durch die Ergebnisse langjähriger Einzelforschung erbracht werden. Sie tritt also als „Programm" neben die Gedanken von 1895 (S. 39 ff.). Jenes Programm im „Ursprung der afrikanischen Kultur" leitete die Periode der Vorbereitung, der Empfängnis, der Sammlung ein und hatte die Entstehung des Afrika-Archivs zur Folge; das heutige steht auf höherer Stufe, weist der aus dem Archiv heraus aufwachsenden Forschungsanstalt den

Weg und geht der Veröffentlichung einer Reihe sorgfältig vorbereiteter Arbeiten über Tracht und Religion, Architektur und Gesellschaftsleben, Gewerbe und Kunst, Recht und Geschichte voraus. Nur wenige Beispiele konnten hier geboten werden; die Zukunft soll die Veröffentlichung des ganzen Materials erfahren.

Wir beginnen mit einfachen Stoffsammlungen und Monographien, mit einer sinnvollen Ordnung und möglichst vollständigen Wiedergabe des Tatsächlichen, wie es im großen auf unserem Gebiete noch nie versucht wurde. Damit können und wollen wir uns aber nicht begnügen. Dies alles soll nur Hilfsmittel sein und als solches zur Wissenschaft in ehrwürdig altem Sinne, zum Wissen der letzten Gründe dieser Kulturerscheinungen führen. Inwieweit hierbei nun die in dieser Schrift niedergelegte Richtlinie maßgebend sein wird, soll noch kurz an zwei Beispielen erläutert werden.

a) Ideen und Begriffe. Oben habe ich die Entwicklung des Paideuma vom Dämonischen bis zum Tatsächlichen behandelt und auf die paideumatische Polarität hingewiesen. Die entsprechende Verschiedenheit, ja Gegensätzlichkeit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

äußert sich auf allen Gebieten kulturellen Seins, im Staatsleben wie im Gewerbe, in der Religion wie in der Kunst oder wo man sonst will, so daß jedes dieser Gebiete von zwei Seiten aus betrachtet werden kann, je nachdem ich das Organische (Werden) oder das Anorganische (Gewordene) im Paideuma ins Auge fasse: d. h. man kann überall von paideumatischen Ideen wie von paideumatischen Begriffen sprechen. Ich meine nun weiter, daß die lebendigen Ideen durch die Begriffe wahrgenommen, erfaßt werden können. Nämlich so:

Ideen entstehen nach allem Obigen dämonisch aus der Wesenheit des Paideuma. Sie sind somit zunächst lebendige Elemente des Paideuma, die sich von Zeit zu Zeit in Begriffen verkörpern und dann während der Periode der Auswirkung ihrer begrifflichen Formen in einen Schlafzustand verdämmern, der einer Erstarrung gleicht. Ideen sind also paideumatische lebendige Wirklichkeit, Begriffe paideumatische starre Tatsachen. Aus den tatsächlichen Begriffen und ihren Spielformen sind die Ideen als hinter dem Vorhang des Begriffsvermögens lebende Wesenheiten zu erfassen.

Wohl aber bemerke man, daß die Begriffe als Verkörperungen der Ideen und im Gegensatz zu diesen vergänglich sind wie etwa alle Ausscheidungen des Stoffwechselprozesses. Sie stellen gewissermaßen die sich ununterbrochen von innen heraus erneuernde und alternde, von außen abfallende und verfallende Hülle der Ideen dar, sind also gewissermaßen Mantelteile des Paideuma. Damit ist gesagt, daß die Ideen hinter allem Begrifflichen bildend oder verdämmernd wirken, und zwar in der den Menschen umgebenden Natur ebenso wie in den vom Menschen ausgehenden Kulturformen, daß sie aber nirgends eine so artenreiche wie in der Verkörperung schnelle und wechselvolle Begriffswelt hervorbringen wie eben in den Kulturbegriffen. Durch diese Mannigfaltigkeit werden die begrifflichen Aeußerungen der Kultur übersichtlicher und durchsichtiger als die der naturhaften Umwelt. Deshalb bieten die Kulturbegriffe im gesamten Tatsachenleben den handlichsten Stoff, die am leichtesten zu durchdringende Materie, aus der Verständnis und Bekenntnis der dem Weltpaideuma entstammenden Ideen gewonnen werden können. Das heißt also, wir ge-

langen auf dem Wege paideumatisch-kultureller Ideenforschung zu einem dem menschlich begrenzten Vernunftorganismus günstigen Verfahren, das Paideuma hinter der Hülle des begrifflichen All zu erwittern. Denn im innersten Wesen ist es dasselbe, ob eine Idee paideumatisch-kulturelle Begriffe ausscheidet, die als Totes dem Leben nur noch in der Weise dienen, daß sie die lebendige Idee als solche schützend umhüllen, oder ob eine Pflanze eine Rinde bildet, die als leblos gewordene abgenutzte Materie dennoch das der Außenwelt unsichtbar wirkende Leben umkleidet.

Das alles heißt jedoch nichts anderes, als daß die Begriffe den übrigen „Tatsachen" gleichzustellen und die Ideen als paideumatische Wirklichkeit aufzufassen sind. Begriffe und Tatsachen kann der Mensch aber e r kennen und b e greifen, Ideen und Wirklichkeit kann er dagegen nur in der E r griffenheit verstehen und somit nur b e kennen*). Wirklichkeit ist das, was erlebt wird

*) Das Verhältnis der Ideen und Begriffe zum paideumatischen Stufenbau im Individuum wie in den Volkskulturen dürfte ohne weiteres einleuchten. Sehr klar tritt es z. B. in der S p r a c h e und im Sprachenlernen (s. S. 181 ff.) hervor. Beim Kinde wächst die Sprache

und lebend weiterwirkt, Tatsache das, was erlebt ist und als tote Erkenntnis in das Wissen übergegangen ist. Wirklichkeit ist also das aus dem Leben Wirkende, Tatsache die sachlich gewordene Wirklichkeitsäußerung. Wirklichkeit ist das subjektivistisch Wirkende — auch in der Umwelt, Tatsache dagegen der als Objekt verwendete Niederschlag der Wirklichkeit.

b) Wechselwirkung paideumatischer Ideen und Begriffe nach paideumatischen Regionen. Die beschreibende Völkerkunde (Ethnographie) macht bekannt mit den begrifflichen Tatsachen. Die Kulturkreislehre hat gezeigt, daß diese Tatsachen gruppenweise und sinnvoll aufgebaut und gegliedert sind. Die von Oswald Spengler zum erstenmal durchgeführte und im Grunde genommen auf Kulturkreisgliederung beruhende Physiognomik führte zutage, daß die Renaissance aus einer Befruchtung der westlichen Welt durch

ideenmässig. Der Erwachsene erlernt die Sprache begriffsmässig. Es muss auch hier wieder betont werden, dass es Menschen gibt, die ihr Leben lang die Fähigkeit bewahren, immer wieder neue Sprachen ideenmässig aufzunehmen. Auch hier ist „Idee" gleichbedeutend mit seelischem Erleben, „Begriff" mit verstandesgemässem Erfassen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die begrifflich gewordenen Ideen der östlichen aufwächst, daß das Christentum als letzte „magische Formel" des Morgenlandes zur Idee des Abendlandes wird. (Vgl. den Abschluß des 12. Kapitels.)

Das führt einerseits zur Untersuchung der verschiedenen Gemütsdimensionen (S. 106 ff.), andererseits zu der Frage, inwieweit eine solche Befruchtung die paideumatische Entwicklung wohl nicht nur der monumentalen Formen zur Folge haben kann. Dies ist so wichtig, daß ich dem früher Gesagten (S. 106 ff. u. S. 208 ff.) noch ein Wort über die Orient und Okzident bezeichnenden Gefühle der Welthöhle und der Weltweite hinzufügen will. Man erinnere sich des Gegensatzes: dort der Orient in seiner Geschlossenheit des Wesens, seiner Gabe, Stil zu bilden und zu erhalten, seiner Fähigkeit zur Würde, seinem Fatalismus (und als Rettung vor ihm) seiner Astrologie und Magie, seinem Fanatismus und der Fähigkeit, aus solcher gewaltigen Erregung heraus bis zur Schöpfung von Religionen zu gelangen — hier dagegen die Weltweite des Okzidents mit der Neigung zu eklektischer Stilbildung, der unstillbaren Sehnsucht nach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Raum und Ferne, der Vielheit als Grundlage der Weltanschauung, die zuletzt nur durch den einen Sinn der einen Unendlichkeit geschlossen bleiben kann.

Das Weitengefühl führt zu einer Lebendigkeit ohne Ruhepunkte; das Dasein gleicht einem ebenmäßig aufwärtsführenden Bergpfad. Die ganze Gebarung des okzidentalen Paideuma verläuft in eine Kette kleiner Ausbrüche, deren jeder sich dem vorhergehenden anschließt, so daß das Helden- und Sieghafte zum Typischen wird.

Das Wesen des Höhlengefühls entspricht dagegen dem Verweilen auf einer berglosen Ebene. Denn das Entscheidende ist der „Fatalismus", das Duldertum, das eine Aufspeicherung dämonischer Kräfte zur Folge hat. Die Ueberfülle entlädt sich dann im Fanatismus, plötzlich, orkanartig, plutonisch. Und während das Paideuma des Okzidents wie ein elektrischer Strom durch den Draht fließt, springt das des Orients gleich einem Himmel und Erde verbindenden Blitz über.

Das okzidentale Paideuma kennzeichnet sich demnach durch „organisierten Furor", durch die beständige Wucht seiner Auswirkung, das orien-

tale durch jähe Wechsel von duldender Ruhe und wilder Ekstase, d. h. durch ungebundene Raserei. Diese ist dann von unvergleichlich gewaltigerer Kraft als jene.

Das okzidentale Paideuma rückt deshalb schweigend weiter empor, alles wohlgeordnet auf seiner Schraubenfläche haltend. Seine Kulturformen sind Gegner der Ekstasen, und mit Recht sagt Nietzsche, daß in deren Entwicklung alle übersprungenen Stufen sich rächen. Aus dem Duldertum des Höhlengefühls aber steigt die paideumatische Ausdehnungsgewalt grell und jäh empor bis zur Götternähe, bis zu „dem Gotte", vor dem der Orientale erschauernd unter der Allmacht aufblitzender Wirklichkeit, erschüttert und entsetzt, sich sklavisch niederwirft, weil er ihn nur erkennen kann als das Sinnbild unüberbrückbarer Gegensätzlichkeit: des dämmernden Duldertums nämlich und der elementaren Eruptivität.

Wenn von organisiertem Furor und organisierter Bewegung gesprochen wird, so besteht die Gefahr, daß, wie so häufig, dies „organisiert" verwechselt wird mit einem „diszipliniert". „Organisiert" kann und

darf hier und sollte nirgends etwas anderes bedeuten als „Leitung durch die Idee", während Disziplin niemals etwas anderes ist als „Gliederung nach Begriffen". Das ist um so wichtiger, als jedesmal, wenn in einer der beiden Kulturregionen die Organisation der Bewegung überging in eine Disziplin der Bewegung, dies gleichbedeutend gewesen ist mit einer Verschiebung der zwischen Orient und Okzident wechselnden Fähigkeit zur intuitiven Tat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zum Schluß.

So ergeben sich aus den allgemeinen Richtlinien morphologischer Kulturforschung der Aufbau und die Aufgabe für das neue Institut, das den Gedanken des Afrika-Archivs aufnimmt und fortsetzt, von selbst. Den Anfang bilden ethnographische Tatsachenberichte, die einerseits das im Archiv aufgespeicherte, von mir gesammelte Originalmaterial*), zum andern mit möglichster Vollständigkeit das seit Jahrzehnten ausgezogene und geordnete, teilweise sehr versteckte, sicherlich aber in Literatur und Museen fast beispiellos zersplitterte Altmaterial auswerten sollen. Sind bisher auch verschiedentlich recht wertvolle Publikationen solcher Art über primitive Kulturen erschienen, so waren sie doch stets

*) Die erste Veröffentlichung ist unsere Sammlung afrikanischer Volksdichtungen, die nunmehr vollständig in 15 Bänden bei Eugen Diederichs in Jena erscheint.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vereinzelt und nie umfassend genug, um mehr als gelegentliche Streiflichter auf die hier vorliegenden, geradezu entscheidenden Probleme zu werfen. In voller Beleuchtung erst kann und wird sich dem Beschauer die Art und welthistorische Bedeutung der afrikanischen Kulturen auf Grund planmäßiger Bearbeitung zeigen.

Im besonderen wird damit West- und Innerafrika in das Gesichtsfeld auch der Geschichtsforschung rücken. West- und Innerafrika haben außerhalb des Imperium Romanum eigene Schöpfungen und Taten, eigene Begriffe und Ideen hervorgebracht, deren Alter zum Teil nachweislich mehr als zweitausend Jahre zurückweist, deren Innensinn aber ein ungeahntes Ineinandergreifen mit den vorgeschichtlichen monumentalen Trümmern der „Höhlenkulturen" Südfrankreichs und Spaniens, mit dem Problem der Etrusker, mit der Entstehung der ägyptischen Kultur und damit einen neuen Weg zu den ganz großen Problemen der Menschheitsgeschichte aufweist. Was sich hier an Religionen und Kunstformen, an Gesellschaftsordnungen und Volksdichtungen erhalten hat, besitzt im Sinne der Kultur- und

Menschheitsgeschichte so großen dokumentarischen Wert, daß es im eminenten Sinne geeignet ist, das Bild der Weltgeschichte zu ändern*).

Damit tritt dann ganz klar und unverkennbar die Tatsache der Organität auch primitiver Kulturformen hervor, denn hier kreuzt das Tektonale das Monumentale, hier zeigt auch das Primitive hinter begrifflichen Tatsachen wirkliche Ideen — beides in Wechselwirkung mit der Monumentalität, so daß unter dem Einflusse der hier blitzartig aufleuchtenden und in warmer Lebendigkeit nachwirkenden Erkenntnisse der methodische Unterschied, der heute noch in der

*) Wie schwer zugänglich die Grossartigkeit der westafrikanischen monumentalen Kulturwerke unserer „objektiven" Wissenschaft ist, zeigt folgende Tatsache: Im Jahre 1910 gelang es mir, in Westafrika nahe Benin Gelbgüsse und Terrakotten von klassischer Stilreinheit und Schönheit durch Ausgrabungen ans Tageslicht zu fördern. Damit war die Epigonenhaftigkeit der mittelalterlichen sog. Beninbronzen nachgewiesen. Nun stehen zwar diese Ausgrabungsfunde im Berliner Museum für Völkerkunde. Als aber vor einigen Monaten die entsprechende gelehrte Stelle des Berliner Museums ein Monumentalwerk mit umfangreichem Text über die Beninbronzen herausgab, war sie ausserstande, für die an Alter wie Bedeutung weit überlegenen Terrakotten Ifes und die eminente Mythologie der Joruben ein Wort zu finden, und bewies damit, dass sie in den Werdesinn auch der späteren Beninbronzen nicht einzudringen vermochte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Betrachtung vorgeschichtlich primitiver und historisch monumentaler Kulturen üblich ist, hinwegschmelzen wird.

Damit aber nähert sich die Möglichkeit, die gesamte Kultur der Menschheit von ihren Anfängen an als organische Einheit wissenschaftlich zu behandeln, und was das allein für die Grundlagen unseres Bildungswesens bedeutet, wurde S. 198 ff. dargelegt.

Den einen Ausgangspunkt bilden demnach, entsprechend dem Plane von 1895, die völkerkundlichen Tatsachen der Kerngebiete afrikanischer Kulturen. Das ist das eine felsenharte Ufer, dem jenseits des Meeres die Geschichte der monumentalen Kulturen Europas und seiner Nachbargebiete entgegenragt. Unser Werk ist es, von einem zum andern eine Brücke zu schlagen, von deren Höhe wir uns einen genußreichen Ausblick auf die Geschehnisse des in der Tiefe seine ewigen Bahnen ziehenden Lebens versprechen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ANHANG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vortrag aus der ersten allgemeinen Sitzung des Institutes für Kulturmorphologie.

(1920.)

Meine Herren! Mehrere Mitglieder des Institutes für Kulturmorphologie und des Afrika-Archivs haben es mir nahegelegt, in knapper Form meine Vorstellung über den Weg und das Ziel unserer gemeinsamen Tätigkeit zusammenzufassen und zu den Akten zu geben. Ich ergreife heute, wo wir zum ersten Male in geschlossenem Kreise mit unseren Freunden zusammenkommen, die Gelegenheit, diesem Wunsche nachzukommen und das Entsprechende zu verlesen.

Vorweggreifend sei bemerkt, daß ich es hier nicht für die Aufgabe erachte, eine im Sinne der akademischen Wissenschaft nach großen und kleinen lateinischen und griechischen Buchstaben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geordnete Disposition vorzulegen. Denn dem Stile nach darf es nicht unsere Absicht sein, eine Reglementierung schon heute vorzunehmen, wo wir noch nicht bekannt sind mit dem Ende unseres Weges. Vielmehr bitte ich Sie, mit mir heute in einen Tempel zu treten und von vornherein alle Gedanken an Nützlichkeit vor der Türe stehenzulassen, gleich dem frommen Moslim, der seine Schuhe vor dem Betreten eines heiligen Raumes abstreift.

Im Mittelpunkte unseres gemeinsamen Wirkens steht das Wort „Kultur". Die erste Frage, die das neugegründete Institut angeht, muß sein: „Was wissen wir bislang von Kultur? Wie sehen wir bislang die Kultur an? Wie sind wir mit ihr fertig geworden, wenn es sich darum handelte, unser Wissen von der Kultur festzuhalten und zu erweitern?" — Hierauf ist zu antworten, daß hierfür im akademischen Sinne e i n e Disziplin nicht besteht. Denn die Kulturgeschichte wird zunächst als ein Teil der Geschichte und demnach nur nach zeitlicher Gliederung (Renaissance, Mittelalter usw.) vorgetragen. Weiterhin „zerfließt" die „Kultur" in sämtlichen philosophisch-historischen Disziplinen, löst sich auf in ein

Konglomerat von Einzeluntersuchungen: in Kunstgeschichte, Mythologie, Technologie, philologische Zweige, Rechtsphilosophie usw. Uebersehen wir das Ganze, was über Kultur z. B. an einer Universität vorgetragen wird, so sehen wir einerseits lauter Einzelwege und nicht e i n e n, erkennen andererseits eine Doppelteilung: hier Geschichte der „historischen Völker", dort Beschreibung der sogenannten „Naturvölker".

Diese Zweiteilung beruht in letzter Linie darauf, daß wir an den „historischen Völkern" das mathematisch Datenmäßige, das Zahlenmäßige und begrifflich Festlegbare, an den „Naturvölkern" das Eigenartige, das Typische, das Differenzierte in den Vordergrund stellen. Untersuchen wir unsere psychischen Regungen genau, so sehen wir, daß wir uns mit den historischen Völkern deshalb so eingehend beschäftigen, weil sie zu uns gehören, uns als Träger unserer Vergangenheit fesseln, weil wir in ihnen unser eigenes Werden zu verspüren meinen, während die Naturvölker uns kulturelle Kuriosa, Fremdlinge, Andersgeartete sind. Die historischen Völker betrachten wir kulturgeschichtlich nach dem Gesichtspunkt der Vertikalen, d. h. des

Nacheinander, das in uns gipfelt, die primitiven nach dem Gesichtspunkt der Horizontalen, d. h. des Nebeneinander, des uns innerlich gar nicht Berührenden. Mit ersteren sind wir durch Kohäsion, mit letzteren nur durch Adhäsion verbunden. Die ersteren betrachten wir nach dem Prinzip der Zeit, die letzteren nach dem Prinzip des Raumes.

Diese Zwiespältigkeit liegt tief eingewurzelt in der Kultur und im Menschen selbst. Sie ist oft erkannt. Viele haben sich bemüht, sie zu überbrücken. Und bis heute ist es niemand gelungen, weil es eben stets versucht wurde, eine Brücke zu schlagen. Zu einer Brücke gehören aber zwei Stützpunkte, zwei Ufer. Man gewann damit eine Verbindung von Volk zu Volk, — das sind die Ufer, und den Strom selbst sah man auch dann nur von oben her. Den Strom erleben, das Wesen seiner Fluten verstehen, bezwingen und zuletzt nutzbar machen kann man aber nur, wenn man ihn durchschwimmt, ihn mit einem Kahne befährt oder endlich ihn auch wohl eindämmt. Dem Wesen der Sache nach also handelt es sich nicht darum, die Völker zu untersuchen, die Völker zu studieren, sondern die Kultur

selbst, und das kann nur gelingen, wenn wir uns mit dem Wasser beschäftigen. Das Verhältnis von Völkern (oder Menschheit) und Kultur ist aber in ausgesprochener Weise das von Land und Wasser. Kultur tränkt Völker, wie das Wasser im Regen Aecker durchrieselt, Länder durchströmt, Kontinente umwogt und als Grundwasser sogar die Wüsten durchsickert. — Es sind tiefgreifende Gründe, die mich veranlassen, das Beispiel: Vergleiche Kultur mit Wasser und Völker mit Land! heranzuziehen. In dem Buche „Geographische Kulturkunde" habe ich seinerzeit kartographisch belegt, wie die Verbreitung der Regenmengen entscheidend auf Kulturumbildung und -Erhaltung einwirkt. Aber noch viel mehr! In allerjüngster Zeit hat die Prähistorie uns gelehrt, daß die ersten Spuren menschlicher Kultur nicht in Asien, wo man sie vergeblich suchte, sondern in Europa gefunden wurden und daß die ersten Symptome der von uns feststellbaren kulturellen Seelendifferenzierung offenbar mit dem Wechsel der Eiszeiten in Zusammenhang gebracht werden müssen.

Wie man nun aber im Feldbau genau weiß, Wirkung des Regens und Zusammensetzung der

Krume zu unterscheiden, wie man im Wasserbau und sonstwo immer das Gelände für sich und die Kräfte des Wassers für sich studieren gelernt hat, so wird man auch in der Völker- und Kulturgeschichte den Menschen für sich und die Kultur für sich betrachten lernen müssen, um die Kulturgeschichte der Menschheit zu verstehen. Dies aber war es, was Spengler und mich veranlaßt hat, die Kultur gesondert vom Menschen als Eigenorganismus und ihre Variabilität als Organismen des dritten Reiches zu studieren. In dem Augenblick aber, wo wir diesen Weg jetzt nicht mehr beispiels- und erklärungsweise, nicht mehr nur zum Verständnis bestimmter Entwicklungsgänge, nicht mehr nur zum Erklären des Unverständlichen im einzelnen, sondern zum Verständnis aller kulturellen Vorgänge beschreiten, — in demselben Augenblick, in dem also das Kulturstudium zu einer Eigendisziplin erhoben wird, stellen wir auch die Frage: Wo und wie können wir dieses merkwürdige Liquidum des Weltalls, dieses Paideuma, wie es jetzt genannt wurde, um den Begriff unabhängig zu machen und ihn der Verwechslung zu entziehen, — wo können wir dieses Paideuma so packen, daß es unseren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Händen nicht entrinnt und als reiner, vom Menschen isolierter Körper (chemisch gesprochen) durchdringbar, erlebbar wird?

Meine Herren! Bei Fragen solcher Art ist es immer nutzbringend, sich Parallelentwicklungen klarzumachen, und hier im speziellen sagt ein Blick auf die Entwicklung der biologischen Naturwissenschaft alles, was wir nötig haben. — Sie wissen, daß eine entscheidende Gliederung des Pflanzenreiches endgültig von dem alten Linné vorgenommen wurde, daß die Systeme der Botanik und Zoologie nun schon recht bejahrt sind, — Sie wissen, daß Darwin und allerhand andere sehr klare Köpfe sich mit dem Problem der Entstehung der Arten beschäftigt haben, daß das „Rassenproblem", ob nun Mensch, Tier oder Pflanze betreffend, Jahrzehnt nach Jahrzehnt durchackert, durchdacht, über- und durchschrieben wurde, daß man aber trotzdem nicht über Theorien hinauskam und daß die Darwinsche Selektionstheorie und die Lamarcksche Lehre von der Vererbung erworbener Eigenschaften sich, und zwar auch heute noch, unbefriedigend gegenüberstehen. — Und das, obwohl die Systeme des Gewordenen, des Tat-

sächlichen schon lange fertig sind! Das beweist, daß die Systematisierung an sich nicht zur Lösung solcher Aufgaben führt.

Ist nun aber der Naturwissenschaft die Lösung der Quintessenz auch nicht gelungen, so ist sie ihr doch seit den anno 1900 begonnenen Arbeiten bedeutend nähergekommen, — so nahe, daß sie in einer neuen Welt angekommen ist. Zunächst weiß sie, was überhaupt Vererbung ist. Sie weiß, daß sich nicht die Eigenschaften vererben, sondern daß sich die Fähigkeiten zu bestimmten Eigenschaften vererben. Sie weiß Modifikationen, die sich nicht vererben und Mutationen, die sich vererben, zu unterscheiden. Sie ist so weit gekommen, daß sie die Spontaneität der Mutation entdeckt hat, ist also so weit gelangt wie vor 150 Jahren Kant in der Erkenntnislehre. Auf welchem Wege — das ist nun meine Frage — hat sie diese Stufe erreicht? Die frühere Naturwissenschaft hätte darauf geantwortet: „von der Systematik aus“ und hätte damit die Antwort gegeben, die als Postulat der Forschung auch die verschiedenen Disziplinen der Kultur-

wissenschaft geben würden und noch immer geben. Die Antwort aber ist falsch.

Die eigenartigen für „die" Wissenschaft so bedeutsamen Erfolge wurden nicht in der Beobachtung der Entwicklung der ganzen Systeme, nicht bei den hochstehenden Menschen oder Menschenaffen, überhaupt nicht in den Gruppen- und Sippenverwandtschaften gefunden. Der eine Forscher dieser Art untersucht nur Primeln, der andere nur Mais, der dritte nur Kaninchen, der vierte nur Löwenmaul usw. Und dennoch wurde erwiesen, daß das im Kleinen und Fremden Gefundene das Bedeutsame auch des Ganzen und Naheliegenden ist. Vom Studium der Mäuse gelangte die Erkenntnis zu den „homologen Reihen" und wird damit zur Durchdringung der Phänomene der naturhaften Systeme gelangen.

Meine Herren! Ich wäre außerstande, in diesem Augenblick eine treffendere Wegweisung für uns, d. h. auf dem Gebiete der Kulturforschung, zu bieten, als dieses Beispiel einer fremden Disziplin. Die beiden bisherigen akademischen Wege der vertikalen und der horizontalen, der zeitlichen und der räumlichen Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

trachtung der Geschichte und der Völkerkunde haben uns dem Verständnis, das die Kultur beanspruchen muß, nicht um einen Schritt nähergebracht. Daß die Systeme der Kulturformen, und zwar die der geschichtlich wie die der räumlich faßbaren, weitgehend festgestellt werden müssen, daß es überhaupt naturhafte Systeme der Kulturgruppierung gibt, das wird niemals jemand weniger anerkennen als ich, der mit der Kulturkreislehre und der geographischen Kulturkunde eine grundlegende Zielverfolgung eingeführt hat. Daß wir damit aber den Urproblemen der Kulturphänomene nicht nahekommen, das haben wir ebensogut schon erkannt wie die Naturwissenschaften, die von Lamarck und Darwin ebensowenig befriedigt sind wie wir von Tylor, Klemm, Lubbock, Bastian, Ratzel, Vierkandt. Nicht der Ausgang vom Ganzen, sondern das Eingehen auf das einzelne wird uns das Geheimnis des Paideuma enthüllen. Die „homologen Reihen" haben wir nicht im System zu suchen, sondern finden wir ausgehend von der Beobachtung des Einzelvorganges. Und — damit schließe ich den Vergleich ab — ebenso untauglich, wie sich drüben die Primaten im Gegensatz

zu niedrigen Organismen erwiesen, ebenso sind auf unserer Seite die Kulturvölker, die historischen Kulturen, die Kulturen der Zeit untaugliche Objekte im Gegensatz zu den primitiven, den untergeschichtlichen Kulturen, den Kulturen des Raumes. Ja, bei uns ist der Unterschied noch prägnanter faßbar; er ist bis zur Gegensätzlichkeit gesteigert. Denn wenn der Forscher der Vererbungslehre die Primaten oder die Froschlarven beobachtet, wenn er dem Phänomen des Idioplasma nachgeht, ist das für ihn zunächst wesensfremd und das Phänomen spielt sich unbedingt außerhalb seiner selbst ab. Wenn wir aber das Paideuma im Menschen untersuchen wollen, so spiegelt sich das in uns selbst Lebende in tausend Farbenspielen im Objekt der Untersuchung ab, so daß wir uns sagen können: je weiter von uns entfernt die Objekte unserer Betrachtung unserem eigenen Paideuma sind, desto geringer ist die Gefahr der Spiegelverzerrung und Spiegelblendung. Es ist also ganz einfach zu verstehen, warum die Kultur, das Paideuma in seinem Eigenleben, seine Organität zuerst nicht bei den Kulturvölkern, sondern bei Primitiven, nämlich bei meinen Afrikanern, erkannt wurde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ihre Frage nach Weg und Ziel unseres Wirkens kann ich Ihnen also mit dem Hinweis auf das Afrika-Archiv und das für die afrikanischen Kulturen mögliche Erfassen primitiver Kultur überhaupt beantworten. Es handelt sich dabei nicht um eine erste Liebe, zu der immer wieder zurückgekehrt wird. Es handelt sich nicht um den Erdteil, dem seinerzeit die Kulturkreislehre und die Entdeckung der paideumatischen Organität abgerungen wurde. Es handelt sich vor allem um den wunderbaren Erdteil, der mit seinem Vermögen, sich abzuschließen, mit seiner Fähigkeit zum Erhalten und mit seiner Gabe zur Vielseitigkeit tatsächlich bis zum Ende der ablaufenden Kulturepisode und des Materialismus den Reichtum seines Wesens unberührt zu erhalten vermochte. Die afrikanischen Kulturformen sind die einzigen, die wir noch ganz und voll zu durchdringen und zu erleben vermochten; alle anderen, die primitiven Kulturen Asiens, Amerikas und Ozeaniens verfielen vorzeitig, sei es der Romantik, sei es dem Materialismus, sei es der Abenteuerlust der europäischen und asiatischen Hochkultur, und damit der blendenden Spiegelhaftigkeit. In keinem dieser Erdteile waren ganze Kultur-

körper, in allen nur noch Kultursplitter zu sehen, sei es nun in Indien, in Brasilien oder auf Neuguinea. In allen können wir noch die Kulturkreise r e k o n s t r u i e r e n und damit Beiträge zur Systematik der Kultur gewinnen; aber die ungestört wirkende und lebende paideumatische Gestaltungsfähigkeit der Kulturkreise war nur noch in Afrika ersichtlich. Was die afrikanischen Kulturformen in letzter Linie bedeuten, können Sie daran erkennen, daß ich hierin die in Italien und Kleinasien seit zweitausend Jahren erstorbene templare Weltanschauung finden konnte, daß die vor vielen Jahrtausenden mit dem Jungpaläolithikum ausgestorbene Kunst der Felsmalerei von Orpen und anderen bei den Buschmännern noch lebendig angetroffen wurde, daß die primitive Größe des hyperboreischen Kulturkreises noch von Farakas Barden getragen wird, daß die Grundlagen früher historischer Gliederung immer wieder auf die Dokumente des doch auch auf afrikanischem Boden gelegenen monumentalen Aegypten zurückgreifen. Ich glaube also, daß wir die Kultur, resp. das Paideuma von keinem andern Felde aus morphologisch wie physiognomisch so leicht durchdringen können

wie von Afrika her. Welche letzten Ziele sich aber hier eröffnen, das möchte ich in einem weiteren Ausgreifen andeuten.

Im Jahre 1908 entdeckte ich am Niger bei zwei dicht nebeneinander wohnenden Völkern zwei Weltanschauungsweisen, die so fundamental voneinander abwichen, daß irgend eine nähere Beziehung, eine Fähigkeit gegenseitigen Verständnisses vollkommen ausgeschlossen war. Ein Nachforschen ergab dann gleiche — man möchte sagen — „Gegensätzlichkeit" nicht nur hier, sondern vielerorts, eine grundlegende Unterschiedlichkeit des Paideuma, d. h. sowohl der Kultur als der Seele. Hier traten mir zwei verschiedene Dimensionen seelischer Regung, bei einem Volke die Fähigkeit zur Weltweite, beim andern die zur Welthöhle entgegen. Noch weiter geführte Forschung zeigte, daß es sich im großen und ganzen um die Eigenarten der okzidentalen und der orientalen Seele handelte. — Alles dies werden Sie in dem ja nun erscheinenden Büchlein „Paideuma" finden. — Das Erstaunliche und Unerklärliche war nun aber, daß nicht etwa alle Völker des Weitengefühls im Okzident und die des Höhlengefühls im Orient

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

heimisch sind, sondern daß z. B. die Franzosen — wie Spengler und ich unabhängig voneinander entdeckten —, die doch wahrhaftig geographisch dem Abendlande angehören, den Völkern der Welthöhle, also den Orientalen (bei Spengler die Völker der „magischen Seele") zuzurechnen sind, während die alten Aegypter unbedingt als Träger der okzidentalen Weltweite bezeichnet werden müssen. — Das Rätsel hat überraschend schnell seine Lösung gefunden.

Wie schon vorher erwähnt, haben sich wider Erwarten die ältesten Spuren der menschlichen Kultur nicht in Asien, sondern in Europa-Afrika gezeigt, so daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach in diesem unseren Erdteile die Genesis des menschlichen Paideuma zu suchen haben werden. Letzthin hat nun Dr. J. Bayer in Wien eine Entdeckung gemacht, deren eminente Bedeutung er selbst nicht zu ahnen scheint. Er hat nämlich durch prähistorische Funde und Fundvergleiche nicht nur bewiesen, daß Asien als Urheimat der Kultur nicht in Betracht kommt, sondern daß Europa selbst die Urheimat nicht nur einer, sondern zweier Kulturformen, — es sei hier gleich vorgreifend gesagt: d e r zwei

Urpaideumen ist. Von den drei Eiszeiten, die für Europa nun nachgewiesen erscheinen, sah die älteste, das Spät-Mindel-Glazial in Westfrankreich-Nordafrika, die alt-paläolithische Faustkeilkultur, die vorletzte Zwischeneiszeit dagegen die Klingenkultur in den heute zumeist von germanischen Ariern bewohnten Nordländern entstehen. Die diesen Urperioden folgenden, durch das Schwanken noch zweier Eiszeiten hervorgerufenen Ausstrahlungen und Wiederaufsaugungen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Das Wesentliche der aus solchen wohlbegründeten Annahmen gewonnenen Erkenntnisse ist einerseits die Feststellung der einen Urkultur im heutigen Frankreich und Nordwestafrika (von wo dann die herrliche Blüte des hochbedeutsamen bilderreichen Jung-Paläolithikums hervorsproß) und der andern Urkultur in den nordgermanischen Ländern (wo das großartige Neolithikum nachfolgte), andererseits die Tatsache einer dem Alt-paläolithikum folgenden Verdrängung der westeuropäisch-afrikanischen Urkultur nach Westasien, die danach wieder einsetzende Rückbewegung usw.

Meine Herren! Diese unerwartete Aufklärung ist gleichbedeutend mit einer Lichtquelle, die das gesamte Kulturleben der Menschheit in einer verblüffenden Weise aufhellt. Von den beiden Vorstellungen „okzidental" und „oriental" im alten Sinne werden wir nunmehr umgehend Abschied nehmen müssen, denn die orientalische Seele zeigt sich jetzt als vegetativ verpflanzte Nachkommenschaft des auf französisch-nordwestafrikanischem Boden, wenn nicht überhaupt auf afrikanischer Erde, erstandenen einen Urpaideuma, das aber selbst wieder rückwirkende Kraft gewonnen hat. Der heutige geographische „Orient" ist eine Außenkultur, eine dritte. Als Elementarerscheinungen werden wir in Zukunft aber bis auf weiteres diese beiden europäisch-afrikanischen Formen anzusehen haben, die sich von Anfang an in gegenseitiger Befruchtung wie zwei Geschlechtergegenübergestanden zu haben scheinen und vielleicht für immer einander in einem solchen Sinne gegenüberstehen werden.

Nun verstehen wir vieles, was bislang kaum

faßbar und doch der Wahrnehmung nicht entziehbar war. So alt wie überhaupt Kulturbetrachtung ist, ist auch der Kampf um Geltung und höhere Bedeutung der beiden Gegensätze. Wenn E. Krause und andere, den Bogen überspannend, alle Kulturgaben den nordischen Völkern, wenn Rougemont und andere alle Kulturfortschritte den südlichen Regionen als Ausgangsgebiet zuschieben, so konnte eine sorgfältig abwägende Wissenschaft dem nicht zustimmen, — nicht nur, weil beide zu weit gingen, nicht nur, weil heilige Tradition dies dem einen und seelische Selbständigkeit dies dem andern unmöglich machte, nein — vor allem deswegen, weil die Urheimat der orientalischen Kulturformen eben gar nicht im Orient, sondern in Westeuropa lag und somit jeder Akkord bei solcher Tonfolge mit einer verstimmten Saite rechnen mußte.

Und doch zeigt uns ein Ueberfliegen der einfachsten Tatsachen die tiefgehende Unterschiedlichkeit. Da, wo die einen den Schlagkeil, die andern die Schnittklinge als Urwerkzeuge hinterließen, da weichen sich die Wagen noch heute links, da rechts aus. Bei den einen haben wir

noch heute das Postulat der Jungfrauenschaft beim Eheeintritt und die Geschlechtsfreiheit der Ehefrau, bei den andern die Jungfernfreiheit und die Selbstverständlichkeit der Frauenkeuschheit in der Volksanschauung. Bei den einen Urhemd und Hose, bei den andern Toga und Pagne als Männerkleid. Die einen züchteten Vieh der Milch und der Butter wegen, und noch zur altchinesischen, babylonischen und römischen Zeit wußte man vom Rind nur die Bedeutung als Pflugtier, kannte aber die Butter nicht. Zelt und Rundhütte hier, Pfahlbau und Satteldach dort usw. Das alles sind ganz einfache, bis zu den primitivsten hier gar nicht zu nennenden Unterschieden gehende Gegensätzlichkeiten, die offen jedem zugänglich zutage liegen und meines Wissens doch noch nie untersucht wurden.

Das Begriffliche ist hier leicht faßbar und kann uns somit behilflich sein, das Ideenmäßige herauszuschälen. Spengler hat in wundervoller Weise dargelegt, wie das Christentum, als „letzte magische Formel" des Orients auf europäischen Boden, der schon durch die Baldurmythe vorbereitet war, gefallen, die große Gotik er-

stehen läßt, wie der Orient in Italien die Kunst der Renaissance erweckt. Solches hat sich oft wiederholt. Wir werden den Beweis erbringen können, daß die ursprünglich nordische Jahreszeiten-Sonnenmythologie auf orientalischen Boden gefallen die Astralmythologie, die Astronomie und damit die Vorstellung von Zeit und Raum schuf, die dann auch die unsere wurde.

Meine Herren! Indem ich Ihnen diese leicht faßliche Tatsache der ursprünglichen kulturellen Zweihaftigkeit vor Augen führe, ist damit ein weiteres umfangreiches Gebiet unserer zukünftigen Arbeit vorgeführt. An diese Arbeit werden wir mit der trockenen Sachlichkeit des modernen Gelehrten herangehen. Wir werden genau, wie das für Afrika durchgeführt wurde, auch die europäisch-westasiatischen Kulturkreise kartographisch darstellen. Wir werden dann die begrifflichen Aeußerungen zweier Kultur- und Seelenwelten in ihrer entwicklungsgeschichtlichen Ausdehnung und in ihrem Ausgreifen auch über Teile Innerafrikas erkennen und vieles verstehen lernen, was uns bislang unmöglich war. Damit werden wir Hilfsmittel und begriffliche Werkzeuge gewinnen. Hinter diesen aber werden dann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wirkende Ideen und Ideenlinien auftauchen, deren monumentale Bedeutung (sogar im praktischen Sinne) heute wohl noch niemand auch nur annähernd erfassen kann.

Zunächst wird sich zeigen, daß unsere sogenannte Weltgeschichte der kümmerliche Torso einer Geschichte der Bastardisierung ist, ja daß wir uns überhaupt bewegen in einer Periode kultureller Bastardisierung. Ich spreche hier von Kultur; wie weit diese mit Bastardisierung auch der Rassen Hand in Hand geht, wäre andernorts zu untersuchen. — Denn bei der immer intensiver sich gestaltenden Mischung okzidentaler und orientaler Begriffe ist mancherlei eingetreten, was einem noch reineren Seelen- und Kulturleben der Vorzeit undenkbar gewesen war. Ein Beispiel: Es muß Ihnen doch auffallen, daß der Staat dem der nordischen Art noch näher stehenden Plato ein Bedürfnis war, daß Aristoteles aber als orientalisch Denkender den Zweck des Staates in den Vordergrund stellte, eine Anschauung, die der reinen okzidentalen Seele einfach fehlte, aber dennoch beibehalten wurde, bis sie in den Philosophen des vorigen Jahrhunderts in der Zweckhaftig-

keit gipfelte und damit zu den traurigen Erlebnissen Preußisch-Deutschlands die wesentliche Grundlage schuf. Es muß auffallen, daß schon von den alten Griechen als einem Volke des paideumatischen Grenzgebietes der Begriff der Familie sehr verschiedenartig ausgelegt wurde, daß wir aber nach jenen heute noch die Familie als Urzelle des Staates bezeichnen, ohne zu wissen, daß, entsprechend aller Verschiedenartigkeit okzidentalen und orientalen Paideumas, Familie hier und dort zwei wesensverschiedene Dinge sind, und daß wir mit der aus orientalischer Seele entsprossenen Familienauffassung unsere Sippen und damit die Grundlagen unseres Staates zerstören. — Doch dies nur als praktisches Beispiel.

Haben wir erst einmal begonnen, die tiefen reinen Quellen der beiden Urpaideumen zu untersuchen, dann wird sich der Weg aus der Anschauung zersetzender Bastardisierung herausfinden und uns instand setzen, zu den Phänomenen selbst vorzudringen. Dann wird sich zeigen, daß sich mit der Erkenntnis der einen Tatsache ursprünglicher Zweiheit der Vorhang auftut, der unser Verstandesleben von der Wirk-

lichkeit überhaupt trennte. Wenn die beiden Urpaideumen einander periodenweise und wechselweise befruchteten, so gemahnt das an die Zweigeschlechtigkeit aller höheren Wesen der naturhaften Umwelt. Wir werden im weiteren Verlaufe dann erkennen, daß alle wirkliche Kulturentwicklung gleichbedeutend ist mit Mutation, die heute vor uns im wesentlichen sich abspielenden Vorgänge mit Modifikation, und wir werden damit auf die Allgemeinbedeutung der paideumatischen Studien gewiesen und z. B. vor die Frage gestellt, wie die Erscheinung der Spontaneität in der Erkenntnislehre Kants zu der der Vererbungslehre der modernen Naturwissenschaft steht.

Diese Spontaneität ist das dem innersten Wesen nach Symptomatische; ich habe ihm in der Schrift „Paideuma" eine dem dort besprochenen Stoff entsprechend einseitige Würdigung zuteil werden lassen. Dort ergab sich, daß sich alles Schöpferische vom Kinde an spontan äußert, daß die Spontaneität den Uebertritt des im gewaltigen Sinne Dämonischen von der Fläche des Gemütslebens auf die des Verstandes charakterisiert, daß die wirkenden Ideen

sich spontan in Begriffen äußern, daß die Ideen als Ausdruck des Dämonischen sich unserem Verstande zwar entziehen, uns in ihrer Begriffwerdung aber erwitterbar werden, daß also, um alles kurz zusammenzufassen, das Studium der paideumatischen Erscheinungen in der Kultur der Völker wie der Individuen zu lebendigen Quellen führen kann, die die naturhafte Umwelt uns noch verschließt. Denn ob Sie vom Genialen, vom Dämonischen oder vom Göttlichen sprechen — das bleibt sich für das Wesentliche gleich.

Also erschließt sich dem Institut für Kulturmorphologie ein drittes Arbeitsfeld: das Leben des Kindes bei uns wie bei primitiven Völkern. Hier werden wir eine große Mitarbeiterschaft vonnöten haben, die ich aus dem Kreise der Lehrerschaft und der Missionen erhoffe. Nachdem sich uns nunmehr die phänomenale Organität und synthetische Daseinsform des Paideuma enthüllt hat, nachdem jetzt schon festgestellt wurde, daß der Verlauf der paideumatischen Entwicklung durch Kulturepisoden, durch Volkskultur, durch Altersklassen wie durch das einzelne Individuum homolog ist, eröffnet sich ein unendlich tiefer Ausblick auf Ausstrahlungsmög-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lichkeiten unserer Arbeitsergebnisse bis in das praktische Leben hinein.

Meine Herren! In dem Augenblick, da in dieser Skizze das Wort „praktisches Leben" Platz findet, muß ich auf eine mir nicht unbedeutsame Fragengruppe antworten, die mir wieder und immer wieder vorgelegt wird, auf die Fragen: „Was sagen Sie zu unserer Zeit? Was kann daraus werden? Können Sie nicht raten?" usw. Man ist mit diesen Fragen und einer freundlichen Würdigung der tiefen Bedeutsamkeit unserer Forschung so weit gegangen, uns zu bitten, zur Entwirrung unserer turbulenten Zeit dadurch beizutragen, daß wir die Linien der zwingenden künftigen Notwendigkeiten aufzeigten.

Meine Herren! Ich glaube, daß ich hierzu einige Worte sagen m u ß, die, wie ich hoffe, Ihre Zustimmung finden werden.

Wer meinen bisherigen Ausführungen gefolgt ist, der weiß, daß unsere Forschung, die Versenkung in das Wesen der Kultur und des Paideuma uns mehr und mehr von Zeit und Raum, von Gegenwart und Vergangenheit, von Nation, Rasse, Volk und Mensch entfernen muß, weil die Organität und das organische Eigenleben der

Kultur, das Paideuma, das eigentliche Bedeutsame für den einzelnen wie für jede menschliche Vergesellschaftung wird. — Wer nun gar einen guten Bruchteil seines Daseins dem forschenden Erleben fremder Völker gewidmet hat, der wird um so sicherer die Oberflächlichkeit jedes gleichzeitigen, jedes zeitlichen Lebens und Miterlebens erkennen gelernt haben und zum Schluß die kleinen Linien des Einzeldaseins, des geschichtlichen Geschehens, die Triebe der praktischen Vorgänge, das Wesen der Partei- und Völkerbildung von höherer Warte aus als symptomatisches Wellengekräusel auf der Oberfläche eines Meeres einzuschätzen wissen, in dessen Tiefe die paideumatischen, die kulturellen, die seelischen Ströme ihre ewigen Bahnen ziehen, und es wird ihn mehr und mehr dazu drängen, sich den Einwirkungen dieses Oberflächenspieles zu entziehen und in die Urgründe des Daseins unterzutauchen, in denen der Mensch nichts und die Seele, das Paideuma alles ist.

Und wenn Sie von dort unten herauf nun eine Stimme hören wollen und können, so erklingt von dort heute nur eines, von dem ich nicht einmal weiß, ob es richtig verstanden

werden kann: je weiter der Mensch sich in die immer mehr sich verwirrenden und verschlingenden, sich immer differenzierter zergliedernden und immer kleinlicher wirkenden Aktualitäten des zivilisatorischen Lebens verwickelt, je wichtiger ihm Tagesgespräch und Tageszeitung, Tagesstunde und Tageswerk werden, desto mehr entfernt er sich von den paideumatischen Wirklichkeiten, von einer großzügigen Einschätzung und Uebersicht der gewaltigen Urphänomene der Kultur, die auch heute noch in ihrer riesenhaften Gegensätzlichkeit von Orient und Okzident um ihn her ringt, die heute noch — und heute vielleicht mehr denn je — in den Tiefen der Völker nach seelischer Umbildung seufzt, wenn auf der Oberfläche auch noch das gierige Jagen nach den kadaverhaft gewordenen Begriffen eines sterbenden materialistischen Zeitalters weiterrast.

Ich spreche von dem auch heute — und heute vielleicht mehr denn je — in der Tiefe der Völker sich entwickelnden Drang nach seelischer Umbildung, nach paideumatischer Mutation und meine damit den erhabenen Rhythmus, der gleicherweise dem Paideuma des einzelnen

Menschen, dem Paideuma des Volkes und dem Paideuma der Episoden und Perioden eigen ist, jenen Rhythmus, den der Mensch nicht wissen, aber erleben, nicht beweisen, aber erweisen, nicht denken, aber fühlen kann, — diesen Rhythmus, der ein ständiger Kampf mit periodenmäßigem Wechsel der Hegemonie zwischen Paideuma, d. h. Seele oder Kultur einerseits und Verstand oder Intellekt andererseits ist. Und diesen Rhythmus aufzufinden, seine Akkorde zu erlauschen und seine Melodie zu erfassen, das, meine Herren, ist das letzte, das größte der mir für das Forschungsinstitut vorschwebenden Ziele.

Wir werden ihn finden in der Wechselwirkung der beiden großen Urpaideumen, die seit den zwei Eiszeiten wie ein gigantischer Bogen von den zwei Sockeln, die wir heute noch Orient und Okzident nennen, die sich als Nordland und Südland (Nordeuropa und Afrika) erweisen werden, emporschwingen, — ein gigantischer Bogen, von dem wir aber bislang nur jenes Abschnittlein kannten, das wir „Weltgeschichte“ nannten, weil eine begrifflich engherzige Menschheit die paideumatische Umwelt

nur „historisch“ zu fassen vermochte, — ein gigantischer Bogen, dessen zeitlich wie räumlich zuletzt überhaupt immense, will sagen unabmeßbare Dimensionen wir nur dann ahnen können, wenn wir das Fazit der „vor“ und „nach“ dem Beginn unserer historischen „Weltgeschichtsberechnung“ gewonnenen Kulturentwicklung ziehen.

Hier möchte ich einige entscheidende Fragen aufwerfen.

Was ist gigantischer: die Schöpfung der Sprache und die Entwicklung des Denkens überhaupt oder die Entstehung eines noch so bedeutenden Gedichtes oder einer Philosophie? Was ist gewaltiger: der erste Sieg über die Elemente, die Hervorbringung des Feuers, das erste Kochen mit Wasser, die erste Steinzurichtung oder die spätere Anwendung zu Hochofen, Dampfkessel und Quaderbau? Was ist bedeutsamer: der erste Riesenweg vom Bild zur Schrift oder der von der Schrift zur Tageszeitung?

Meine Herren, erwägen Sie, was das heißt! Wir stehen dem Gemälde eines Leonardo naturgemäß näher als einem Felsbild, wir erleben

unsere entwickeltere Sprache anders, — beides ist uns tiefer, aber nur, weil wir mit beiden von Kindheit in einer Luft, in einem Tale, in begrifflicher Enge aufgewachsen sind, weil hier Paideuma und Intellekt sich im Verständnis kreuzen, während die Vorstellung von der Entstehung der Sprache, der Schrift, der Feuergewinnung uns berührt wie der eisige Lufthauch von fernen, scheinbar unerreichbar fernen Gebirgswelten. Aber die ferne Gebirgswelt ist ihren Dimensionen nach nun doch einmal, sogar rein intellektuell-maßstäblich genommen, unvergleichlich gewaltiger als unser kleines gemütliches Tälchen, in dem wir jedes Bäumchen, jede Quelle und jede Wiese genau kennen — während wir aus jener Gigantenwelt nur den zeitweilig uns streifenden Luftzug spüren. Wenn wir aber genau fixieren wollen, was wir in unserer historischen Kulturgeschichte überblicken können, so ist es nur ein Stück der Geschichte zierlicher Handhabung jener Kulturerrungenschaften, deren Entstehung eine Titanenwelt vor uns erleben durfte. — Das also ist das Verhältnis der sogenannten Weltgeschichte zum Werden der Kultur, zum Paideuma.

Hiermit, meine Herren, bin ich Ihrem Wunsche nachgekommen. Was ich hier vortrug, war der umschreibende Entwurf eines Baues, wie er mir vorschwebt. Und nun ist zuletzt noch die Frage aufgeworfen, in welchen Raum und in welche Zeit hinein ich diesen Bau denn denkbar erachte, und damit wurde dann auf das trostlose Elend einer armen Zeit und eines öde werdenden Landes hingewiesen und hinzugefügt, was eine Zeit, in der die Kultur, das Paideuma, im Stadium der Zivilisation, der Mechanei angelangt sei, zu tun hat mit der größeren Vergangenheit, was unsere schöpfungsarme Zeit mit jener schöpferischen, was unsere bis in Kunst, Wissenschaft und Gesellschaftsdasein hinein pietätlose Zeit mit jener, in der die Ehrfurcht, die noch skepsisfreie Ehrfurcht, als heilige Flamme das kulturelle All erhellte und erwärmte, zu tun hat. Auch hierauf will ich antworten im Sinn meiner afrikanischen Freunde und mit einem Hinweis auf die chinesische Geschichte.

Die Joruba in Westafrika meinen, aus jedem Menschen wirke die Gottheit, der sein Handwerk gewidmet ist, und drücken das aus mit den Worten: „Sage mir, was Dich treibt und erfüllt, und ich

will Dir sagen, was aus Dir wirkt und was Du vermagst." Zum andern sagen die Aethiopen von jedem alternden und hinsiechenden Manne: „Je näher dem Tode, desto näher der Wiedergeburt." Drittens endlich vergesse man nicht, daß seinerzeit das ein paar hundert Mann umfassende kleine Mandschuvolk das Millionenreich der Chinesen überwand und sich an die Stelle der derart stürzenden Mingdynastie setzte. — Das heißt:

Es kommt nicht auf die selbstzufriedene Pietätlosigkeit der uns umflutenden Zeit an, sondern wie weit wir in uns zur Ehrfurcht vor unserem Werksinn fähig sind, denn unser Werk, das Objekt unseres Studiums, ist das agierende, aus uns herauswirkende Subjekt.

Ist die paideumatische Vergangenheit so gewaltig, wie wir es fühlen, dann wird sie vielleicht gerade die Wucht besitzen, das unter dem verstandesgemäß verfallenden Bewußtseinsleben hindämmernde Tiefere, Sehnende, zu Neuem Drängende dem Tage zuzuführen.

Ich schließe.

Leo Frobenius.

München, den 18. Oktober 1920.

Karten als Sinnbilder der Kulturbewegung.*)

(1922.)

I. Als das Forschungsinstitut für Kulturmorphologie als erste größere gemeinsame Arbeit die Herausgabe des Atlas africanus, das soll heißen eines das Wesen der Kultur eines ganzen Erdteiles symbolisch darstellenden Kartenwerkes beschloß, mußten seine Leiter sich vollkommen bewußt sein, daß dieses mit allen Seiten des geistigen Lebens in Berührung stehende Unternehmen eine Stellungnahme zu den Grund-

*) Einführung in den Atlas africanus und in das Verständnis der kinematischen Karte, Sonderdruck aus dem Atlas africanus, von dem bisher drei Lieferungen erschienen, drei aber im Druck sind. —

I. Der Atlas africanus als Merkmal einer Epochenwandlung. — II. Die Auswirkung primitiver Kultur ohne zugehörige Wissenschaft. — III. Die Kulturkunde im Rahmen der Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts. — IV. Die Wandlungen der Kulturanschauung seit Alt-Griechen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

problemen der Kultur und aller die Kultur betreffenden Fachwissenschaften voraussetzt. Denn ebensogut wie nur eine Menschheit gibt es auch nur eine Kultur (wenn auch viele Kulturformen), und ein derartig umfassendes Werk wie das unsrige muß zumal als erstes für alle Kulturformen gleichbedeutsam Aufschluß geben, ob es nun Amerika, Asien, Europa oder Afrika zum Ausgangspunkt wählt.

Dazu, daß bei diesen Arbeiten mit allen Disziplinen — mit Rechtslehre ebenso wie mit Naturwissenschaft, mit Religionswissenschaft ebenso wie mit Philologie — zu rechnen war, kam, daß ein Werk wie dieses, ein erstes auf seinem Boden, an sich schon allen Irrtümern und Mißverständnissen ausgesetzt, auf der Scheide zweier Epochen, nennen wir sie Jahrhunderte, ins Leben treten will.

---

land. — V. Bewegung als Ausdruck des metaphysischen Wesens der Kultur. — VI. Der Irrtum der statischen Weltanschauung und die Karte als Symbol. — VII. Das Wesen der Kultur verschliesst sich statischer Auffassungs- und Darstellungsweise. — VIII. Kinematische Karten der Kultur sollen das Unsichtbare aus dem Sichtbaren erschliessen. — IX. Arbeitsmaterie und Arbeitsweise. X. Die Kulturkunde als metaphysische Wissenschaft. XI. Die Bedeutung der afrikanischen Kultur für alle Kulturphysiognomik.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein tieferes Schauen der Zukunft wird lehren, daß die im Jahre 1914 eingetretene Katastrophenkette eine Kulturerschütterung bedeutet, die für Altes einen Abschluß, für Aelteres ein Wiederaufleben, für alles Kulturleben aber eben eine Scheide bedeutet, die sich heute schon in Sorgen um das Wanken der Autorität vergangener Tage und in kraftvollem Aufkeimen ins Bewußtsein tretenden jungen Lebens kundtut. Das Geistesleben Deutschlands hat das traditionelle Gleichmaß der Kräfte eingebüßt. An die Stelle des biederen Kampfes zwischen staatlich gebundener kasten- und zunftmäßiger Geistesrichtung einerseits und frei, meistens oppositionell sich auswirkendem Außenseitertum andererseits beginnt der gesunde Gegensatz alter und neuer Weltanschauung zu treten. Im Sinne unserer Arbeiten und unserer Ausdrucksweise war das vorige Jahrhundert bedingt durch System, wird das kommende ausgezeichnet sein durch Intuition.

Das Hervorwachsen aus solcher Scheidezeit mußte Veranlassung geben zu besonderer Vertiefung in den Sinn und die Bedeutung geschaffener, herrschender und versunkener Anschauungen. Die gar nicht hoch genug zu

spannende Achtung vor den technisch-geistigen Riesenleistungen und Exzentrizitäten des vorigen Jahrhunderts durfte uns nicht verschließen der Erkenntnis seiner materialistischen Einseitigkeit und der technischen, auch technisch-geistigen Stümperhaftigkeit vergangener Kulturepochen. Wir durften das Problem der Kultur und die Probleme der Kulturformen nicht auffassen mit irgendeiner von diesen Beschränktheiten. Das vorige Jahrhundert konnte in unserem Sinne zu viel und vermochte zu wenig. Die früheren Zeiten der Imagination vermochten zwar alles, konnten aber zu wenig.

Solches mußte füglich nicht nur uns klar und durchsichtig werden. Auch die „Leser" unseres Atlas werden in den nächsten Abschnitten mit unseren Anschauungen und mit den entsprechenden Leitgedanken dieser deutschen Arbeit bekanntgemacht werden müssen.

Denn auch dies ist eine vom Standpunkt der Kulturkunde aus bedeutsame und charakteristische Tatsache: Diese ganze Arbeit ist eine deutsche. Deutsch waren die ersten Versuche auf dem Gebiete solchen Strebens, deutsch waren die späteren Ausarbeitungen,

— wie es ja auch dem deutschen Schicksale entspricht, daß dieser Atlas africanus gerade in dem Zeitpunkte das Licht der Welt erblickt, in welchem das deutsche Geistesleben ortsmäßig aus dem Erdteil ausgewiesen ist. Das ist für das Wesen dieser Arbeit in hohem Sinne jenseits allem, aus hamitischen Quellen entsprungenem engherzigen Nationalismus bedeutsam. Die Westvölker hätten dieses Werk vielleicht versucht, nachdem sie den Weltteil erobert hatten, und es wäre dann ein staatlich reich dotiertes Sammelwerk entstanden; die mitteleuropäische Kultur bedingte den Beginn der Arbeit nach dem Verluste aus bescheidensten Verhältnissen opferfreudiger Not und schafft ein intuitives Werk.

Die Erkenntnis solcher Gegensätze, die eine Betrachtung der eigenen Kultur und der eigenen Arbeit über Kultur eröffnet, leitet in würdiger Weise den Weg zur Erschließung der Kultur jener Primitiven, die gleich differenziertes Wesen dokumentieren, ein.

II. Das Interesse für die „primitive Kultur" wächst in die Allgemeinheit hinein. Es ist, als

ob diese primitiven Kulturen in dem Augenblicke, in dem sie aussterben, eine innerliche Aneignungskraft entwickeln und ausüben, die das Leben unserer „höheren" Kulturformen in unerhörter Weise umgestaltend und befruchtend beeinflußt. Wer mit unbeirrter Ruhe die Linie der heutigen Gesellschaftsbildung über die Philosophie des vorigen Jahrhunderts, über die französische Revolution und bis zu den Schwärmereien der Naturdürstigen hinweg rückwärts verfolgt, hat eine Bahn derartig breit auswirkender Kraft vor sich. Wer die Kunst unserer Tage, die Bildung der an Stelle alter Formen des Glaubens (statt Aberglaubens) unter der Decke der Volksreligion anschwellenden Sekten und endlich das rückwärtsfühlende Streben der ernsten Geschichts- und Naturforscher ins Auge faßt, muß diese im Anfang unserer „Neuzeit" zaghaft einsetzende und heute in gewaltiger Wucht wirkende Kraft fühlen, — eine Kraft, die deshalb so sehr bemerkenswert ist, weil ihr keinerlei Bewußtsein von unserer Seite gegenübersteht. Denn nach wissenschaftlicher Art hat unsere Zeit die organische und anorganische Welt durchforscht und geordnet. Jene primitiven Kulturen

hat sie aber ganz vorsichtig und nur scheu, ja vielfach sogar mit Abscheu betastet.

Eine eigentliche Wissenschaft der primitiven Kultur — Wissenschaft hier tatsächlich aufgefaßt als Wissen, Sehen, Erkennen, Uebersehen — gibt es im Sinne unserer sonstigen feingegliederten Kenntnis und Erkenntnis nicht, sondern nur Sammlung von Details. Die Kulturkunde, oder wie sie oft fälschlich genannt wird, die Völkerkunde, hat aber kaum das Stadium des Glaubens an „Spiele der Natur" überwunden und noch nicht einmal einen Linné hat sie erreicht, — womit nicht behauptet werden soll, daß die Kulturkunde dies zweitgenannte Stadium auch nur in Analogien zu berühren braucht.

III. Bis zu Herodot zurück hat es ausgezeichnete Schilderer der Völker, ihrer kulturellen Eigenarten und Unterschiede gegeben. Jahrhunderte und Jahrtausende haben solche Bausteine geliefert, — so gewaltige Massen, daß ein Mann, der wie Adolf Bastian sie alle zum Bau zusammenzufügen suchte, damit nur entweder die Unmöglichkeit solcher Ordnung oder die Unfähigkeit zur Ordnung belegte, oder wie solche,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die sich zur gruppenweisen Ordnung der Analogien entschlossen (wie Tylor, Andree und andere moderne Analogisten resp. Vertreter der Konvergenz), in bescheidenster Weise auf die Möglichkeit einer lebendigen Lehre verzichteten. Denn schon der, der nur Rechtsformen ohne Berücksichtigung tiefgründiger Weltanschauung, technische Leistungen ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Formen, Mythen ohne Eingliederung der Wirtschaftszustände untersucht, reißt etwas aus einer noch unbekannten Gesamtheit heraus und bewegt sich vielleicht im Rahmen einer toten Tatsächlichkeit, kann aber niemals die lebendige Wirklichkeit erreichen. (Vgl. S. 358.)

Diese an sich tiefernsten und in ihrem Streben verehrungswürdigen „Zer"gliederungen (nicht „Gliederungen") konnten nicht zu einer grundlegenden Ordnung führen, weil die Geistesströmung des vorigen Jahrhunderts jede bewußte Anstrengung, am Kulturgestade zu landen, durch eine unüberwindliche Brandung und Rückwurf beantwortete. Nur in solchen Winkeln, in denen die Verstandesform des 19. Jahrhunderts keine Macht hatte, in Winkeln, die sie ignorierte, über-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sah oder vor sich selbst totschwieg, konnte die natürliche, lebendige Ordnung der Stoffe sich vorbereiten und auswirken. Zwei solcher toten Winkel waren es, in denen die Befruchtung der Kulturkunde erfolgte.

Noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts blühten die Raritäten- und Kuriosenkabinette fürstlicher und adeliger Häuser, in denen der Federmantel des Montezuma neben der Rose von Jericho, ein ostasiatischer Buddha neben dem gedörrten Balg eines wunderlichen Bewohners unergründlicher Meerestiefen und das Schwert eines afrikanischen „Kannibalen" neben einem Span vom Kreuze Christi prangte. Der Sinn für das Sammeln griff um sich, und aus ihm wuchsen die ethnographischen Museen zu so großem Umfange, daß ihre Leiter noch so umfassende Paläste überquellen sahen und außerstand gesetzt wurden, sie „wissenschaftlich" zu bewältigen. Aus den „Raritäten" wurden Belege, die mehr und mehr den Sinn des Seltsamen abschüttelten und an seiner Stelle den Ruf nach Vollständigkeit aufkeimen ließen.

Dann sehen wir in dieser Zeit eine wunderliche Art von Einleitungen sich breit und breiter

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

machen. Gleich, ob man eine Rechtsgeschichte, eine Religionsphilosophie oder ein Buch der Erfindungen aufschlug, — man mußte in dieser kurz verflossenen Zeit immer darauf vorbereitet sein, einen breiten Hinweis auf die „schon bei den Naturvölkern zu beobachtenden, buntschillernden Kulturvorgänge“ zu finden, — auf Kultursymptome, die in ihrer „Primitivität“ die Lebenstore unserer eigenen Kulturwelt eröffnen. Bis heute noch reizt das Pikante an solchen mehr oder weniger allgemein gehaltenen Einleitungen, die sämtlich auf einer schroffen Gegenüberstellung und Annahme einerseits einer scharfumrandeten Weltgeschichte, anderseits einer amöbenartig variablen primitiven Kultur beruhen. Es gilt, diesen harten Gegensatz in seiner ganzen unüberbrückbaren Abgrundtiefe zu erfassen, um die gesegnete und glückliche Isolierung der eigentlichen Kulturkunde verstehen zu können.

Das vorige Jahrhundert hat in einer in solcher Ungeheuerlichkeit noch nie dagewesenen Intensität alles durchforscht, was „geworden“ ist, hat alles betrachtet als „Gewordenes“, nichts als Werdendes. Es schuf den Materialismus und wies — um mit Viktor Hehn zu reden — die Meta-

physik in schnöder Weise aus. Diese Selbstbeschränkung auf die physische Welt bedeutete den freiwilligen Verzicht auf alle letzten Fragen, führte aber zu einer haarscharfen und nadelspitzigen Verfeinerung alles Instrumentalen als des an sich selbst Zweckmäßigen. — Von solcher Einseitigkeit haben historische Wissenschaften und Philologie alles in Systeme gebracht, in Systeme des Gewordenen und damit im Gegensatz zum Gewordenen sich gegenüber allem Werdenden vollkommen verschlossen. Stets hat nun zwar jeder Teil der Menschheit überzeugungsstark dazu geneigt, die eigenen Bahnen für die „richtigen", die eigenen Götter für die einzig wahren, die eigene Kulturhöhe aber als den Zustand der nur je erreichbaren Kulturgipfelung einzuschätzen und an alles Fremde einen aus sich herauskonstruierten Wertmaßstab zu legen. Nie aber hat eine Kulturform oder ein Kulturzustand in seinem Hochmute so weit zu gehen vermocht wie die „moderne Zeit". Man kann diese materialistische Einseitigkeit des ablaufenden Jahrhunderts, das immer mehr mit der, wenn auch oft unausgesprochenen, Voraussetzung der Möglichkeit, „vollständig" zu sein,

und mit der Utopie einer wissenschaftlichen „Lehre der Wahrheit" es wagte, einen Geschichtsabschnitt von den Sumerern bis zu uns als Weltgeschichte zu bezeichnen, mit Chemie, Physik und Experimenten die Tiefe der Natur zu ergründen, menschliche und kulturelle Arten nach Schädeln und Sprache aufzustellen, die erst seit zwei Dezennien es wieder gestattet, von „Kräften" zu sprechen, — man kann diese antimetaphysische Einseitigkeit nicht anders verstehen, als indem man ihr monumentalen Willen und Starrheit zuspricht. Diese gewaltige Zeit ordnete, immer mit der stummen Voraussetzung der Möglichkeit, „vollständig" und „wahr" zu sein, ohne welche sie ihrem inneren Wesen nach undenkbar ist, alles, brachte alles in Ordnung und Systeme, Tier und Pflanze, Maß und Gewicht, Zeit und Raum. Das aber, was sich solcher Ordnung und Geistesart nicht unterwerfen ließ, wurde als unwissenschaftlich in die Raritäten- und Kuriosenkammern verstaut und — blieb in seiner jungfräulichen Ruhe lebend, glücklich, zukunftsreich, da die emsige Prahlerei ja nur ihre eigenen Interessenobjekte zu Tode besprach, das ins Verborgene Totgeschwiegene

aber eben durch dieses Schweigen vor der Erstarrung bewahrte. Dieser zuletzt auch offiziell zur Zivilisation verdämmerten Kultur wurden die Tore des Lebens und Werdens, die Metaphysik und das eigene „Gelebthaben" täglich weltfremder und unverständlicher, und dadurch gewann deren eigenes Dasein Gestaltung bis zum Sichtbarwerden.

Denn alles, was die Aeußerungen der Kultur anging, wurde derart zergliedert, daß es als Materie übersichtlich vor uns liegt, und daß nun die Kultur durch diese Materialisation hindurch ihr Leben zu äußern vermag. Dies nun scheint sich folgendermaßen verständlich machen zu lassen.

IV. Dieses ist die Geschichte der „Materie" der Kulturkunde, — nicht der Kulturkunde selbst, weil eine solche gleichbedeutend mit dem wäre, was wir noch nicht besitzen, was wir erstreben und nur ahnend wittern, jedenfalls aber noch nicht, vielleicht auch niemals im heutigen Sinne „geschichtlich" fassen können:

Ein Leeres trennt uns von einem nur noch von gesprungenen Saiten nachklingenden Ur-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Altertum. Das homerische Griechenland sah bei andern Völkern die eigenen Götter, die für sie dort nur andre Namen führten; es spricht nicht von den „primitiven", sondern von den „unsträflichen" Aethiopen. Kultur als solche war für sie andern Völkern ebenso eigen, in diesen ebenso lebendig wie in den Erlebenden selbst. Aber diese Kultur war noch vollkommen isoliert, eben aus dem Grunde der nur auf sich beschränkten Kenntnis. Wie die Primitiven in Fabeln die Tiere gleich sich rechtsprechen lassen, sie „anthropomorphisieren", d. h. das eigene Sein und Sinnen aus ihnen sprechen und reflektieren lassen — wie sie also überall in der Umwelt sich selbst wie in einem Spiegel wiederfinden —, so waren auch die Griechen wie Kinder, die in allem sich selbst finden. Ein Maßstab der Kulturwertung fehlte noch.

Der Zivilisation der Römer war es vorbehalten, aus dem gleichen spiegelsichtigen Kulturschauen heraus, „fremdsprachige Völker" (und nicht nur vorzeitliche) endgültig zu „Barbaren" zu machen und damit eine uralte Verbindungsbrücke mit der kulturellen Umwelt in bewußter egozentrischer Einschränkung abzubrechen. Dieses

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Römertum und in seiner Fortsetzung das erste, das morgenländische Christentum vermochten bis zum Mittelalter ihre Ansprüche nur dadurch aufrecht zu erhalten, daß sie die der andern negierten. Die Kulturformen der andern d i e n t e n dem Römertum; deren Kultur als solche entzog ihm aber hierdurch ihren Einfluß. Solche Blindheit nach außen zeichnete auch alle Kulturformen des zunächst im Austausch schwer zuckenden Mitteleuropa des sogenannten Mittelalters aus. Diese innerlich so weite, nach außen aber so enge und kleine Welt kannte nur sich und das Leben der räumlich nächsten Umwelt, so daß aus der Streckung des Gegensatzes „Römer und Barbaren" unter günstigen Verhältnissen nur ein „Christentum und Heiden (Araber, Slawen)" als ordnende Kulturanschauung entstehen konnte.

Nun ist es aber von mehr als nur wissenschaftlicher Bedeutung, wenn alles Sehen und Erleben zu der Erkenntnis drängt, daß ein ständiges Hineinstarren in sich selbst dem großen Dasein die Möglichkeit raubt, auf uns zu wirken, daß nur ein offenes Auge zu sehen vermag, daß nur vorurteilsloses Sicherschließen Reichtum inneren

Lebens ermöglicht, daß dagegen die fortgesetzte Beschränkung auf sich selbst erst zu einer Ueberspannung, dann aber infolge Abschließung von den organischen Kräften des Daseins zur endgültigen Beschränktheit, zur Verkümmerung führt. —

Derart geschaut, bedeutet die Kultur des Altertums eine Herkunft aus freier, großer Fähigkeit zum Erleben der Kultur seiner selbst (Rest: Einschätzung auch der unsträflichen Aethiopen), infolge der absoluten Spiegelsichtigkeit aber ein urnotwendiges Versinken in blinde Einschränkung auf sich selbst (hier: weltbeherrschende Römer und alleinseligmachendes Christentum, dort: verachtete Barbaren und bedauernswerte Heiden). Das Wesen der lebendigen Kultur, das niemals sich selbst, sondern immer nur anderen abzulauschen ist (oder man müßte die nötige Distanz durch lange Abwesenheit im Ausland erlangen!), konnte demnach infolge der überhöhten Einhaftigkeit der mittelmeerischen Hochkulturen keine erlebnisbetätigende Aufnahme finden.

Eine maßlose, nämlich raum- und zeitlose Imagination innereuropäischer Völker gibt dann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem gewaltigen Mittelalter Gestalt. Eine uns kaum mehr verständliche Gewalt geht über die innerlich vermorschten, durch Spiegelsicht unfruchtbar gewordenen Kulturformen hin und erwirkt neues Leben. Der Glaube an Wunder schafft stündlich und täglich Wunder, — Wunder als Erlebnis und Wunder als Formen der Kultur. Noch das XIII. Jahrhundert ist wunderschwanger. Die Lebenskraft der Kultur treibt Blüten über Blüten. Alle von neuer Art. Alles scheint gegen das Vorhergehende zum Entgegengesetzten verkehrt. Das Altertum des Mittelmeeres zeigt den Ausgang vom Matriarchat, das durch ein Patriarchat gebändigt und modifiziert wurde, das innereuropäische Mittelalter ein Patriarchat, das durch matriarchalische Konzessionen gezügelt wird. Dort unten begann die Kultur mit Stämmen und Kasten, die ihre harte Gegensätzlichkeit durch Formung der Familie verloren; jetzt im Mittelalter setzt die Bildung mit Sippen ein und klingt in Zünften aus. Die Fähigkeit zum Erleben des Wunders und die Gliederung in wohlgeordnete Zünfte sind Symbole der neuen Kultur — und neuer Einstellung der Menschheit zur Materie wie zum Wesen der Kultur überhaupt.

Die Brunst der gewaltigen Gegensätzlichkeit erweckte aus dem scheinbaren Chaos die Herrlichkeiten der gotischen Dome, fugischer Musik und weitendürstiger Dichtkunst. Sie führte zur Geburt der christlichen Majestäten: der Anerkennung der Individualität, der Mystik, der Liebe und der Ordnung. Die Spiegelsichtigkeit ward durch die metaphysische Entelechie des Weitengefühles aufgehoben. Mit diesem ungeheuren Wandel trat aber das Problem der Materie der Kultur in ein neues Stadium, in eine Welt, die mit der des Altertums nur die Beziehungen der Gegensätzlichkeit hatte. Denn als diese nun „neue" Kulturwelt Innereuropas über den Rand ihres Erdteils mit fremden Kulturen zusammentraf, da erlebte sie als erstes zunächst auch wieder — das Wunder. Die „Voyages" zweier Jahrhunderte erbrachten die Entdeckung „seligen Lebens, schöner Kinder der Natur" und in entsprechender Auswirkung des Weitengefühles die Sehnsucht nach einem urparadiesischen Glückszustand. Der Pendel der Kulturbewegung war am anderen Ausschlagspunkt angelangt; an die Stelle der Barbaren und Heiden trat die Imagination der höheren Reinheit und Glücks-

zufälligkeit der Primitiven, im Wertmessen aber die Ueberschätzung der anderen als einer höheren Art.

Nachdem dieser wiederbelebende, aus dem Wunderglauben erwachsende erste Rausch aber verflogen war, trat die zunftmäßige Ordnung in den Vordergrund und förderte zuletzt die verschiedenen Systeme der Arten der Menschheit zutage, ohne zu ahnen, daß es sich gar nicht um Gliederung der Menschen in Rassen, sondern um das Verständnis der Kulturen handelte. In der Politik, die ja stets ein Epigone der Kulturanschauung vorangegangener Schöpfungsepochen ist, wirkte sich die erste Anschauung ebenso stark aus wie in der nicht weniger späten Wissenschaft. Dieser nämlich floß aus der Fähigkeit zu nebelhaftem Glauben die Annahme vieler Kulturursprünge und der Konvergenzlehre, aus dem Bedürfnis zur Ordnung aber die Methode der Zerlegung zu. Die Kulturkunde wurde freies Jagdgebiet. Der Jurist, der Religionsphilosoph, der Psychologe, der Technologe, alle, alle schöpften aus dem ins Riesenhafte anschwellenden Schatze der Materie der Kulturkunde, jeder, was ihm zusagte, und — retteten durch diese

Gemeinsamkeit die innere Wesenheit vor vorzeitiger Zerstörung! Denn hierdurch wurde die Materie der Kulturkunde zwar in wundervoller Weise gesichtet und ihre Sprödigkeit behoben, ihr inneres Quellbecken aber nicht angegriffen; das Augenmerk aller, zuletzt auch das der Geographen, wurde so von der Tatsache abgelenkt, daß sich all diese wissenschaftlichen Betätigungen nur auf Schneckenschalen, nie aber auf schalenbildende Wesen selbst erstreckten, daß Kultur aber eben Leben, ein Wirkliches und nicht etwas Tatsächliches ist, — wozu nunmehr einiges gesagt werden soll.

V. Ueber die Kultur als Symbol höheren organischen Lebens ist seit den Arbeiten aus der Mitte der neunziger Jahre, in Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes“ und zuletzt im „Paideuma“ manches ausführlich dargelegt. Heute in der Einleitung zu einem Kartenwerke, das den Kulturformen und der Kultur eines ganzen Erdteiles gewidmet ist, handelt es sich um die Frage, auf welchem Wege es denn nun wohl möglich sei, das Wesen der Kultur überhaupt zu erfassen und das Erfaßte mitzuteilen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist dies die erste Frage, die gestellt und beantwortet werden muß, wenn es der Kulturkunde überhaupt gelingen soll, auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnisse eine Kulturanschauung zu gewinnen.

Ich bin bei den heutigen Darlegungen ausgegangen von der Behauptung, daß die aussterbenden primitiven Kulturen auf unsere heutigen „hohen" Kulturformen im Augenblicke des Ersterbens einen gewaltigen Einfluß ausüben (II); dem folgte eine Skizze der Kulturumbildung des vorigen Jahrhunderts (III). Zum dritten schloß sich eine Betrachtung der Kulturanschauung unserer Vorzeit an (IV). In allen drei Fällen wurde auf Tatsachen hingewiesen, die als solche natürlich wie alle anderen, wie j e d e Tatsache auch anders geschaut werden können, die aber untereinander verbunden sind durch etwas in vernünftiger Weise nie zu Bestreitendes: es handelt sich um Vorgänge, um Kräfte, um B e w e g u n g.

Und nun mag sich ein jeder selbst, wo er auch immer will, über die Materie der Kulturkunde unterrichten. Er wird finden, daß der Rechtswissenschafter nirgends einen Stillstand der

Rechtsanschauung, der Religionsphilosoph nirgends eine formharte, unbiegsame Weltanschauung, der Philologe nirgends eine nichtvariable Sprache entdeckt hat. Eine Zeitlang träumte Europa von einem Lande, dessen Kultur seit Tausenden von Jahren unverändert bestanden habe; das war China. China galt als Prototyp stets unbeirrbar gleicher Kultur. Eine eingehende Forschung hat gezeigt, daß der Irrtum so typisch wie nur möglich war. Die innere Beweglichkeit der Kultur zeigte sich ferner in äußerlichen Ausdrucksformen den ethnographischen Sammlern des vorigen Jahrhunderts in so eminenter Bedeutung, daß Felix von Luschan sich zu dem Satze hinreißen ließ: „Es gibt keine ethnographischen Dubletten." So führten alle Untersuchungen, die Nachprüfungen sämtlicher Fächer der am äußeren Wesen der Kultur herumtastenden Wissenschaften zu der Erkenntnis der ewigen Bewegung der Kultur.

Solche Beweglichkeit läßt sich mehr oder weniger deutlich an jedem Objekt kulturkundlicher Betrachtung nachweisen. Die Bewegung an sich mag mehr oder weniger richtungsgemäß verlaufen, die Richtung allein ist aber niemals

das Entscheidende. Die Bewegung kann am leichtesten gezeigt werden in der geographischen Verbreitung, im Umsichgreifen nach bestimmten Richtungen, im wellenförmigen Nachaußendrängen und umgekehrt im Einschrumpfen und Zerfallen. — Eine zweite Bewegung läßt sich in lokaler Vitalität und Variabilität wahrnehmen. Das Bild des ununterbrochenen Wandels der Moden in europäischen Städten wiederholt sich, wenn auch oft langsam, bis zur Unwahrnehmbarkeit, und zwar in allen Dingen und überall. Sitten verkümmern und erfahren neue Belebung. Anschauungen schillern zeitlich und örtlich bald stumpf, bald leuchtend. Das soziale Wesen verändert sich bei uns von Stunde zu Stunde, bei den Sippen der Primitiven mit jedem Todesfall und jeder Geburt. — Zum dritten aber endlich stehen alle Organe der Kultur in einer ständigen Wechselwirkung. Eine Umbildung der Webstoffe bedeutet eine Umbildung der Tracht, diese eine Umbildung der Sittlichkeitsbegriffe. Eine neue Waffe führt zu neuen Amuletten, zur Umgestaltung der Religion. Die Einführung von Haustieren und Hauspflanzen wirkt bewegend ein auf Wirtschafts-, auf Rechts-, auf Verkehrs-, auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weltanschauungsformen. Wer dem feinen Geäder einer Kultur nachgeht, nimmt zuletzt wahr, daß alles mit allem in bewegbarer Beziehung steht, daß nichts isoliert, nichts stillsteht, daß in letzter Linie nichts ohne das andere, ohne a l l e s andere verständlich ist.

Die drei Bewegungen gehen nie isoliert vor sich. Keine kann ohne die andere gedacht werden, und somit kommt das Problem der Richtung, wenn allein berücksichtigt, als ein falsch gestelltes für das Erfassen des Ganzen in Fortfall. Das alles aber heißt, daß die Kultur als solche niemals faßbar wird, wenn ihre Ausdrucksformen im Sinne des XIX. Jahrhunderts einer systematischen Zergliederung unterworfen werden, daß jede Erforschung e i n e r Seite oder e i n e r Bewegung, e i n e r Materie oder e i n e r Entwicklungslinie bedingungslos schon im Bereiche der Tatsächlichkeit unvollständig bleibt und in ihrer Isoliertheit ebenso bedingungslos nie eine Wahrheit erreichen kann, daß das Theorem der Wahrheiten an der Kultur scheitert und daß die Tatsachen lediglich als Auswirkung einer m e t a physischen Wirklichkeit Bedeutung gewinnen können.

VI. Also könnte die Kulturkunde als solche den andern Wissenschaften gegenüber nicht Gleichexaktes, deren Sinn entsprechend Gleichwertvolles leisten, wäre überhaupt zu einer ewigen Verzettelung und Unordnung verurteilt — wenn es wahr wäre, daß diese andern Zweige der Wissenschaft mit ihrer Voraussetzung möglicher „Vollständigkeit" und „Wahrheit" in ihren Auffassungs- und Darstellungsformen, zumal in der Graphik, dem Wesen der Dinge entsprächen und damit ihr Ziel erreichen könnten.

Die Frage ist, ob diese Voraussetzung dem Wesen nach ein Recht hat oder nicht. Entscheidend für uns ist die Betätigung desjenigen Zweiges der Wissenschaft, der uns als Kartenzeichnern das technische Handwerkszeug in die Hand gibt, der Geographie, insbesondere der Kartographie. Hier müssen wir uns Tatsächlichkeit und Wirklichkeit bis an die Grenze der Plattheit vergegenwärtigen.

In der Schule lernt das Kind, vor eine Karte gestellt: „Das ist Afrika." Der Lehrer zeigt auf ein Gebirge und sagt: „Das ist der Kilimandscharo." Hierin liegt die Voraussetzung der Wahrheit und in der kurzen Belehrung „Das ist

Afrika“ liegt die uneingeschränkte Behauptung der Vollständigkeit. Auch wenn der Lehrer vorsichtiger ist und sagt: „Das ist eine Karte von Afrika“, so schränkt er zwar den Irrtum um ein Gröbliches ein, — tatsächlich ist aber eine alle Tatsachen umfassende Karte von Afrika überhaupt nicht zu zeichnen. Eine geographische Karte kann niemals ohne ungeheure Voraussetzungen als eine auch nur annähernd den Tatsachen ähnliche, respektiv analoge Darstellung bezeichnet werden; vielmehr widerspricht dieses ihrem inneren Wesen, was natürlich den Fachleuten eine Allerweltsweisheit ist, nicht aber jedem Laien.

So nebensächlich dies auch fürs erste erscheinen mag, so sind wir doch an einem so wesentlichen Punkt angelangt, daß ich ihm noch einige Zeilen widmen muß. Ich möchte nämlich darauf hinweisen, daß dies bei jedem Atlasdurchblättern in jedem Kreise wahrzunehmende: „Dies ist Asien“, „Hier fließt der Amazonenstrom“, „Hier liegt Petersburg“ mehr als ein lapsus linguae, eine verkürzende Sprachlockerung ist. Jeder Fachmann hat neben seiner Karte so und so viele Werke aufzuschlagen, um sich über

Einzelheiten zu vergewissern. Die Karte kann unmöglich alle Einzelheiten aufweisen. Schon in der Technik versagt also, wie wir gleich des näheren sehen werden, die Karte für das „Es ist".

Auch die allerfeinsten und eingehendsten Sonderblätter, mögen sie auch in noch so großen Maßstäben gezeichnet sein, werden bedingungslos in irgendeinem Stadium leer. Ganze Erdteile senken und heben sich in ununterbrochener, wenn auch noch so langsamer Bewegung; Stürme, Erdbrüche, Vulkane, Ueberschwemmungen modifizieren täglich irgendwo die Oberfläche. Abbrennen der Wälder beeinflußt Regenmengen und Wasserflüsse, Sümpfe trocknen aus, — also daß auch das einfache Bild der natürlichen Mutter Erde in jeder Minute irgendwo eine Aenderung durchmacht, und zwar dies schon unter dem Einflusse der „leblosen" Naturkräfte, zu denen nun noch die überall wühlende und aufbauende, abtragende und zuführende Pflanzen-, Tier- und Menschenwelt kommt, die ihrerseits ja eigentlich auch zur Mutter Erde und ihrer Darstellung gehören und damit ein vollkommen exaktes Bild eines auch nur für einen Bruchteil der Zeitrechnung gültigen Zustandes absolut

unmöglich machen, — ganz davon abgesehen, daß die Technik einer gewölbten und gewellten Fläche auf einem Blatt Papier oder in der Plane überhaupt nur unter Voraussetzung der größten Konvenienzen möglich ist, — ferner ganz abgesehen davon, daß die Darstellung eines Erdteiles die künstliche Loslösung aus dem umgebenden Meere und das Herausziehen einer falsch dargestellten Schicht aus der Beziehung der zugehörigen Atmosphäre und der Erdbasis bedeutet.

Mit der kartographischen Darstellung verhält es sich nicht anders als mit allen sogenannten „exakten" Abmessungen und Abschilderungen. Eine restlose Exaktheit ist für jede Form des Messens eine nicht relative, sondern absolute Utopie. Es ist nicht möglich, ein Instrument ohne Fehlerquelle zu konstruieren. Jedes Gewicht macht seinem Material entsprechende Schwankungen durch, und das Thermometer hängt mit seinen Angaben in unberechenbarer Weise von der nicht nur das Quecksilber, sondern auch die Glasröhre beeinflussenden Temperatur ab. Die ganze Exaktheit der physikalischen Wissenschaft kann von diesem Gesichtspunkt aus ihre Aufgabe nur darin sehen, die Fehler-

quellen auf ein Minimum zu beschränken und damit die Voraussetzung und Prätention einer absoluten „Statik" aufrechtzuerhalten. Auch hier auf dem Boden der exakten Wissenschaft zeigt sich das Statische nur als eine mühsam der Kinematik für den Augenblick abgetrotzte und dann theoretisch aufrechterhaltene Utopie, das Kinematische aber als das wesentliche „Momentum".

Kehren wir von dieser anscheinenden Abschweifung zu unserem Problem zurück. Aus allem Vorhergesagten geht hervor, daß Friedrich Ratzel die Karte mit Recht ein Symbol, ein Sinnbild genannt hat. Als Symbol betrachtet wird uns die Karte zum gleichen, was dem alten Römer die Scholle des Ackers war, mit der in der Hand er vor dem Prätor erschien, um dieses Landstück als sein Eigentum zu beanspruchen, — was dem jungen Ehepaar der Ring ist, der es für das Leben zusammenschließt, — was nach alter deutscher Art bei der Auflassung von Grundeigentum am Gericht der Halm als Bild des Ackerstückes, die Rebe als solches des Weinberges, der Zweig als das des Baumgartens, der Span als gleiches des Hauses war. Symbol be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deutet in der Kultur die Weltanschauung, die der Schrift voranging. Diese Weltanschauung ist die lebendige, organische, die des Sinnes, dem das Bild Objekt ist, dem das Bild dient, — während die jüngere Periode der Abstraktionen, die Schrift aus dem Bild herausentwickelnd, dieser einen großen Einfluß einräumte, einen immer schwerer wiegenden und hierin eine anorganisierende Tendenz zeigte.

Die Bedeutung des Wortes Symbol, Sinnbild schließt also zum einen oder anderen nicht nur eine, sondern zwei Weltanschauungen in sich, die zwei Weltanschauungen, die zusammengehören wie Kraft und Stoff, wie Entwicklung zum Beharren gehört, wie Kinematik zur Statik, wie Metaphysik zur Physik, wie (als Kulturbeispiel) äthiopische zur hamitischen, wie innereuropäische zur westeuropäischen Kultur. Die Anwendung der Karte als Symbol stellt an uns den Anspruch, klare Antwort zu erteilen auf die Frage, wo sie als Sinn oder Bild, welches als Subjekt, welches als Objekt unserer Aufgabe kulturgeographisch darzustellen, leiten oder dienen darf.

VII. Die Geographie des neunzehnten Jahrhunderts hat sich in steigendem Maße die Geologie als Grundlage gewählt. Sie ist damit mehr oder weniger eine statische Wissenschaft geworden. Das Seiende ist ihr der Ausgangspunkt des Lebens; das Werden gewann die dienende Bedeutung der Erklärung des Seins, und somit tritt das Werden als solches ganz in den Hintergrund. Ihr wurde also folgerichtig die Karte immer mehr synonym mit Schrift; ihr beschreibt die Karte einen Erdteil, ein Meer, eine Luftströmung. Denn da sie physische Wissenschaft ist, sind ihr die Tatsachen als solche: Objekte der Betätigung.

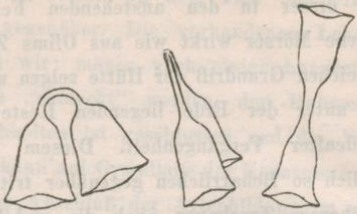
Nun wolle man aber die Unterschiedlichkeit in der Geschwindigkeit der Bewegung der natürlichen Umwelt beachten. Hart in eherner Ruhe muß uns Mutter Erde mit ihren Gebirgsmassen, Gliederungen in Meere und Erdteile erscheinen. Dieser Ruhe gegenüber bedeuten dem naiven Sinn die leichten Umbildungen, auf die ich oben hinwies, kaum eine Bewegung. Die große Bewegung des Weltalls und unserer Planeten im All ist dem Laien absolut rhythmisch, ruhig, gesetzmäßig. Als einer durchaus ruhenden Er-

scheinung stehen wir dem Tier- und Pflanzenreich gegenüber. Die vorhandenen Lebewesen kennen wir; mögen noch einige hundert neue Species „entdeckt" werden, der Rahmen der Möglichkeiten ist geschlossen und die Wissenschaft kann auf Grundlage der Kenntnisse sagen, daß der Abschluß der Artenbildung im großen und ganzen hinter uns liegt, daß Ueberraschungen in der Neubildung von Tieren bedeutunglos werden. Der Periode der Artenbildung ist auch hier die der Ruhe gefolgt. — Alles in allem betrachtet, mußte sich der in spezialistischer Verzweigung forschenden Menschheit des vorigen Jahrhunderts das Statische im Raum so wuchtig aufdrängen, daß die ja trotzdem noch unentwickelt in allem wirkende Kinematik bis zur vorläufig und generell abschließenden Allkenntnis zu untergeordneter Bedeutung wurde, — was ja die materialistische Weltanschauung des neunzehnten Jahrhunderts bedingte.

In schroffem Gegensatz hierzu steht jede Beobachtung der Kulturkunde. Eine Wanderung durch ein ostpreußisches Bauerngehöft oder durch ein afrikanisches Negerdorf mag für einen Augenblick täuschen. Dieser Haken als Pflug scheint

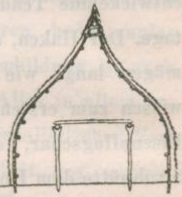
uralt; dieser in den anstehenden Fels geschlagene Mörser wirkt wie aus Olims Zeiten; den gleichen Grundriß der Hütte zeigen uns die heute unter der Erde liegenden Reste jahrtausendealter Vergangenheit. Diesem augenscheinlich so Beharrlichen gegenüber tritt aber bei näherem Zuschauen auch die umbildende, entwickelnde Tendenz mit ungeheurer Macht zutage. Der Haken, der Steinmörser, der Grundriß mögen lange wie ein Fossil ruhen. Aber wir wissen zum ersten, daß der Haken morgen der Eisenpflugschar, der Mörser der Mühle, die Strohhütte dem Holz- oder Wellblechhaus weichen wird. Wir wissen zum andern, daß das Gesamtbild der Kulturauswirkung in dem Zusammenhang der Formen, in lebendig und stets wechselnden „Launen" der Tracht und Mode, der Ergänzung des Materialbestandes der Wirtschaft, der Umbildung des sozialen und Religionslebens besteht, — daß jeder noch so konservativ festgehaltene Gegenstand einer stets wechselnden Vergesellschaftung des Kulturgutes unterworfen ist.

Wie variabel die Formen an sich schon sind, zeigt ein jeder Versuch der kartographischen Zusammenfassung. Wenn ich z. B. die Verbreitung

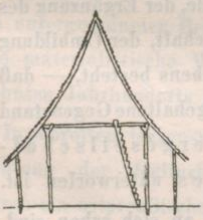


Formen der Doppelglocke

Das Pfahlbett in der Rundhütte (Wolof)



Das Pfahlbett als Mittelbau (Banziri)



Das Pfahlbett als Obergeschoss (Sierra Leone)

Das Pfahlbett als Pfahlbau (Faleme)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

einer so einfachen Sache wie die der „Doppelglocke“ festlegen soll, so stehe ich vor einer Auswahl der Formen, die nicht alle unter den einen Begriff der Doppelglocke zu bringen sind. Die Karte fordert an sich, um korrekt zu sein, schon eine Differenzierung, die eigentlich in den meisten Fällen unmöglich ist. Hierfür als Beispiel die Linien zwischen Pfahlbett und Pfahlhaus, von dem niemand sagen kann, wo der Begriff des Bettes aufhört und der des Pfahlhauses anfängt. Alles in allem entzieht sich jedes Kulturgut, das äußerlich auch noch so einförmig aussehen mag, durch seine Variabilität jeder Bemühung einer wirklich exakten und nicht erzwungenen Zusammenfassung, wie solche die mehr statischen Objekte der Geologie, Botanik und Zoologie gewähren.

Das Moment der Kinematik wird noch auffälliger, wenn wir beachten, daß jedes Kulturgut dem Wesen der Vergesellschaftung unterworfen ist. Die Verbreitung des Wurfeisens wird bedingt durch das Auftreten bestimmter Bogenformen, die des Knollenbaues durch Erscheinen von Getreidearten, die der patriarchalischen Anschauung durch das Ein-

dringen matriarchalischer Sitten. Wenn nun nur Wurfeisen ohne ihren Partner, nur Trachtenstoffe ohne ihre Trachtenformen, nur Geldsorten ohne Wirtschaftsgrundlagen kartographisch gebucht werden, so bedeutet das eine künstliche Isolierung von Tatsachen, die zwangsmäßig aus dem beweglichen Zusammenhang der Wirklichkeit herausgerissen werden.

Unversehens hat die Betrachtung der darzustellenden Materie durch Schilderung der Versuche der Darstellung schon mitten in das Problem der Art der Verwendbarkeit von Karten in der Kulturkunde hineingeführt. Das Leitende kann der Kulturkunde nur die Kinematik, das Statische ihr lediglich Objekt sein. Kultur ist eben ein lebendig Wirkliches, dessen Erfassung erst möglich wird in Durchdringung der Tatsächlichkeiten. Also kann das Kartenbild „Kultur" nur umschreiben und nicht beschreiben; also darf im Sinnbild der Karten für sie das Bild nur dem Sinne dienen, das Bild nur Mittel sein. Es handelt sich darum, die B e w e g u n g darzustellen; dies kann aber nur erreicht werden, indem die Aufmerksamkeit ständig vom statisch Tatsächlichen auf das wirklich Kinematische gelenkt wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

VIII. Das heißt: Die in der Kartographie zum Ausdruck kommende Weltanschauung der Kulturkunde kann in Ergänzung der physischen der Erd- und Naturkunde nur eine metaphysische sein.

Diese, dem ursprünglichen Wesen der Kultur entkeimte Anschauung stellt uns klar vor die Aufgabe und vor die Aussicht, wie weit diese lösbar ist. Sie entscheidet darüber, was von Bedeutung und was unwesentlich zu sein hat. — Bedeutungslos ist vor allem jede Verbreitung an sich. Ob ein Volk in Rundhütten wohnt oder in Satteldachbauten, ist an sich irrelevant; wesentlich wird diese Tatsache erst, wenn sie eine Bewegung, eine Stiländerung aufweist, wenn sie zeigt, daß die Umbildung eines Stiles bedingt wird durch eine wirtschaftliche Form, einen Rechtszustand, ein soziales Moment. Die Beziehung dieser Momente zum Baustil bedeutet Sinn und Bewegung. Hierdurch wird die Frage der geographischen Darstellung beantwortet, d. h. ich kann das, was hier wirkt, nicht ausdrücken durch die Darstellung der Verbreitung einer Tatsache, sondern benötige hierzu deren mindestens zwei; und dann ist die eigentliche Wesenheit nicht dargestellt durch die zwei Tat-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sächlichkeiten, sondern symbolisch nahegebracht durch den beide verbindenden, den Augen unsichtbaren Sinn. Da die Kultur kinematisch ist, muß die Karte kinematographisch werden. Indem wir die Bewegung der Kultur in Serien fassen, machen wir unter Vermeidung von Hypothesen das Unsichtbare dem nachfolgenden Auge fühlbar als „Kartenerlebnis"

IX. Die kinematographische Darstellung einer Gruppe von Kulturformen zielt nach einer Zusammenfassung — ideal genommen — aller Kulturwesenszüge. Nicht eine bestimmte Zahl, nicht bestimmte Kulturbeziehungen, sondern eine Allbeziehlichkeit, das heißt der volle Reichtum des Lebens können und kann den Sinn des Ganzen als ein geschlossen Gewirktes, der Wirklichkeit der durch Logik und Abstraktionen statisch begrenzten menschlichen Vorstellung nahe bringen. Nicht das Nächstliegende darf über die Zusammenstellung entscheiden, sondern nur die Fülle der Lebensbeziehungen. Das Wirtschaftliche muß hineinleuchten in die Religion. Die Waffe soll verkettet werden mit Gesell-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schaftsformen. Die Tracht muß verwachsen mit dem Recht des Herkommens. Jedes einzelne aber muß in seiner Verbindung mit allem anderen erscheinen. Auf alle Fälle darf nichts bewegungslos und beziehungslos isoliert werden, denn dies würde dem Wesen der Kultur widersprechen.

Naturgemäß fordert diese Aufgabe eine weitgehende Kenntnis des Tatsächlichen. Das Institut verfügt heute bei Beginn der Veröffentlichungen über etwa zweihundert Verbreitungsentwürfe und das Grundlagematerial zu etwa dem doppelten Bestand. Somit kann jedes B- und C-Blatt dieses Atlasses seinem Innenwesen entsprechend schon heute aus einem weitgehenden statischen Wissen und Tatsachenmaterial herausmodelliert werden, und ist demnach das Tempo der Veröffentlichungen nicht etwa von nebelhaften Hoffnungen, sondern nur von der Geschwindigkeit des Reifens abhängig.

Daß die vorhandenen und zur Veröffentlichung gelangenden Karten alles erreichbare Material enthalten müssen, ist natürlich vorausgesetzt. Daß mancherlei übersehen werden kann und sicherlich auch wird, entspricht der Mangelhaftig-

keit der Berichterstatter, der Zufälligkeit der vorhandenen Forschungsberichte und der Erstmaligkeit dieser Arbeit. Dieser Mängel sind wir uns sicherlich mehr bewußt als alle bisherigen Bearbeiter von Karten primitiver Kulturen. (Solches Bewußtsein hat übrigens nur unseren Mut gestärkt.) Denn der bis heute kümmerliche Zustand der wissenschaftlichen Voraussetzungen auf unserem Gebiete fordert durchgreifende Taten und nur solche können das Wesentliche aus der immer mehr um sich greifenden Verzettelung erretten und alle Spezialkenner eines Gebietes veranlassen, uns mit Korrekturen zu unterstützen, worum wir herzlich bitten. Sollte ein Blatt einer wirklich bedeutenden Verbesserung bedürfen, werden wir uns nicht davor scheuen, vor Abschluß des Atlasses es neu zu bearbeiten und durch eine Zweitausgabe zu ersetzen.

Bei aller Sorgsamkeit in dieser Richtung tritt für uns aber, dem Wesen der Kinematographie entsprechend, der Begriff der Richtigkeit im statischen Sinne dem des Verständnisses im Kinematischen gegenüber zurück. Für letzteres erwuchsen uns aber im Laufe der Vorbereitungs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeit aus der Erschließung des Wesens der Kulturformen ausgezeichnete Anhaltspunkte.

Die Kultur ist überall organisch frei von allem Abstrakten und von jeder Art des Zufalles. Die Bewegungen führen auch nirgends zu einer Verfilzung, sondern überall zur Zusammenwirkung. Die Kultur lebt und atmet, bewegt sich von außen betrachtet vielleicht wie Flut und Ebbe, innerlich betrachtet aber geht sie, wie irgendein anderes organisches Wesen, durch Geburt, Reife und Tod und zeigt Altersklassen und erdische Gebundenheit. Ueberall, auch in Afrika, können wir mit Recht von einer Kulturgeschichte sprechen, von einer in großen Zügen zeitlichen Auf- und Niederganges geographisch sich ausdehnenden und zurückwellenden Kulturgeschichte, die als letztes Ergebnis eben jene tatsächlichen Formen hervorgerufen hat, die aus über- und nebeneinandergelagerten Kulturschichten bestehen. Diese in Afrika noch klarer als in Europa erhaltenen Komplexe und Konnexe stellen das naturnotwendige Wesen dar, das in kurzen Zügen die B-Karten erkennen lassen. Die Kenntnis der B-Karten stellt auch für uns die naturnotwendige Voraussetzung zum

endgültigen Verständnis der C-Karten voraus*). Die A-Karten, zumal die a-Serie wird erst bei Abschluß des ganzen Werkes ausgearbeitet werden können, weil erst dann ganz klar ist, welche Wesenszüge die Kultur den einzelnen Völkergruppen im speziellen und vorzüglich zugelebt hat.

X. Der Atlas africanus bedeutet den Abschluß fünfundzwanzigjähriger Vorarbeit und die eigentliche Begründung der Ordnung der Stoffe in der afrikanischen Kulturkunde, — gleichviel mit wie viel Irrtümern und Fehlern er im

*) Natürlich stellen die C-Karten das Bedeutsame für die allgemeine Erschliessung der Kultur dar, werden in diesem Sinne aber erst nach selbstverständlicher Erledigung der historischen Probleme durch die B-Karten durchsichtig, welches seinerseits also eine Voraussetzung und demnach bald zu erledigen ist. Wir hoffen dementsprechend diese B-Karten im Laufe der nächsten Jahre vollkommen zum Ausdruck bringen zu können. Der Zeitpunkt ihrer Veröffentlichung hängt nur noch von der Frage ab, welche Blätter für die C-Karten aufgespart werden müssen, um so von vornherein die Zahl der etwa doppelt erscheinenden Kartogramme möglichst einzuschränken.

Zum Verständnis der Entstehung der Kartogramme folgendes: Im Afrika-Archiv sind vereinigt

1. die die afrikanische Völkerkunde betreffende Literatur,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aeußeren auch noch belastet ist. Durch diese Karten spricht die Kultur selbst; gelehrte und traditionelle Hypothesen, die die Kulturkunde allzu schwer durch allzu lange Zeit belastet hielten, werden durch solche Sprache ausgeschaltet. Dadurch, daß das Statische sich als taugliches und zuverlässiges Handwerkszeug und Arbeitsmaterial erwiesen hat, werden die Hilfswissenschaften in natürlicher Weise auf die ihnen zukommende Einstellung zum Ganzen zurückgeengt. Die einzelnen Disziplinen treten als gleichbedeutsam nebeneinander: Architektur neben Sozialbau, Technik neben Sprache und Religion neben Wirtschaft. Es zeigt sich nun,

---

2. die auf ca. 500 Stämme sich beziehenden Originalberichte der Umfrageabteilung des Afrika-Archives,
3. die Originalberichte der Deutschen Innerafrikanischen Forschungs-Expedition.

Die ebenmässig aus diesen Beständen gemachte Exzerptur liefert das Material der Eintragung, die in Fällen sehr vieler Notizen und sich stark häufender Vorkommnisse auf Spezialblätter in 1:4000000, in den Fällen weniger ausgiebig fliessender Quellen sogleich auf Blätter von 1:14000000 stattfindet. In der kartographischen Abteilung erfolgt dann eingehende Nachprüfung und Reduktion auf die im Atlas hervortretenden Blattgrössen. Die Quellenangaben zu den Karten werden in den Abhandlungen des Institutes entweder gelegentlich einer umfassenden Arbeit oder nur aufzählungsmässig abgedruckt werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

daß man Kulturkunde nicht betreiben kann nur aus einer Disziplin heraus, und zumal die Philologie, die durch einseitige Gliederung den Vormarsch zur Kenntnis der Ordnung des Kultursinnes lange aufgehalten hat, wird sich nunmehr mit geringeren Vorrechten begnügen müssen.

Tatsachen, klare, unbeirrbare, wenn auch sicherlich zuweilen nicht ganz irrtumsfrei gesehene Tatsachen geben von nun ab die Entscheidung in Kulturfragen, die aus Tatsachenverbindungen zu fällen ist. Und weil diese Tatsachen nicht nur als statisches Material der physischen Wissenschaftsauffassung, sondern auch der metaphysischen Weltanschauung zu dienen vermögen und ihr wieder Ausdrucksmöglichkeit und Sprache verleihen, kann man sagen: indem hiermit ein Tatsachenbereich aufgedeckt wird, das zur metaphysischen Weltanschauung zwingt, gewinnt der Atlas africanus den Sinn eines Merkmales zwischen dem neunzehnten und dem zwanzigsten Jahrhundert.

Das Leben der Kultur wirkt hier mit der Wucht seiner äußeren Tatsächlichkeiten. Namen werden verweht, Autorenruhm schwindet. De-

mütig danken wir, meine Mitarbeiter und ich, dem Schicksal, daß es uns solchem Werke dienen ließ.

Welche Bedeutung heute der Atlas africanus, morgen vielleicht ein Atlas americanus usw. für die Kulturanschauung der Menschheit gewinnen muß, zeigt schon die erste einfache Belehrung durch die Karten. Afrikas Kultur erwächst aus einer Kulturdualität, der matriarchalischen, hamitischen Kultur einerseits, der patriarchalischen, äthiopischen Kultur andererseits. Keine ist denkbar ohne die andere, keine physisch ableitbar aus der andern.

Hier lebt uns das Phänomen aus einem Dasein, das wir nur im Plane des „Ur und Ewig" zu erfühlen vermögen, entgegen.

XI. Noch vor hundert Jahren lag das Innenwesen Afrikas in der schlummernden Unbekanntschaft, in die es die stets alle großen Unternehmungen unterbindenden Geschäftsgeheimnisse vordem des Gold-, später des Sklavenhandels vergraben hatten. Die bewohnte Erde war in großen Zügen erschlossen, dem Einfluß der Entdecker, Händler, Kolonisatoren und Wissen-

schaften ausgeliefert, die die Kulturen zersetzten, erredeten und besprachen, bis ihre Deutung der Wesenheit europäischer Auffassungsweise verfallen war und ihre Eigensprache von keinem mehr verstanden wurde. Dann erst — vor hundert Jahren — begann die Erschließung des großen, durch Verschleierung sich selbst eigen gebliebenen Afrika.

Zum andern: Vor einem Jahrhundert hob Joh. Gottfr. Herder den Bann der europäischen, damals westlich einengenden Vorstellung vom Werden und Sein der Kultur auf. Die „Stimmen der Völker" und die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" bereiteten eine neue Zeit vor, die im Verlaufe von hundert Jahren auf dem durch eine Unsumme von fleißigen und sorgfältigen Arbeiten gebildeten Wege den Taten und der Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts zustrebte. Die Welt hinter dem Spiegel ward sichtbar, und das, was Hunderte und Tausende von gelehrten und analysierenden, klugen und geistreichen Darlegungen übersprochen hatten: die Einheit des Wesens der Kultur zeigt heute nach hundert Jahren ihre ersten Strahlen am Horizont.

Ein Jahrhundert Entdeckungsgeschichte; ein

Jahrhundert Forschungsbetrieb und: Afrika wird nun erweckt, wird uns Erlebnis der Kultur. Die einzige heute noch nicht durch Philologie, Geschichtszergliederung und sonstige Einzelforschung der Spiegelsicht der materialistischen Periode verfallene Kulturwelt zeigt ein Eigenlicht, das auch unser Sein zu beleuchten vermag. Einige Miterlebende glauben, dieses Licht könne uns eine Kunst oder sonstwie Kultur reichen oder auch verlorenes, naives Kultursein zurückgeben. Ein Irrtum. Afrika wird uns lehren, was primitive Kultur ist, wird uns frei machen von Voreingenommenheiten in der Beurteilung unserer selbst. Die Kulturen jedes anderen Erdgebietes sind so übertüncht und in ihrer Aussichherauswirkung behindert oder aber uns so fremd, daß keine einzige eine so gewaltige Ausgesprochenheit, lautstarke Vernehmlichkeit und selbstverständliche Ueberzeugungskraft besitzt wie diejenige Afrikas, das — vor unserer Haustür an Sinn und Wesen uns am nächsten liegt.

Vor unserer Haustür: seit fünfzig Jahren steigt uns aus den Schottern europäischer und westasiatischer, geologischer, urgeschichtlicher und historischer Vergangenheit die stets wach-

sende, durch Hunderte von gelehrten Hämmern zur Stahlhärte geschmiedete Chronologie empor. Der früheren Wissenschaft, die mit papierenen Dokumenten arbeitete, folgte die der Inschriften in Stein und zuletzt jene, die aus Eiszeiten, Erdumwälzungen und geologischen Perioden kalte, nüchterne Zahlenreihen und Testate ableitete. Unter allen großen Ergebnissen des neunzehnten Jahrhunderts bietet diese Tatsachenbuchung wohl die nächste Möglichkeit, eigenes Sein anders zu erschauen und die Sehweise des eigenen Werdens umzubilden. Denn als Quelle der Kultur darf fürs erste nicht mehr Asien, als Abschätzung einer „Weltgeschichte" nicht mehr die nunmehr verkümmerte, mumienhafte Tradition unserer jüngsten Weltanschauung der Spiegelsicht gelten. Nun wissen wir: die ersten Kulturreste bietet nicht Asien, sondern Südwesteuropa—Nordwestafrika (Hubert Schmidt, Wilke, Schuchhardt, Obermaier, Bayer usw.); unsere „Weltgeschichte" ist aber zu dem Bruchteilchen und letzten Sprossen eines riesenhaften Werdens und Seins zusammengeschrumpft. In dieser Gesamtheit hat sich mehr und mehr vordem als wesentlich Erachtetes als bedeutungs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

los Unbeachtbares dokumentiert. Die eklektische Zusammenfassung der Geschichte der Hochkulturen aller Erdteile, die jahreszahlenreihende Zentimeterberechnung von Papyrusrollen, die mythologisch und philologisch um sich wirkenden Auslegungskünste rationalistischer Experimentalisten haben uns zuletzt vor ein Chaos zwar klarer, aber kalter, eiskalter Tatsachen gestellt, — vor Tatsachen, die ebenso leblos und dürr sind wie die papierenen und steinernen, historischen und geologischen Dokumente.

Am Ende dieses Jahrhunderts, das sich in Innereuropa dadurch auszeichnet, daß Religiosität trotz unverständlicher Dogmen wirkt, daß das Rechtsgefühl trotz lawinenartig sich überstürzender Rechtsgesetze weiterlebt, daß Liebe und Bekenntnis zum Werke trotz der kulturwidrigen Mechanisierung der Gemeinschaftsleitung weiterschaffen — am Ende dieser Zeit steht als deutliches Symbol hinter dem kreischenden Gegensatz von antimetaphysischer „Weltgeschichte“ und physischer „Weltanschauung“ die Sehnsucht zur Einsicht, zur Durchsicht.

Den alten Babyloniern, Indern, Israeliten, Griechen, — allen, allen alten Völkern floß ge-

schichtliches Werden, Werden der Umwelt, Verstehen des Seins, des Gewesenen und des Zukünftigen zu einer Einheit zusammen. Das war Einheit der Weltgeschichte und der Weltanschauung. Das Christentum war solche Einheit. Noch Goethe rang um sie und gewann sie. Ihm aber folgte das neunzehnte Jahrhundert. — Und heute, an seinem Ausgang, leben wir vor den toten Zahlen und Tatsachenreihen aus naturhistorischer und technischer, aus prähistorischer und historischer, spezialisierender und auflösender Forscherarbeit in einem Zustande, aus dem heraus Treu und Glauben ersetzt wird durch Paragraphen, Selbstsein durch Eklektizismus, Weisheit durch Wissen, Liebe zur Weisheit aber durch Geschichte der Philosophie. Und wer würde heute noch den Versuch wagen, dem Toten und Starren aus dem analysierenden Wesen dieser immer mehr anorganisierenden Kräftespiele heraus den Odem einzuhauchen?

Keiner unter den Lebenden unserer Welt.

Wir verschweigen.

Die Wesenheit jener afrikanischen Kultur aber verkündet.

Jetzt spricht aus dreimal gesegneter Ver-

schwiegenheit dies erst im Laufe der letzten hundert Jahre erschlossene und daher noch unbesprochene Afrika, das sich vom Rande der Urheimat der Kultur nach Süden erstreckt, eine Sprache, die nichts mit der unseres letzten Jahrhunderts zu tun hat, — seine Sprache, die aus einem „Ur und Ewig" klingt, — seine Sprache, die nicht den Zufall kennt und nicht das Gesetz, nicht die Analyse und nicht das Pergament, — seine Sprache, die noch die der metaphysischen Wesenheit vor der Schrift ist, — seine Sprache, die mit dem lapidaren Satze beginnt: Das Sichtbare ist Wirkung des Unsichtbaren, Tatsache Ausschlag der Wirklichkeit.

Diese Sprache ist mehr als nur die eines fremden Erdteils; wo unsere vertikal gerichtete Spatenarbeit nur Grundriß der Hausung liefert, da weben drüben noch unter hochaufragendem Dache zugehörige Wirtschafts- und Tagesabwicklungen; wo unsere, gleich ihren Dokumenten todesstarren Zahlen und Tatsachenreihen von oben nach unten rückwärtsführen in graue, undurchsichtige Nebel- und Steinmeere, leuchtet das Licht dort unten auf die gleichperiodische,

horizontale Wellenbildung von Lebensform und Wesensgemeinschaft. Letzte fossile Knochen der Kulturskelette bei uns sind dort noch Teile eines atmenden, blutwarmen Organismus.

Solche Sprache verkündet mehr als nur Einerdteiliges. Es ist die Sprache der Kultur selbst, eben die Sprache, die aus Tatsachen heraus zu dem hinter der schreienden Gegensätzlichkeit von Weltgeschichte und Weltanschauung liegenden Dasein führt. Solchem Klange wird jedes ernste Denken zunächst zuschweigen und ehrerbietig lauschen: dieser am Ende einer materialistischen Epoche nunmehr wieder vernehmbar werdenden Sprache der metaphysischen Welt.

S. 17 v 7027 : 4

T 51 914 058

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main